
Ebner-Eschenbach,
Gesammelte Schriften.
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY





Gesammelte Schriften

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Achter Band:

Erzählungen.

Vierter Band.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1901.

685

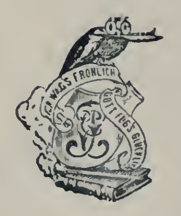
Erzählungen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

—×—

Vierter Band.



66066
21/7/05

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1901.

Alle Rechte vorbehalten.

Bertram Vogelweid.

I.

Bertram Vogel hatte ein Pack Manuskripte in die ohnehin schon überfüllte Lade seines alten Ungeheuers von Schreibtisch gestopft und bemühte sich nun, sie zuzuschieben. Aber sie leistete Widerstand, und als er böse wurde und anfing, heftig an ihr zu rütteln, spießte sie sich gar. Auf einmal schien sie ein menschliches Gesicht anzunehmen, das einen großen, viereckigen Rachen voll Bosheit gegen ihn aufsperrte.

Er trat zurück und seufzte grimmig: „Schon wieder! Schon wieder!“

Auch eine Folge seiner entsetzlichen Nervosität, daß alles Leblose, das ihn umgab, sobald er in die geringste Aufregung gerieth, ein höhnisch grinsendes Gesicht annahm, — das Gesicht eines seiner Feinde und Neider. Er hat ihrer zahllose, er, von Natur der friedfertigste und wohlwollendste Mensch, ist mit Feinden und Neidern bespickt, wie der Schild des Achilles mit Speeren. Und daran, und überhaupt an allem Uebel, das ihn trifft, ist der Beruf schuld, den er ausübt und haßt, der Beruf, in den die Verhältnisse ihn hineingeschoben haben und für den die zärtlichste, geliebteste, thörichtste Mutter ihn auserwählt glaubte.

„Wart', du Verfluchter, wie ich dich sitzen lasse," murmelte er und ballte die Fäuste gegen etwas Unsichtbares in der Luft. „Wart' nur noch ein Jahr! Wartet auch ihr, wie ich euch verlassen werde", rief er den verrauchten Wänden zu.

Nur weil die Wohnstube wohlfeil war, hatte er so lange in ihr ausgehalten. Sie lag im vierten Stock eines alten Zinshauses der inneren Stadt, hatte die Form einer Bratröhre und nur ein einziges Fenster, das nie und niemals von der Glorie eines Sonnenstrahls umspielt wurde. Und das Gäßchen, in dem das alte Haus stand, war so schmal, und die bösartig duftenden Rauchfänge seines Gegenübers waren so nahe! Mit einem langen Pfeifenrohr hätte man die Katzen, die Nachts auf dem Dache herumspazierten und ein verachtungswürdiges Konzert aufführten, herunterfegen können. In diese Versuchung gerieth Bertram nicht, er besaß keine lange Pfeife, er war (ebenfalls aus Sparsamkeit) kein Raucher. Er hielt das Fenster überhaupt geschlossen, denn es kam nichts Gutes herein, und für Ventilation war durch die beiden Oeffnungen der Bratröhre hinlänglich gesorgt. Die verruchten zwei standen in beständiger, heimtückischer Wechselwirkung und verbanden sich alle Augenblicke zu einem grausamen Attentat gegen den am Schreibtisch sitzenden Mann. Plötzlich legte sich's ihm wie ein eisernes Band um den Hals, oder es bohrte sich ihm ins Ohr wie ein Dolch, und nun begann das Tosen und Brausen im Kopf und machte ihm die Anstrengung des Denkens zur Höllenqual.

Gedacht aber mußte, es mußte sogar erfunden werden, spannend und originell um jeden Preis, ohne weiteres auch — um den des gesunden Menschenverstandes. O greulich!

In der Fenstervertiefung, über dem Abreißkalender, der das Datum 25. Juli zeigte, hing der Rasierspiegel. Bertram trat vor ihn hin, betrachtete nach langer Zeit einmal wieder das Bild, daß ihm daraus entgegensah, mit Aufmerksamkeit. Sie ging allmählich in zornige Entrüstung über.

Achtunddreißig Jahre alt sein und schon so tiefe Falten auf der Stirn haben und so eingefallene Wangen, so rothumränderte, trübe Augen, das ist doch des Teufels! Den verbissenen Zug um den Mund verdeckt glücklicherweise zum Theil der blonde Schnurrbart, dessen Enden sich breit ausgebürstet mit dem kurz gehaltenen Backenbart vereinigen; es sieht fein aus, und der ganze Mensch sieht fein aus, aber schrecklich unruhig und nervös. — Fortwährend muß er blinzeln und von Zeit zu Zeit verzieht ein blitzartiges Zucken ihm das Gesicht. Wie er das häßlich fand, wie er sich darüber kränkte und wie er nun einen neuen Grund zur Kränkung erfuhr! Eine Ueberraschung — aber was für eine! Mitten im üppigen Wald seiner Haare, gerade auf dem Scheitel, hatte er eine kleine Lichtung entdeckt.

„Das hast du mir angethan," rief er und ballte wieder die Faust, dieses Mal gegen den Arm des Gasrohrs an der Wand über dem Schreibtisch.

Die Flamme war längst ausgelöscht worden, aber bis zum Morgen hatte sie dem unermüdlichen Arbeiter ge-

leuchtet. Achtstundentag — lächerliches Wort! Sei du ein fleißiger Schriftsteller und Redakteur an der großen Zeitung: „Die junge Grenzenlose“ und sprich vom Achtstundentag. Habe allmorgendlich ein halbes Hundert Briefe zu verschlingen, ein paar Dutzend Manuskripte, Brochuren, Bücher durchzublättern, habe gewohnheitsmäßig zwei Romane unter der Feder und sprich vom Achtstundentag. Ein Roman „läuft“ in einem Volksblatt, der andere in einem Salonblatt, und: Fortsetzung folgt, heißt's unerbittlich. Eher dürfte die Zeit in ihrem Laufe innehalten, als so ein Roman in dem seinen.

Trotzdem ist die tägliche Arbeit nicht die arge, weil man an sie nur denken braucht, so lange man dabei ist. Die argen, die nervenzerrüttenden Arbeiten sind die, die nur wöchentlich einmal erscheinen, an die man aber beständig denken muß. Da ist der gewisse „Ueberblick über die neueste Litteratur.“ Heißes Pech und brennenden Schwefel über den Erfinder dieses an „über“ überreichen Titels.

„Aendern wir ihn, er ist lügenhaft,“ hatte Bertram Vogel dem Chef und den Kollegen vorgeschlagen. „Wenn wir von einem Einblick in den Wust sprächen, wär's protzig genug von uns. Ordinäre Ehrlichkeit spräche von einem Streif- oder Seitenblick.“

Man lachte ihn aus. Der Ueberblick gehörte zum eisernen Bestand der „Grenzenlosen,“ die Abonnenten waren an ihren Ueberblick gewöhnt, hatten ihn bezahlt und geschluckt und glaubten ihn zu haben.

Einer noch größern Beliebtheit als der Ueberblick erfreute sich das Sonntagsfeuilleton. Es hatte Bertrams Schriftstellerruf begründet, ihn populär gemacht, ihm seinen begeisterten Anhang erweckt und seine ehrenvollen Feindschaften.

Niemand sagte mehr: „Das Feuilleton von Vogelweid," wie Niemand sagt: „Der Wein Burgunder." Es hieß nur noch: „Haben Sie den heutigen Vogelweid gelesen?" Und: „Der ist wieder unerreichbar, macht einen witzig für die ganze Woche. Und das alles nur so hingeworfen, man spürt ordentlich, wie er sich selbst dabei unterhalten hat."

Ueber die Leichtigkeit, mit der Vogel produzirte, hatten sich Legenden gebildet, die man ihm erzählte, ihm ins bärbeißige Gesicht. Er konnte wüthend werden und widersprechen, so viel er wollte; es half nichts, die Leute schworen auf ihren Unsinn. Auf den zum Beispiel, daß er seine Feuilletons am Setzkasten diktire, oder daß er ihrer zwölf an jedem Samstage hinkritzle, eines davon ziehen lasse von der Hausmeisterin, die übrigen ins Feuer werfe.

In Wirklichkeit waren die lustigen Feuilletons, die ins Leben hineingeflattert schienen, lauter Zangengeburten, und Bertram fühlte die Qualen, unter denen sie entstanden, in demselben Verhältniß wachsen, in dem seine Jugend abnahm. Sie war's, ihr Frohsinn, ihre Lebenslust, was einst in seinen Arbeiten gesprudelt hatte, er besaß kein eigentliches wahres, nur ein Formtalent. Die Form war

auch noch immer anmuthig, geschmeidig, tadellos rein, aber der Inhalt bot nichts Neues mehr. Die Feinde und Neider haben es längst gemerkt, die Leser noch nicht. Werden sie sich noch fünfundzwanzig Mal, werden sie sich noch ein Jahr lang darüber täuschen lassen, daß es dieselbe Voltige ist, die ihnen bei veränderter Dekoration in einemfort vorgemacht wird?

Noch ein Jahr, nur noch ein Jahr, und mit der widerlichen Tintenkleckserei ist's vorüber. Bertram Vogelweid ist todt, Bertram Vogel auferstanden. Er lebt in tiefster Zurückgezogenheit auf seinem eigenen Grund und Boden, auf dem Bauerngütchen, das er erworben und allmählich schuldenfrei gemacht hat. Er wird sein Feld bebauen, sein Gärtlein pflegen, Bäume pflanzen, ... Bäume, was gibt es Schöneres in der Welt? Was hat er je geliebt wie Bäume, der im Wald geborene Förstersohn?

Bäume! Bäume! Heute noch wird er Bäume sehen und freies Feld. Es wirbelt ihm im Kopf bei dem Gedanken, es schwindelt ihm, er muß sich setzen. Er sieht wieder überall Gesichter, verträgt nicht einmal die Freude mehr; sein Arzt und Freund hat ihm mit gutem Grunde vor kurzem erst gesagt: „Jetzt wird mir der Mensch in seinen alten Tagen noch hysterisch.“

Auf dem Schreibtische liegen die Früchte seines wahnsinnigen Fleißes. Vier Ueberblicke, vier Feuilletons, die letzten Fortsetzungen seiner, ja, das hatte er sich zugeschworen, letzten Romane. Des Volksromans mit seinen idealen Anarchisten, ausbeuterischen Kapitalisten, vom Blut

und Schweiß des Volkes lebenden Baronen, Grafen und Fürsten, des Salonromans mit seinen Zweideutigkeiten, seinen Schlüpfrigkeiten. Nur allzu treu nach französischen Mustern, und doch überall Champagner in Bier verwandelt.

Ekel und Greuel! Eine plötzliche Wuth erfaßte ihn über sich selbst, über die Wege, die er ging, und über alle die Hunderte von Narren, die sich an ihn herandrängten und seinen Spuren folgen wollten, und denen er davon abgerathen hatte, im Anfang seiner Karriere recht höflich, in der Folge derb und derber.

Er besann sich auch der Singvögel männlichen und weiblichen Geschlechts, die ihm scharenweise zugeflogen waren. Erbarmungslos hatte er sie verscheucht, und wer weiß, ob sich unter ihnen nicht vielleicht doch eine Nachtigall befand.

Da war eine Anna Mimona, deren er nicht ohne eine Art Reue gedenken konnte. Sie hatte ihm ein Heft Gedichte — ein kalligraphisches Meisterwerk — geschickt, und um sein Urtheil gebeten. Ein empfehlendes Wort von ihm, schrieb sie, würde diesen poetischen Versuchen einen Verleger verschaffen und dadurch einer verarmten Familie die Existenz erleichtern.

Bertram hatte das Buch nicht aufgeschlagen. Was kann man einer Person zutrauen, die albern genug ist, die Lyrik als Einnahmequelle anzusehen! Als die Poetin nach langer Zeit wieder schrieb und auf das höflichste um Bescheid ersuchte, erhielt sie ihn. Er lautete: „Kaufen Sie sich eine Nähmaschine.“

Seitdem hatte sie ihn nicht mehr behelligt, und das gefiel ihm; Anna Mimona war also eine feinfühlige Person und bildete einen gewaltigen Gegensatz zu den vielen, die sich ihm nahten, girrend wie die Tauben, sobald aber der Beifall, den sie verlangten, ausblieb, zu bösartigen Krähen wurden und die Augen des unerbittlichen Kritikers bedrohten.

Das alles aber wäre zu verschmerzen, es gibt viel Schlimmeres: die Anhänger und Freunde, die gelobt werden müssen, weil sie loben, die Gegner, die getadelt werden müssen, wenn auch der eigenen Ueberzeugung zum Trotze. So lange gelobt und getadelt, bis aus all dem Müssen eine Art Wollen sich entwickelt und die aufgedrungene Meinung zur eignen wird, weil man um sie gelitten und Anfeindung erduldet hat. Aus dem fortwährenden Bekennen entsteht ein Glauben. Das Vorurtheil ist zur Religion geworden, das Amt hat den Menschen gefressen.

Bertram stieß ein höhnisches Gelächter aus und preßte beide Hände konvulsivisch an den Kopf.

Eine alte Kuckucksuhr, die in der Nähe der Thür ihr langes Pendel schwang, erhob jetzt ein lautes Geschnarre. Sie hatte die Absicht, elf zu schlagen, konnte sie aber nicht ausführen.

In einer Viertelstunde wird der Wagen da sein, der den Reisenden nach dem Bahnhof bringen soll. Bertram hat gestern einem Komfortablekutscher auf dem Stephansplatz das Versprechen abgenommen, sich Punkt ein Viertel auf Zwölf vor dem Hausthor einzufinden. Wenn er nur kommt, der Mensch. Im Moment, in dem Vogel

ihm das Angeld gegeben und er's eingesteckt hat, sind dem Besteller die unverläßlichen Augen des Menschen aufgefallen. Wenn er nur Wort hält. Wort halten ist eine große Tugend, und von einem Komfortablekutscher eine große Tugend verlangen die pure Romantik, die reine Thorheit. Aber man begeht sie, man ist so dumm, man ist ein so vertrauensseliger Esel!

Bertram spürte einen gallbittern Geschmack im Munde und betrachtete mit Wehmuth das hübsche Kofferchen, das er sich gestern angeschafft hatte. Es stand in der Ecke auf zwei Sesseln sauber zusammengeschnallt. Die Schlösser glänzten wie zwei Augen und schienen zu fragen: Nun — wird's? Wandern wir? Die Handtasche (auch neu und fertig gepackt) war auf dessen Rücken etablirt und noch offen. Sie wartete auf den Schreibtischschlüssel, den sie aufnehmen sollte. Aber der steckte und die Lade gähnte wie ein Haifisch. Bertram sprang auf und wollte sie mit einem gewaltigen Ruck zuschieben. Da entfaltete sie eine teuflische Bosheit und spie ihm, soviel sie von ihrem Inhalt nur herausbringen konnte, vor die Füße.

Sinnlose Wuth übermannte ihn, er fiel über die Tückische her und rüttelte an ihr, daß sie stöhnte und in allen Fugen bebte.

Jetzt wurde an der Thür geklopft und ohne weitere Umstände eingetreten. Frau Hundlgruber, die Hausmeisterin, ein Bild grandioser Gelassenheit, zwang sich zu einem kleinen Schrei beim Anblick des Zimmerherrn, der seinen Schreibtisch prügelte:

„Jessas und Joseph, Herr von Vogel, was sein's denn schon wieder nervios, was regen's Ihnen denn auf? Kommen's, gehn's weg, lassen's mich her."

Sie schob ihn fort mit einer sanften Macht und Leichtigkeit, wie sie ein Feldsesselchen fortgeschoben hätte, sammelte die auf dem Boden liegenden Schriften und legte sie mit glättenden Händen in die Lade, die, empfänglich für anständige Behandlung, den ganzen Reichthum nun gutwillig aufnahm und sich auch ohne Widerstand absperren ließ.

Frau Hundlgruber warf den Schlüssel in die Reisetasche und meldete auch, daß es Zeit, und daß der Einspänner vorgefahren sei.

Wieder gerieth Bertram außer sich: „Zeit ist's; ich versäum' den Zug! ich versäum' den Zug!" stieß er hervor, riß seinen Hut und Ueberzieher vom Kleiderstock und wollte mit Hinterlassung aller seiner Reiseeffekten davonlaufen.

Frau Hundlgruber ertheilte ihm eine neue Ermahnung, gab ihm seine Tasche und seinen Regenschirm in die Hand, nahm selbst das Kofferchen unter den kräftigen Arm und fragte, was mit den Sachen auf dem Schreibtisch zu geschehen habe.

Bertram rief voll Hast: „Alles Rekommandirte auf die Post . . . Die Rezipisse verwahren Sie, die bind' ich Ihnen auf die Seele, mit Spagat, Frau Hundlgruber. Das große Paket tragen Sie, bitte, auf die Redaktion."

„Jessas und Joseph, das is g'wiß das End' von Ihrer schönen G'schicht," sprach Frau Hundlgruber und lächelte seelenvergnügt: „Sagen Sie mir nur noch g'schwind, ich könnt' ja heut' nit schlafen vor Neugier: Wird der Baron wirklich lebendig begraben? Verdienen thät er's, der Schuft der miserable. Is der Pulcher wirklich der Stiftsdam' ihr Sohn, und wird der brave Anarchist richtig noch Minister bei der Polizei?"

„Das alles soll die Zukunft Ihnen enthüllen, jetzt lassen Sie uns scheiden. Leben Sie wohl, Meisterin dieses Hauses," sprach Bertram pathetisch, „und wenn hier Feuer ausbrechen sollte, dann retten Sie alles, nur den," er wies mit ausgestrecktem Finger nach dem Schreibtische, „den lassen Sie verbrennen, der ist assekurirt."

Damit rannte er die Treppe hinab, stieg in den vor dem Hause wartenden offenen Wagen, das Gepäck wurde untergebracht und fort ging's im Gezottel eines steifen Fliegenschimmels, dem Nordbahnhofe zu.

II.

Eine peinliche Fahrt. Wohl zehnmal tippte Bertram mit der Spitze seines Regenschirms dem Kutscher auf die Schulter und flehte: „Fahren Sie zu, vorwärts!“ Er suchte zu imponiren und befahl: „Vorwärts. Fahren Sie zu!“ Es machte keinen Eindruck. Er knirschte in Verzweiflung: „Wir kommen zu spät! Kutscher! Mensch! Zu spät!“ Half alles nichts. Der Kutscher, breit wie sein Bock antwortete nur mit undefinirbaren Lauten, eine Art Gegrunze, und sein Fahrgast schalt ihn im Stillen eine Pappendeckelseele, ein stumpfsinniges Halbthier.

Wagen um Wagen, alle mit Koffern beladen, fuhren ihnen vor, der Fliegenschimmel schüttelte dazu nicht einmal den Kopf. Sein Lenker war unzugänglich, und er war ohne Ehrgeiz. Bertram rutschte immer weiter vor auf seinem Sitze und saß zuletzt nur noch auf der Polstereinfassung. Er meinte sich dadurch leichter zu machen; er hätte ums Leben gern mitgezogen und erreichte nichts anderes, als daß ihm zuletzt in seiner Aufregung alles vor den Augen tanzte, und daß er statt des breiten Kutscherrückens ein abscheuliches Gesicht mit Hängebacken vor sich sah. Vor Entsetzen wandte er den Blick ab, lehnte sich

zurück im Wagen und gab alle Hoffnung auf, noch zurecht zu kommen. Das begab sich ganz in der Nähe seines Zieles, und ein paar Minuten später hatte er den Bahnhof erreicht.

Aber welch ein Gewirr und Getreibe herrschte da!

„Der Schnellzug is heut' ungeheuer besetzt," sagte ein riesenhafter Träger, der an den Wagen Bertrams herantrat und sich des Gepäcks bemächtigte.

Ungeheuer besetzt. O du liebes Schicksal! Just heute, an dem ersten Tag nach vier Jahren, an dem Bertram reisen kann, müssen Hunderte von Leuten reisen, die's wahrscheinlich ebenso gut früher hätten thun können. Er springt aus dem Wagen und will dem Träger folgen, der die Stufen zur Halle hinaufsteigt. Da wird der schläfrige Kutscher plötzlich lebendig und schreit:

„Erscht hetzen! und durchgeh'n a no? Halt's 'n auf!"

Bertram erschauderte bei dem Gebrüll. Der Vorwurf, den ihm der Grobian vom Bocke zuschleuderte, traf ihn wie der Blitz vom Himmel. Er hatte vergessen, seine Fahrt, wie es sich gehört, im Voraus zu bezahlen, stand als Betrüger da, die Blicke der Menschen, die sich nach ihm umsahen, sprachen es aus. Er bemerkte auch, daß ein Wachmann ihn fixirte. In zitternder Eile, mit vor Kälte steifen Fingern (am 25. Juli um die Mittagsstunde, bei 28 Graden über Null) entnahm er seinem Portemonnaie eine Banknote und reichte sie dem Grobian, der augenblicklich den Hut zog und kriechend und demüthig bat: „Schaffen Euer Gnaden ein andres Mal wieder."

Bertram eilte dem Träger nach, der schon auf ihn wartete, kurzweg fragte: „Wohin?“ und ebenso kurzweg hinzufügte, nachdem er die Antwort: „Hullein“ erhalten hatte: „Nehmen's Ihr Billet.“

Ja, nehmen! Das ist leicht gesagt. Bei dem Fenster, durch das die Banknoten hinein- und die Fahrbillete herausgeschoben werden, gab es ein Gedränge, als ob dort Brot vertheilt würde unter Hungernde. Bertram stand als der letzte zwischen den eisernen Schlangen, die zum Schalter führen, und zappelte vor Ungeduld und quälte sich mit gräßlichen Zweifeln: „Wohin ist der Kyklope gerannt, was hat er mit meiner Bagage angefangen? Was hat sein mysteriöses Verschwinden zu bedeuten? Der Kyklope ist am Ende gar kein Träger, sondern ein als Träger verkleideter Strolch, der jetzt das Weite sucht mit meinem Hab und Gut.“

Bertram späht ihm vergeblich mit verstörten Blicken nach, möchte nach Hülfe schreien und wagt es doch nicht recht, trotz der Ueberzeugung, daß er bestohlen ist, beraubt! O die Menschen! die Menschen! Was für ein ausbündiges Gesindel! Fluch über sie und ihre höllische Erfindung, die Eisenbahn, die allen Lastern eine nie dagewesene Fülle von Gelegenheiten bietet, sich auszubreiten, zu wuchern, hereinzustieben, triumphirend mit Dampf in die früher — verhältnißmäßig wenigstens — unschuldige Welt. Bertram seufzte, schnaubte, stampfte und hatte zur Verstärkung seiner Pein ein dumpfes Gefühl, daß er lächerlich sei und sich so ausnehme.

Unweit von ihm, neben einer Säule in der Halle, stand eine junge, große, schlanke Frau in hellgrauem Reiseanzug, mit einem allerliebsten Mützchen ohne Schirm auf dem Kopfe. Sie blieb ganz gelassen mitten in dem fürchterlichen Trubel, der sie umgab, hatte ihre Reisetasche (wo ist die meine, dachte Bertram schmerzlich) auf den Boden gestellt und schien in vollkommener Gemüthsruhe auf jemanden zu warten. Dabei beobachtete sie den armen, zwischen den Eisenbahnbarrièren zuckenden Vogel, diskret, mit höchster Wohlerzogenheit, aber offenbar belustigt. Ihre blauen, ehrlichen und unbeschreiblich sympathischen Augen sprachen: Du machst mir Spaß.

Der vorletzte Passagier war abgefertigt, Bertram trat an seine Stelle und quetschte mühsam das Wort „Hullein“ hervor, während draußen — es fuhr ihm in die Kniee, daß sie zusammenknickten — das erste Läuten erscholl. Der Beamte hinter dem Schalter streifte ihn mit einem flüchtigen Blicke, hielt ihn für einen anderen, schob ihm ein Billet erster Klasse hin und sagte während des Herausgebens auf zwei Zehnernoten:

„Eile, Herr Baron, höchste Zeit.“

„Träger! Wo ist der Träger?“ rief Bertram und vergaß völlig, daß der ein Schuft, ein Strolch war und die Bagage entwendet hatte.

„Was für a Nummer?“ fragten ein paar Blousenmänner.

„Weiß ich's?“ Und noch einmal rief er, aber schon völlig hoffnungslos: „Träger!“

Siehe, da kam der Strolch aus dem Magazin herausgelaufen und hatte ein vertraueneinflößendes Gesicht und sprach: „Da drin hat einer an Koffer falsch aufgegeben.“

„Den meinen,“ stöhnte Bertram.

„Na, na, den Ihren nit. Jetzt aber machen's g'schwind. Wo is Ihr Billet?“ Er bemerkte die Aufregung des Reisenden und lächelte — die Nervösen sind die einträglichsten — nahm ihn unter seinen väterlichen Schutz, führte ihn zur Wage und wieder an einen Schalter — was das für unnöthige Förmlichkeiten sind! und wieder hieß es bezahlen, und Bertram glaubte zu bemerken, daß ihm ein Fünfer fehle. Jetzt aber war nicht Zeit, nachzusehen, das zweite Läuten ertönte, und Bertram verlor völlig den Kopf. Er riß seinen Regenschirm dem Träger aus der Hand, rannte durch die Halle über die Treppe, durch den Wartesaal an dem verblüfften Portier vorbei auf den Perron.

Dort wieder ein schreckliches Gedränge und grausame Rücksichtslosigkeit gegen den Nächsten. Mit den Ellbogen, den Knieen, den Füßen wird gerungen, gestoßen, gepufft. Die Männer denken nur an sich, die Frauen nur an ihre Brut, nie wird Bertram einen Platz erobern; auf den Faustkampf ist er nicht eingerichtet. Er bleibt stehen, sieht den Anderen nach und hat einen neuen verzweifelten Anfall von Menschenverachtung.

„Sie! Herr!“ schreit ihm plötzlich jemand in die Ohren. Er wendet sich um, und vor ihm steht sein

Träger, der gute Kyklope. Er hat sich Bahn gebrochen bis zu ihm und bringt ihm den Gepäckschein, die Handtasche und das Portemonnaie:

„Das alles haben's bei der Wag liegen lassen," spricht er, grüßt militärisch und will enteilen. Aber Bertram ruft ihn zurück, sein Herz quillt über vor Beschämung und Rührung. Wie unrecht hat er einem Ehrenmann gethan! Er sucht nach in seiner Geldtasche, ein Fünfer ist noch drin, muß noch drin sein, den Fünfer hat er nicht ausgegeben, aber er findet oder sieht ihn jetzt nicht, knüllt krampfhaft alles Papierene, das ihm zwischen die Finger kommt, zusammen und schenkt es dem Ehrenmann. Dann rennt er weiter, die Ufer der tobenden Menschenfluth entlang. Hinein wirft er sich nicht, das nicht, o pfui! ihm graut.

Mit Verzweiflung fand er sich plötzlich fast allein auf dem Perron. Der ungeheure Zug hatte alles geschluckt. Aus den Fenstern, unter denen Bertram herumirrte, zu denen er hülfeflehend emporsah, blickten böse Gesichter, drohende Augen auf ihn nieder. „Alles besetzt!" riefen grausame Stimmen. Einzelne noch offen stehende Thüren wurden von innen heftig zugeschlagen.

„Einsteigen!" donnerte ein Schaffner dem armen Ausgeschlossenen zu, und der stöhnte:

„Wo?"

„Welche Klasse?"

„Erste."

„Was kriechen's also da herum? Also zurück, ganz

hinten!" braust der Schaffner auf, selbst schon im Begriff, seinen luftigen Sitz zu erklettern, und der schreckliche Mensch an der Glocke hebt den Schwengel zum dritten Läuten.

Da öffnet sich der Schlag des letzten Waggons, ein junger Mann steckt den Kopf heraus und winkt dem athemlos heranstürmenden Bertram: „Da her, da ist noch Platz!"

Wenige Sekunden später setzte Bertram den Fuß auf das erste Trittbrett, sein Retter streckte ihm die Hand entgegen, er ergriff sie und ließ seinen Regenschirm fallen und sah sich nicht einmal nach ihm um, erklomm das zweite Trittbrett und stand im Wagen keuchend, verstört. Im selben Augenblick wurde die Glocke geläutet — ein durchdringender Pfiff — ein Ruck, Bertram taumelte und saß, aber so schlecht, daß er gleich wieder aufsprang.

Der junge Mann hatte einen Schrei ausgestoßen:

„Donnerwetter, was thun Sie denn? Aber um Gotteswillen, Sie setzen sich ja auf meine Tauben!"

III.

Auf dem Ecksitze des Halbcoupés, in das Bertram hereingestürzt war, stand ein Vogelbauer, und in dem befanden sich zwei prächtige Ringeltauben, die ganz erschrocken über die plötzliche Verfinsterung ihres Lokals, Töne des Entsetzens ausstießen und mit den Flügeln schlugen. Ihr Eigenthümer bemühte sich, die in eine Plattform verwandelte Kuppel ihres Bauers aus Draht wieder zurecht zu biegen, und Bertram konnte kein Ende finden mit Entschuldigungen:

„Es ist hoffentlich nichts geschehen?" fragte er besorgt.

„Den Tauben nichts. Aber so lach' doch nicht," wandte der junge Mann sich an seine Begleiterin, die in der Ecke saß, und in der Bertram die anmuthige Frau erkannte, deren wenig schmeichelhafte Aufmerksamkeit er schon auf dem Bahnhofe erregt hatte. Trotz der redlichsten Mühe vermochte sie das helle, herzerquickende Lachen, in das sie ausgebrochen war, nicht zu unterdrücken. Sie entschuldigte sich:

„Verzeihen Sie, es ist aber zu spaßig gewesen, der Schreck meines Mannes und dann der Ihre."

„O, gnädige Frau, was mich betrifft, lachen Sie weiter, es klingt so schön," erwiderte Bertram.

Da wurde sie sogleich ernst und lud ihn ein, sich zu setzen. Er wollte seinen Platz durchaus mit dem Vogelbauer theilen, durfte aber nicht, mußte sich allein in die Ecke placiren. Der Ehemann, der auffallend schöne, braune Augen hatte und kurzgeschorene, schwarze Haare, stellte die Tauben auf den Mittelsitz, den auch er einnahm und sagte:

„Sie müssen sich's bequem machen, Sie sind unser Gast. Wir haben das ganze Coupé genommen wegen der dummen Viecher und weil die Leute so kurios sind. Wenn einer mit einem Bettsack von hundert Kilo, sechs Kopfpolstern und drei Decken einrückt, sagt Niemand was, bringt man aber einen Kolibri in den Waggon, schreien sie gleich: In den Ochsenwagen damit!"

Ein erbitterter Ausdruck tiefster Menschenverachtung lagerte wieder auf Bertrams Zügen: „Dummes, eingebildetes Volk!" brummte er. „Als ob man nicht hunderttausendmal besser aufgehoben wäre in der Nähe einer Taube als in der eines Tabakrauchers!"

Bei diesen Worten wechselte das Ehepaar einen Blick, dessen Bedeutung er sich nicht erklären konnte. Das setzte ihn in Verlegenheit; um sie zu verbergen und sich möglichst angenehm zu machen, begann er, die Tauben zu bewundern; ihre Größe, ihre sanfte Cedernholzfarbe, ihre Ringkragen à la Philippine Welser.

„Ja, ja, sind schön, wenn sie mir nur nicht davonfliegen," sprach der junge Mann und betrachtete sie mit halb stolzen, halb bekümmerten Eigenthümerblicken, „ich habe sie in Wien gekauft für meine Zucht."

„Sie züchten Tauben?“ fragte Bertram voll Begeisterung. „Ich werde auch Tauben züchten, ja, ja, das ist meine Absicht, ich habe sie eben gefaßt. Ich werde alles thun, was man auf dem Lande thun kann.“ Er war wie berauscht. Die kräftige Luft, der Sonnenschein, der Anblick der Felder in ihrer goldigen Pracht, rissen ihn hin. Unbeirrt durch das Erstaunen, das er mit seiner Beredtsamkeit erregte, fuhr er fort: „Ich werde hinter dem Pfluge gehen und singen mit Alexei Koltzow: Vorwärts Gäulchen, vorwärts, zieh die Ackerfurche. O weh!“ unterbrach er sich, „ich citire wieder — Werkstattgewohnheit; ich bin wie der Kammerdiener im Proverbe Leclerqs, ich kann in der Freiheit die schönen Tage der Sklaverei nicht vergessen.“ Er klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers an seine Stirn: „Nichts als Bücher da drin, todte Buchstaben. Ich bin nämlich — Gott sei's geklagt, Litterat. Aber nicht lange mehr, bald schon — unnennbare Wonne — Bauer.“

Der Mann und die Frau wechselten wieder einen Blick, den Bertram dieses Mal verstand. Sie hatten sich zurückgelehnt, er beugte sich weit vor, um ihnen in die Augen sehen zu können. Es war ihm so wohlthuend. Diese Menschen schienen so ganz im reinen mit sich selbst, so friedlich, so ausgeglichen.

„Gnädige Frau,“ sagte Bertram, „und Sie, mein edler Retter, Sie halten mich für geistesgestört, ich bin es nicht, ich bin nur entsetzlich nervös. Das wird man in meinem sogenannten Berufe, der nicht der meine ist. Ich bin ein

Förstersſohn und durch Natur, Geburt, Neigung zum Forstweſen beſtimmt.“

Das Ehepaar antwortete mit „So?“ — „Ja?“ höflich, aber erſchreckend kühl, er fühlte, daß er ſich unangenehm machte, daß man ſein Geſchwätz zudringlich fand, und doch war's, als ob ihm ein Teufelchen auf der Zunge ſäße, das auf ihr herumhüpfte wie auf einem Trampolin und ihn zwang, all die Ueberflüſſigkeiten vorzubringen.

Die junge Frau benutzte die erſte Pauſe, die er machte, um ihn zu fragen: „Iſt es Ihnen ſehr unangenehm, wenn ich rauche?“

Er verneigte ſich: „O gnädige Frau, wenn Sie rauchen, iſt es mir eine Ehre und ein Glück!“

Sie lächelte, jetzt fand ſie ihn offenbar wieder komiſch, griff in ihren Reiſeſack und entnahm ihm eine Cigarrentaſche, ein Feuerzeug und die geſtrige „Grenzenloſe“, die mit dem Sonntagsfeuilleton.

„Jetzt will ich meinen Vogelweid erſt genießen,“ ſagte ſie zu ihrem Mann, „in der Stadt kommt man zu nichts. Ich hab' geſtern in die Zeitung grad nur hineingeguckt.“ Sie brannte einen ziemlich großen Glimmſtengel an, drückte ſich behaglich in ihre Ecke und rauchte und las und vergaß in ihrer genußreichen Verſunkenheit alles um ſich her — nur nicht ihren Mann. Der hatte ſich tief hinuntergleiten laſſen auf ſeinem Sitze, einen Fuß an die Wand des Waggons geſtemmt, den anderen übergeſchlagen und ſah unverwandt zu ihr hinauf.

„Er iſt heut' beſonders gut, nicht wahr?“ fragte er,

wenn sie sich so recht zu unterhalten schien. Sie antwortete mit stummem Kopfnicken, und er suchte ihr Interesse noch zu erhöhen.

„Wart nur, lies nur, es wird immer besser."

„Excellent!" rief sie plötzlich aus, „nein, der Vogelweid — wie ich den liebe!"

Bertram hielt sich nicht länger: „Sie haben Unrecht, gnädige Frau, das ist, ich bitte um Verzeihung, eine Geschmacksverirrung."

Sie wurde roth, ihr Mann fuhr auf: „Erlauben Sie mir" —

„In keinem anderen Punkte hätte ich Ihnen etwas zu erlauben oder zu verbieten, Ihnen, meine gnädige Frau, oder Ihnen, mein edler Retter," versetzte Vogel. „Aber in dem einen Punkte habe ich das Recht einer Meinung und die Pflicht sie auszusprechen. Sie dürfen mir glauben, daß dieses Feuilleton, das Ihnen besonders gut vorkommt, besonders schlecht ist, und daß Sie über etwas mühsam Zusammengequältes lachen. Lauter alte Witze und Späße, denen man aber ihr Alter nicht anmerken soll, immer das alte Ragout, nur mit neuem Ueberguß."

„Erstens," erwiderte die junge Dame, „haben Ragouts keine Uebergüsse, sondern Saucen, und wenn mir die Sauce schmeckt —"

„Unglücklicherweise. Sie sollten sich das Gebräu nicht schmecken lassen und würden auch nicht, wenn Sie wüßten, aus welchen Ingredienzien es besteht und mit wie niederträchtiger Künstlichkeit es eingerührt ist. Künstlich=

keit — Karrikatur der Kunst! und natürlich auch Routine. Die zwei bringen das Tränklein fertig, das dann den Leuten so leicht eingeht, wirklich wie nichts. Sie brauchen nur den Mund aufthun, es läuft von selbst hinein, das charakterlose, für jeden Gaumen berechnete Zeug!"

Das Ehepaar hatte dem aufgeregten Reisegefährten schweigend zugehört: „Sie sind vom Fach, man sieht's," sprach der Mann, und die Frau erklärte:

„Nein, nein! ich lasse mir die Freud' an meinem Vogelweid nicht verderben. Sie sagen immer wegwerfend: das Zeug. Wie viele würden ihrem Gott danken, wenn sie solches ‚Zeug' schreiben könnten."

„Das gewiß. Es trägt ja viel mehr Geld ein, als das Herstellen guter, gediegener Kost. Und — Geld! ‚Am Gelde hängt, nach Gelde drängt' ꝛc. ist heute noch wahr, und bleibt es vielleicht noch ein Weilchen, bis uns die Sozialisten von dem elenden Tauschmittel befreien. Seien Sie ganz aufrichtig mit mir, gnädige Frau," begann er nach einer kleinen Weile von Neuem. „Oder seien Sie es auch nicht — mit Worten, ich weiß doch was Sie denken, ich sehe Sie denken. Der Neid spricht aus dir, denken Sie, Sie irren. Der litterarische Bajazzo, den Sie in Schutz nehmen, und den ich angreife, der alte, verbitterte, müde Vogelweid flößt mir nicht den geringsten Neid ein, dazu kenne ich ihn zu gut, bin zu genau eingeweiht in die Geheimnisse seiner armseligen Journalistenexistenz. Ich bin ja selbst dieser Vogelweid. Habe die Ehre, mich noch einmal vorzustellen: Bertram Vogel, genannt Vogelweid."

Es entstand eine kleine Verlegenheitspause.

„Sie glauben mir nicht?“ fragte Bertram.

Doch! ja, sie glaubten ihm. Sie besannen sich jetzt, Porträts von ihm in illustrirten Blättern gesehen zu haben. Nicht sehr ähnlich, allerdings. Das entschuldigte, so hofften sie wenigstens. Der Retter nannte sich:

„Gerhart Neuhaus.“

„Graf Neuhaus,“ rief Bertram und lüftete freudig den Hut, „ein Nachbar meines Gönners und Jugendfreundes, Hugo von Weißenberg? Es ist mir eine ganz besondere Ehre.“

„Uns auch,“ sagten der Graf und die Gräfin, und man schüttelte einander die Hände. „Wir haben nicht nur viel von Ihnen gelesen, wir haben auch viel von Ihnen gehört,“ setzte die junge Frau hinzu. „Sie sind doch auf dem Wege nach Obositz, bringen Ihre Ferien bei Weißenberg's zu, nicht wahr? Man kann Ihre Ankunft kaum mehr erwarten, wird Sie ganz ausschließend in Beschlag nehmen. ‚Vogelweid will Niemanden sehen, er ist ein bißchen menschenscheu,‘ reden Sie uns immer zu Gehör. Nun, daß Sie nervös sind, gebe ich zu, aber menschenscheu? davon haben wir nichts bemerkt.“

„Sie freilich nicht, meine Herrschaften, ich habe mich Ihnen an den Kopf geworfen und krame mein Innerstes vor Ihnen aus mit barbarenmäßiger Aufdringlichkeit. Stimmung! alles Stimmung! Ich bin ein Sklave meiner Stimmung! Das ist die Folge des unglückseligen Sichüberarbeitens. Arbeit ist der beste Inhalt unseres Lebens,

Weisheit, Tugend, Gesundheit, Glück! Sich überarbeiten ist Fluch, ist der Tod aller unserer Fähigkeiten, nicht der geistigen allein, auch der moralischen. Man taugt nichts mehr, man verliert allen Halt . . . Sehen Sie mich; ich perorire da unaufhaltsam und weiß, in einer halben Stunde, in fünf Minuten vielleicht, werde ich stumm sein wie ein Stock, nicht eine Silbe herausbringen und nicht mehr wissen, ob man sagt: Schöne Frau, ich habe die Ehre oder: Schöne Ehre, — ich hab' eine Frau."

Die Gräfin lachte: „Da sind Sie ja sehr zu bedauern."

„In einem Jahre werde ich sehr zu beneiden sein, wenn ich mein Glück erlebe, wenn ich nicht früher überschnappe, es kommen mir manchmal so elend feige Gedanken."

„Sie werden noch eine Menge Gutes erleben," sagte der Graf. „Der kleine Besitz, den Weißenberg für Sie gekauft hat, ist sehr hübsch. Aber ich darf nichts verrathen, das sollen ja lauter Ueberraschungen werden."

Die Augen Bertram's leuchteten, doch sprach er ängstlich: „Ich will mir nicht zu große Erwartungen machen. Alles hat zwei Seiten, auch mein Besitz wird sie haben. Vorläufig rechne ich mit Zuversicht nur auf ein ungetrübtes Glück. Auf das Glück, vier volle, gesegnete Wochen in einer unlitterarischen Umgebung zu verleben. Sie können nicht ermessen, was das bedeutet für einen Tintenmenschen wider Willen. Vier Wochen, in denen er kein Buch in die Hand nehmen braucht, in denen

ihm kein Manuskript unter die Augen kommt, Niemand ein Autograph von ihm verlangt, vier Wochen himmlischer Seligkeit! Weißenberg war mein Schulkamerad, er ist mir der treuste Freund, meine Vorsehung ist er. O, wie freudig bin ich ihm zu ewigem Dank verpflichtet; in keines Menschen Schuld stände ich mit solcher Wonne, wie ich in der seinen stehe, und ich bin doch lieblos genug, mich weder auf ihn noch auf die Seinen so zu freuen, wie ich mich auf die absolut litteraturfreie Atmosphäre seines Hauses freue."

Der Graf räusperte sich, die Gräfin sah befremdet aus. „Wann waren Sie zum letztenmal in Obositz?" fragte sie.

„Vor vier Jahren."

„Stehen Sie nicht in Korrespondenz mit Ihrem Freunde?"

„Alle Jahre zweimal schicke ich ihm Geld, und er schickt mir eine Empfangsbestätigung. Ein litterarischer Tagelöhner wie ich, schreibt nicht Briefe zu seinem Vergnügen, und Freund Weißenberg schreibt überhaupt nicht. Bei meinem letzten Besuche wollte er einen Ueberschlag machen, dazu mußten wir in die Kanzlei gehen, weil die Tinte im Schreibzeug des famosen, männlich thätigen Mannes eingetrocknet war. Und seine liebenswürdige Gattin, die keinen Anspruch auf klassische Bildung macht, und ihre schöngeistigen Bedürfnisse mit ein paar Familienblättern bestreitet . . . Bei ihrer letzten Anwesenheit in Wien waren wir im Burgtheater und sahen Egmont. Am Schlusse sagte sie: ‚Der Egmont ist doch das schwächste Stück von Laube.' Eine verehrungswürdige Frau!"

Die Thür des Coupés wurde geöffnet, der Schaffner trat ein und bat um die Fahrkarten. Bertram zog sein Portemonnaie heraus, suchte, fand nichts, wurde kreideweiß, griff in die Brusttasche und fand auch da nichts.

„Wie kommt dieser Herr herein, der Herr Graf haben doch das ganze Coupé genommen?" sprach der Schaffner.

„Und ich habe eine Karte genommen und bezahlt," schrie Bertram. Er war aufgesprungen und griff verzweiflungsvoll in alle seine Taschen. „Und dann — was hab' ich dann gethan?" Ihm ward plötzlich alles klar, und die Schamröthe stieg ihm ins Gesicht: „Dann habe ich einem Komfortabler fünf Gulden gegeben, und der Mensch hatte es nicht verdient, denn er war sehr grob; und ich habe einem Träger, einem ausgezeichneten Manne, statt des Trinkgeldes, das ich ihm zudachte, meine Fahrkarte und meinen Gepäckschein in die Hand gedrückt. Nein, brach er aus, „daß ich reise ohne ein paar Kinderfrauen mitzunehmen, eine zur Rechten und eine zur Linken, daß ich überhaupt reise, — ein Mensch, wie ich!"

IV.

Auch der Graf war aufgestanden, er drückte Bertram auf seinen Sitz zurück und redete ihm zu, sich zu beruhigen. „Sie sind mein Gast im Coupé, Sie fahren mit der Taubenkarte, und Ihren Koffer müssen wir halt schauen ohne Gepäckschein herauszukriegen. Nach Hullein ist er aufgegeben, da steigen wir ohnehin zusammen aus."

Er besprach sich halblaut mit dem Kondukteur, Bertram verstand nur einzelne Worte, es sauste ihm so furchtbar in den Ohren. Aber jetzt erhob sich die Stimme der jungen Frau, die auf eine nur geflüsterte Bemerkung des Schaffners laut erwiderte:

„Es war der große Michel, und der Koffer war neu und aus gelbem Leder, ich habe ihn gesehen und erkenne ihn gleich wieder."

Dann schienen der Graf und der Schaffner einen Händedruck zu tauschen, und der Schaffner wurde ein Lauzun an Höflichkeit, gab die tröstlichsten Versicherungen und entfernte sich, alle, auch Bertram grüßend.

Der lebte auf, aber noch recht dürftig, war ganz Weichheit und Wehmuth und so voll Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter wie ein glücklich Operirter gegen seine Aerzte.

Nach Journalistenbrauch dachte er im allgemeinen ziemlich gering von den Aristokraten und staunte, daß gerade zwei Angehörige dieser Menschenklasse sich frei von der rohen und egoistischen Rücksichtslosigkeit zeigten, die fast jeden ergreift, sobald er einen Bahnhof betritt: „Ja, ja," sagte er plötzlich laut, „willst du deinen Nächsten kennen lernen? Sieh dir ihn an im Gedränge und im Eisenbahnwaggon!"

Vogel wurde allmählich wieder beredtsam, seine Reisegefährten verstanden gar diskret und mit achtungsvoller Theilnahme zuzuhören, und so hatte er, er wußte selbst nicht, wie 's geschah, den fremden Leuten, bevor man Lundenburg noch erreichte, wo die große Kofferagnoscirung ins Werk gesetzt werden sollte — seine Lebensgeschichte erzählt.

Er war der Sohn eines seltsamen Ehepaares, nicht seltsam als einzelne für sich, seltsam als Paar, als glückliches, liebendes Paar. Der Vater, Sohn und Enkel von Forstleuten, ein Jäger durch und durch — alle Jäger sind gute Menschen, sagt Turgeniew — von klassischer Bildung nicht angeleckt. Aber auch kein Feind von Büchern, keineswegs; er las sie nur nicht. Wo hätte er die Zeit hergenommen Allotria zu treiben, er ein Oberförster, verantwortlich für das Thun und Lassen eines großen Personals und für jedes Stück Wild und für jeden Baum in einem Komplex von zweitausend Joch Wald! Er hatte immer zu thun, zu thun, was er gerne that, höchste irdische Seligkeit! So mühe und oft gefahrvoll sein Tagewerk ge-

wesen sein mochte, er kam am Abend zufrieden heim, küßte seine Frau und seinen Jungen, hing sein Jagdzeug an den Rechen, versorgte seine Hunde und setzte sich zu Tisch mit gehörigem Weidmannshunger und -durst. Wenn die gestillt waren, zündete er seine Pfeife an, und nun kam das Plauderstündchen. Meistens sprach der Vater allein, und sein Junge hörte ihm mit begeisterter Aufmerksamkeit zu, weil sich's um Kulturen handelte, um den Holzschlag, um Hunde, um Wild und Wilddiebe. Und auch die Frau hörte ihn immer gern erzählen, nicht weil ihr Interesse an den Dingen, von denen er sprach, groß war, sondern weil sie ihn liebte, ihren braven alten Mann, innigst liebte, trotz der großen Verschiedenheit ihres Alters und ihres geistigen Horizonts. Sie war die Tochter eines Professors an der Wiener Universität, und die Umstände, unter denen das hochgebildete schöne Gelehrtenkind den einfachen Jägersmann vom Lande kennen lernte und sich in ihn verliebte, würden den Stoff zu einem wunderlieblichen Novellchen bieten. Nur schade, das Publikum, dem dieses Novellchen gefallen würde, liegt mit unseren Großmüttern begraben.

„Kennen Sie," fragte Bertram, „das liebenswürdige Buch: Als der Großvater die Großmutter nahm? Da hinein würde das Novellchen gehören. Immer begibt sich dasselbe, das Thun der Menschen bleibt sich beständig gleich, aber was die anderen von diesem Thun wissen wollen, darüber entscheidet die Mode. Alle großen Strömungen in der Weltgeschichte, alle Richtungen in der

Wissenschaft, in der Kunst — Sache der Mode, nichts weiter.“

Das Ehepaar wollte Einspruch gegen diese Behauptung erheben, Bertram schnitt jede Kontroverse mit dem Ausruf ab:

„Ich habe eine glückliche Kindheit gehabt! Die beste Lehrerin, die ich hätte finden können, war auch die einzige, von der ich Unterricht erhielt: meine Mutter. Nun aber das Unglück: ich hatte ein merkwürdig gutes Gedächtniß; es machte mir das Studiren zu leicht und deshalb bis zu einem gewissen Grade unfruchtbar. Das Wissen ‚flog mir am Kopf vorbei,‘ um einmal wieder zu citiren und zwar Lichtenberg. Nur Freude war für mich, was man Arbeit nannte, und Hochgenuß die Erholung — das Wandern durch den Wald mit meinem Vater. Es hat eine Zeit gegeben, in der ich jeden Baum, jeden Strauch, jede Blume kannte, ‚von Namen und von Angesicht,‘ und den Gesang jedes unserer Waldvögel nachmachen konnte, daß man ihn selbst zu hören glaubte. Ja, die Kindheit war schön. Und das alles auf einmal wie abgeschnitten. Mein Vater wurde eines Tages nach Hause gebracht — todt. Bauern, die an der Waldgrenze jagten, hatten ihn erschossen. Absicht? Zufall? es ist nie herausgekommen. Von den Geschworenen sind die Thäter freigesprochen worden. Das begab sich kurz bevor das große, wie man einst sagte: herrschaftliche Gut, auf dem mein Vater und seine Vorfahren durch Generationen das Oberförsteramt versahen, unter den Hammer kam. Ein junges, nichts-

nutziges Früchtlein von einem Majoratsherrn hatte das väterliche Erbe, wenige Jahre, nachdem er es antrat, verspielt, verlumpt.

Meine Mutter wurde abgefertigt mit einer kleinen Summe, die ich aber für einen unerschöpflichen Reichthum hielt. Wir zogen fort aus dem Haus im Walde, nach einem Provinzstädtchen, wo ein Bruder meiner Mutter an der Spitze des Gymnasiums und einer zahlreichen Familie stand. Lauter Buben, und alle studirten, und nun war's selbstverständlich, daß auch ich studirte. Ich that's ungern, weiß Gott, aber nicht schlecht, dank meinem lächerlichen Gedächtniß. Als Vorzugsschüler zog ich durch die Klassen. Von Zeit zu Zeit bäumte es sich in mir auf: ‚Mutter, ich will nicht Philologe werden und Bibliothekenstaub schlucken. Ich will ein Förster werden und leben im thauigen Wald, Bäume pflanzen, Wild hegen.' — ‚Alles schön,' sagte sie, ‚aber klassische Bildung ist doch das Höchste. Lerne wenigstens den Schatz kennen, den die Menschheit an den Klassikern besitzt, lerne ihre erhebende, veredelnde Macht empfinden.'

Sie selbst war eine tüchtige Lateinerin, und wenn wir an Winterabenden beisammen saßen, las sie mir vor aus ihren geliebtesten Autoren, und dabei bebte leises Entzücken in ihrem Tone, und ihr feines weißes Gesicht verklärte sich. Ich wieder deklamirte deutsche Gedichte, ich war zu fünfzehn Jahren eine wandelnde Anthologie. Mein kleinwinziges, musikalisches Talent half das Unheil vollenden. Aus den vielen Versen und dem bißchen Musik

entstand ein Summen, das herauskommen mußte und herauskam in einer Form, die blinde Mutterliebe und meine unerfahrene Jugend für Poesie hielten. Es regnete nicht, es schüttelte Gedichte. Die Pseudonyme kargte nicht. Sie spendete ihr Reimgeklingel bei jedem Anlaß, bei Geburtstagen der Professoren, beim Schluß des Studienjahres, bei Fahnenweihen rc. Viele dieser Dithyramben erschienen im Wochenblatt, und wenn meine Mutter mich „gedruckt" sehen konnte, war sie glücklich.

In vorgerückten Jahren begann sie auf einmal gesellig zu werden. Sie ging regelmäßig bei jedem Wetter und an jedem Wochentage zu Bekannten, wie sie sagte, und kam manchmal je nach der Jahreszeit, erhitzt, regentriefend oder durchfroren heim. Und zu meiner Betrübniß zog sie immer dieselben Kleider an, und die wurden nur noch mit viel Kunst und Mühe in leidlichem Stand erhalten. Ich sah meine Mutter aber auch elegante Toilettestücke anfertigen, die sie niemals trug. Sie liebte es nicht, bei solchen Arbeiten von mir überrascht zu werden, verbarg sie gleich im Schranke, wenn ich eintrat. Trotzdem kam es mir einmal vor, als feiere ich ein Wiedersehen beim Anblick einer Sammetmantille auf dem Rücken der Bürgermeisterin.

‚Mutter', sagt' ich, ‚die Bürgermeisterin hat deine Sammetmantille.' ‚Wieso? ich werde doch keine Sammetmantille haben.' ‚Aber gemacht hast du sie, ja, ja, ganz gewiß, und verschenkt, oder — Mutter!' Ihre Verlegenheit erweckte einen beschämenden Verdacht in

mir, und er hatte ein Gefolge von peinlichen Gedanken.

Meine Mutter verheimlichte mir allerlei. Es kamen manchmal Briefe mit kleinen Geldbeträgen von räthselhafter Provenienz ins Haus. Meine Mutter arbeitete doch nicht um Geld? Wir waren ja wohlhabend. Und wenn der Hausherr neulich den überhöflichen Bückling, den meine Mutter ihm machte, nur mit einem Kopfnicken erwidert hatte, so hieß das eben: Ich bin ein Flegel, und nicht: Sie sind im Rückstand mit dem Miethzins. Von Geldnoth konnte bei uns keine Rede sein. In der Schule galt ich für reich. Hatte ich nicht alles, was ich brauchte, waren meine Kleider nicht immer in bestem Stand? Fand ich nicht immer beim Heimkehren einen für mich gut besetzten Tisch? Alle diese Fragen konnte ich bejahen und wurde doch den Zweifel nicht los, der mich überkommen hatte und sprach: ‚Wenn die Renten nicht ausreichen, um den Miethzins zu bezahlen, so nimm doch einmal vom Kapital.‘ Sie erwiderte mühsam und mit leiser Stimme: ‚Unser Kapital hat einst aus dreitausend Gulden bestanden. Die Renten reichten nicht aus, um uns leben zu machen, ich habe Jahr für Jahr das Kapital angreifen müssen. Da hat es sich denn sehr verringert, das heißt, nein,‘ sprach sie und öffnete mir die Arme und zog meinen Kopf an ihre Brust, ‚es hat sich verwandelt, aus sehr Schätzbarem in Unschätzbares. Unser Kapital, das bist jetzt du, das ist jetzt deine kräftige Gesundheit, deine rothen Wangen sind's, deine guten Augen.‘

Ich war sehr enttäuscht und sagte: ‚Außerdem haben wir aber doch noch etwas?‘ Sie lächelte: ‚Etwas weniges — mich und meine Arbeitskraft.‘

Einige Tage danach erkrankte sie schwer und verlor das Bewußtsein. Und während sie dalag in Fieberträumen mit geschlossenen Augen, gingen mir die Augen auf. Der Arzt hatte Eisumschläge verordnet, ich mußte die Tücher dazu aus ihrem Schranke, einem Häng- und Legeschrank, nehmen, den sie — gar oft hatte ich sie damit geneckt! — immer vor mir versperrt hielt. Wie ein Dieb kam ich mir vor, als ich den Schlüssel aus der Lade ihres Tisches nahm und den Schrank öffnete.

Auf den ersten Blick errieth ich das Geheimniß, das sie darin vor mir verbarg, das Geheimniß ihrer tiefen Armuth. Da hingen ein paar Gewänder, der Rest ihrer einst wohlbestellten Garderobe, und gewannen eine Sprache, in der sie sagten: Sieh uns an, wir sind in Wirklichkeit anders, als wir uns ausnehmen, wenn uns die Herrin trägt; ganz ausgedient und lebensmüde, kein guter Faden ist mehr an uns. Blüthenweiß und fein geplättet war auf den Legebrettern, um sie nur halbwegs zu bedecken, die Wäsche Stück für Stück nebeneinander gebreitet. Alles geflickt und wieder geflickt mit beispielloser Sorgfalt. Ich hatte meiner Mutter oft einen Vorwurf gemacht aus diesem Sparsamkeitsfleiße. Aber da sagte sie: ‚Nähen kann bald eine, zum Flicken braucht man Bildung,‘ und citirte das schöne Gedicht von Annette von Droste: Die junge Mutter. — ‚Ob man den Schleier um die Wiege hing, den

Schleier, der am Erntefest zerrissen? Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett, daß alle Frauen höchlich es gepriesen.‘

Auf einem Taschentuche lag ein Säcklein aus verblichenem Seidenzeug mit Lavendelblüthen gefüllt, eine Erinnerung an unsern Garten am Försterhaus. Die Blüthen einzusammeln, war meine Arbeit. Ich that sie gern und trug dann ihre Spuren als starken erfrischenden Duft tagelang in meinen Kleidern. Die Blüthen im Säcklein strömten ihn längst nicht mehr aus; sie waren nur noch Staub.

Auch Schriften lagen im Schranke. Etwas vom Gericht, die Aufkündigung unserer Wohnung, Rechnungen für Modeartikel, von der Hand meiner Mutter geschrieben, und mit dem offenbar zagend hingesetzten Worte: ‚Duplikat‘ versehen, aber nicht abgeschickt. Ein Brief mit der demüthigen Bitte, das Honorar für dreißig Unterrichtsstunden gütigst entrichten zu wollen, gleichfalls nicht abgeschickt. Sie hatte gearbeitet, Unterricht gegeben, um die ihr gebührende Entlohnung gebettelt. Gott weiß, wie oft umsonst. Sie hatte gedarbt und gekargt, schweigend und glücklich, daß sie's für mich thun konnte — bis sie zusammenbrach.

Das alles erzählte mir der alte Schrank, und ich stand vor ihm . . . Der Frömmste der Frommen hat noch nie andächtiger vor dem allerheiligsten Tabernakel gestanden.

Mit der Andacht war uns aber nicht geholfen, und

helfen galt 's, und wenn ich ein Kapital war, galt's Zinsen tragen.

Vor kurzem, da ich in der Redaktion des Wochenblattes mein Honorar für ein Gedicht abholte, das der Herausgeber zu einer offiziellen Feier bestellt hatte, sagte der zu mir: ‚Ihre Gedichte sind recht schön, wenn Sie aber die Leier, von der in jedem die Rede ist, in die Ecke werfen, und mir einige pudelnärrische Feuilletons leisten wollten, würde dabei für mich und Sie mehr herausschauen, als bei all dem Schwung. Aber der Humor! woher nehmen und nicht stehlen? Sie schon gar. Immer umrauscht von Zaubertönen und verheirathet mit den Kamönen. Von Zeit zu Zeit eine kleine Untreue thät nicht schaden, die verzeiht man auch dem besten Ehemann, aber freilich das Zeug dazu müßte man haben.‘

Teufelmäßig gelockt hatte es mich, ihm gleich zu zeigen, daß ich das „Zeug" besaß, und daß die Kamönen, so eng verbunden ich mich auch mit ihnen hielt, mir doch noch nicht die Schlafhaube über die Ohren gezogen hatten.

Meine Herrschaften, am Bette meiner schwerkranken Mutter habe ich mein erstes lustiges Feuilleton geschrieben, und bin dabei — dummer Junge, der ich war — selbst lustig geworden. Eine große Zuversicht erfüllte und beseligte mich durch und durch: Morgen lacht das ganze Städtchen mit mir, und wir bekommen Geld, und meine Mutter wird gesund, denn ich kaufe ihr die theuersten Medikamente und die besten Sachen zum essen und alles, was sie freut.

Als ich fertig war mit meiner Arbeit und sie überlas, mußte ich mir den Mund zuhalten, um nicht laut aufzulachen, um nicht einen Jubelschrei auszustoßen, der meine Mutter geweckt hätte. Sie schlief sanft, und ich wagte nicht näher zu treten, schickte ihr nur einen langen, innigen Kuß zu und dachte: Meine Mutter ist jetzt auch mein Kind.

Meine kühnsten Träume sind in Erfüllung gegangen. Ich habe — welch ein Glück für den Geldmacher, welch Unglück für den Künstler! nie einen Mißerfolg gehabt, nur mehr oder weniger Erfolg. Zu zwanzig Jahren war ich Redakteur des ehemaligen Wochenblattes, das ich in ein Journal verwandelt hatte, von dem die großen Zeitungen in Wien Notiz nahmen. Dahin erhielt ich einen ehrenvollen Ruf in die Redaktion der ‚Grenzenlosen‘. In Wien ist, jetzt sind es schon zwölf Jahre, meine Mutter, in der Ueberzeugung, daß sie der Welt in ihrem Sohne einen großen Schriftsteller hinterließ, bis zum letzten Augenblick zufrieden und glücklich, gestorben.“

Er hatte immer leiser gesprochen, sich immer mehr vorgebeugt, seine Arme lagen auf seinen ausgespreizten Knieen, er hielt die flachen Hände an sein Gesicht gepreßt. Plötzlich fiel auf den Teppich des Waggons eine Thräne, die er rasch mit dem Fuße verwischte. Er wandte den Kopf, sah zum Fenster hinaus und sprach mit etwas erzwungenem Entzücken: „Sehen Sie doch das schöne Kartoffelfeld. Ich möchte auch ein Kartoffelfeld haben!“

Der Zug fuhr in eine große Station ein. „Lunden=

burg," riefen die Condukteurs und öffneten die Thüren der Waggons.

„Jetzt wird Ihre Koffergeschichte in Ordnung gebracht," sagte der Graf, stieg aus, und Bertram mußte ihn zum Gepäckwagen begleiten, wo er von „autoritativer Seite" die Versicherung erhielt, daß sein Kollo in Hullein ausgeladen werden solle.

Ins Coupé zurückgekehrt, brauchte er einige Zeit, um sich von seiner neuen Gemüthsbewegung zu erholen, und sprach nur noch so viel als nöthig war, um die theilnehmenden Fragen seiner Reisegefährten zu beantworten.

Er hatte nach dem Tode seiner Mutter einen einstigen Schulkameraden, Hugo von Weißenberg, auf dem Lande besucht, und damals schon den Entschluß gefaßt, an Fleiß zu leisten, was ein Mensch nur leisten kann, zu sparen wie ein Geizhals, und wenn er das nöthige Geld zusammengebracht haben würde, ein Gütchen zu kaufen, auf dem er leben wollte nach seinem Sinne als Bauer, als Jäger. Vor mehreren Jahren schon hatte Weißenberg den kleinen Besitz für ihn erworben, aber damals war noch kein Wohnraum da, kein Stück Vieh, kein Ackergeräth, nichts.

„Alles Fehlende mußte erschrieben werden. Der beste, fürsorglichste Freund, der sich mit dem Instruiren meines zukünftigen Tusculum plagt, als gälte es seinem eignen Sohn eine Heimstätte einzurichten, sagt immer noch: ‚Arbeite weiter, ein kleines Betriebskapital mußt du haben, du verhungerst ohne Betriebskapital!‘

Jetzt will ich mich ihm vorstellen, und zu ihm sprechen: ‚Sieh mich an, dahin hat die Litteratur mich gebracht. Ist's nicht besser im Freien verhungern, als überschnappen in einer zugigen, lichtlosen Kammer? Ich brauche Ruhe, Ruhe vor der Litteratur.‘“

„Mögen Sie die in Obositz finden,“ erwiderte die Gräfin. Sie stand auf und trat ans Fenster, an dem Bertram saß. „In fünf Minuten sind wir angelangt, nehmen wir jetzt schon Abschied.“ Auch der Graf trat heran, „Auf baldiges Wiedersehen; sagen Sie Freund Weißenberg: daß wir nächstens kommen, ich bitte, Herr Doctor.“

„O, Herr Graf, ich bin nicht Doctor.“

„Wie titulirt man Sie also?“

„Vogel, ganz einfach.“

„Was mich betrifft,“ sagte die Gräfin liebenswürdig, „ich bleibe bei Vogelweid. Meine Erklärung habe ich Ihnen schon gemacht und pflege nichts zurückzunehmen.“

„Gerhart, da sind die Kinder,“ wandte sie sich an ihren Mann.

Vor der Bahnhofstation, in Begleitung eines kleinen, alten, unbeschreiblich munter dreinblickenden Kindermädchens, warteten ein braunes, schlankes, etwa sechsjähriges Knäblein und seine noch jüngere, vor Lebhaftigkeit sprühende, blonde Schwester. Sie jubelten: Vater, Mutter, und die Gräfin antwortete ihnen nicht, winkte ihnen nicht zu, hielt die Arme gekreuzt, aber ein Ausdruck von tiefinnerlichem Glück breitete sich über ihr Gesicht, und ihre Augen lachten die Kinder an.

Bertram wollte ihr beim Aussteigen behülflich sein, sie war schon herabgehüpft und hatte dabei ihre Reisetasche in der Hand behalten, und nicht einmal ihren Regenschirm fallen lassen. Ihr Mann folgte ihr, er trug die Reisetasche Bertram's, und der sah nun, in Aufmerksamkeit ganz versunken, der freudigen Begrüßung zwischen den Eltern und den Kindern zu.

„Ich möchte auch Kinder haben,“ sagte er plötzlich.

„Tauben, Erdäpfelfelder und jetzt auch noch Kinder? Ach, lieber Herr Nachbar, zu denen kommt man, ehe man sich's versieht,“ sprach der Graf.

Bertram aber schrie auf: „All ihr Götter, ich vergesse ja ganz, wo ist mein Koffer?“

„Da steht er, auf der Strecke.“

Wahrhaftig! Da stand er wie von unsichtbaren Händen hingetragen. Er stand, während der Zug, in dem er sich eben befunden hatte, davonbrauste. Doch eine großartige Erfindung, die Eisenbahn!

V.

Eine Viertelstunde später fuhr Bertram auf breitem Wege zwischen Baumgruppen, Wiesen und Gebüschen dem Schlosse Obositz zu. Unter den grünumrankten Säulen des Altans erwartete Weißenberg, umringt von seiner ganzen Familie, den werthen Gast. Der Hintergrund wurde von der Dienerschaft ausgefüllt. Sonntäglich angethan, in schneeiger Weste schwenkte der Freund das Taschentuch und schrie aus Leibeskräften: „Willkommen!" In der ganzen Gruppe entstand eine freudige Bewegung, und in den Zuruf des Hausherrn mischten sich einzelne Vivats.

Es schien Bertram unmöglich, daß dieser feierliche Empfang ihm gelte; er wendete sich, um zu sehen, ob nicht hinter ihm der Statthalter einherfahre, oder der Bischof. Aber er erblickte nur ein Staubwölkchen, das die Räder des Wagens aufgewirbelt hatten. Ach, und rings dufteten die Wiesen, und im Gezweige eines breitblätterigen Lindenbaumes wurde eine Vogelsoirée mit Gesang und Wettflügen abgehalten.

Die Pferde waren in vollem Lauf, und ihr Lenker trieb sie noch an. Vom Wunsche beseelt, sich auszu=

zeichnen, wollte er vor dem Altan plötzlich pariren. Das Kunststück mißlang, die Equipage schoß wie der Blitz an den Herrschaften vorbei und dem Stalle zu.

„Holla, halt!" rief der Baron, riefen die männlichen Diener und rannten nach, und sämmtliche Schloßhunde setzten sich mit wüthendem Gebell an die Spitze des Zuges. Nach wenigen Augenblicken riß der Kutscher sein Gespann zusammen, aber Bertram hatte Zeit genug gehabt, um voll Erbitterung vor sich hin zu knirschen: „Bravo! wir liegen schon. Wenn das nicht scheitern heißt im Hafen!"

Der Wagen hielt, und in der nächsten Minute reichte Weißenberg dem Freunde die Hand. Sie hatte Schwielen. „Bist einmal da, endlich!"

„Endlich!" wiederholte Bertram, stieg aus und trat dem Schoßhündchen der Frau Baronin, das ihn umwedelte, auf die Pfote. Es floh heulend, und er rief: „Himmel, wieviel Unglück habe ich heute mit Hausthieren!"

Die stattliche und gütige Wirthin war herbeigeeilt: „Es thut nichts, gar nichts, trösten Sie sich," sprach sie huldvoll, „Paffi ist selbst schuld, warum drängt sie sich so heran? Freilich hat sie eine Entschuldigung; die Getreue machte sich zum Dolmetsch unserer Gefühle."

Das Gesicht Weißenberg's leuchtete vor freudigem Stolze, während seine Gemahlin diese vortreffliche Ansprache hielt, und er massirte — bei ihm ein Zeichen hoher Erregung — sein rundes, ausrasirtes Kinn kräftig mit dem ringförmig zusammengebogenen Daumen und Zeigefinger seiner Rechten.

Bertram verbeugte sich, küßte der Baronin die Hand und erhaschte einen Blick aus ihren noch immer schönen Augen — er traute den eigenen nicht — wahrlich einen zärtlichen Blick. Man trat unter das Portal; alte Bekanntschaften wurden aufgefrischt, neue gemacht.

Sieglinde, die Tochter des Hauses, vor vier Jahren ein schmales Backfischchen, prangte jetzt in vorzeitig strotzender Fülle. Sie litt zum Erbarmen unter den Ausbrüchen der Verwunderung, die sie durch ihre bavarienhafte Erscheinung bei aller Welt hervorrief, und kämpfte bis zum Weinen mit beständigem, unmotivirbarem Erröthen.

Den Gegensatz zur Schwester bildete Hagen. Das „Jungelchen," wie seine Mutter ihn nannte, war zwar hoch aufgeschossen, aber mager und fahl; es hatte ziemlich dünne, blonde Haare und blasse Augen von unbestimmter Farbe, ein aufgestülptes Näschen und einen großen Mund mit dünnen Lippen. Er wurde vorgestellt als Lateiner und Grieche:

„Ja, ja, bereits Schüler, beinahe Vorzugsschüler der sechsten Klasse. Und hier," die Baronin machte eine so zierliche Handbewegung wie eine Ballettänzerin, die ein Bouquet überreicht, und deutete auf einen jungen Mann von breiter Statur, mit röthlichen Haaren und röthlichem Schnurr- und Backenbarte: „Herr Doctor Meisenmann, der freundliche Gesellschafter und Professor unseres Sohnes."

Man begrüßte einander, und Bertram hütete sich wohl zu fragen, wozu der Gymnasiast, der beinahe Vorzugsschüler war, einen eigenen freundlichen Professor brauche.

Der Zimmerwärter kam herbei: „Bitte um den Kofferschlüssel, daß ich auspacken kann,“ sprach er mit der Ungenirtheit und Wichtigthuerei verwöhnter alter Diener und nahm das Verlangte in Empfang, indem er dem Gaste vertraulich zunickte.

Weißenberg belohnte ihn mit einem: „Sehr gut, Vater Simon,“ hieß ihn vorausgehen und nahm den Arm Bertrams. „Wir folgen, komm, ich führe Dich. Nicht depreciren! Nein, sag' ich Dir, Du findest den Weg nicht, wohnst nicht in Deinem alten Quartier, wohnst im ersten Stock, wir wissen, was wir Dir schuldig sind, Mann des Tages. Appartement mit Badezimmer und Badewannen, nen!“ wiederholte er, die letzte Silbe nachdrücklich betonend.

Die Baronin ließ ein bedeutsames Räuspern vernehmen, und Sieglinde erröthete.

Der Hausherr fuhr unentwegt fort: „Vorwärts also! Und ihr,“ wandte er sich an die Dienerschaft, „habt ihn gesehen, gebt euch zufrieden und tretet ab ... Das gilt nicht Dir,“ rief er einem jungen Mädchen zu, das hinter der Baronin und ihrer Tochter gestanden hatte wie hinter zwei Ofenschirmen und sich jetzt den abgehenden Leuten anschließen wollte. Sie blieb stehen, sehr verwirrt, mit gesenkten Augen, die sie auch nicht erhob, als Weißenberg sprach: „Gertrud, Herr Vogel, genannt — na, Du weißt schon. Bertram, das ist Fräulein von Weißenberg, das heißt unsere Nichte „Gertrud.“

Er zog den Freund mit fort, sie schritten durch

die Halle, über die Treppe. „Beeile Dich mit der Wascherei,“ empfahl der Baron. „Wir essen gewöhnlich um zwei Uhr, haben aber heute Dir zu Ehren die Speisestunde verschoben. In zwanzig Minuten wird die Tischglocke Dich rufen, die Köchin ist schon fertig.“

„Was sie für Wimpern hat!“ sagte Bertram plötzlich, wie aus Träumen erwachend.

„Wer?“

„Deine Nichte. Und warum ist sie in Trauer?“

„Weil ihre Mutter vor einem halben Jahre gestorben ist.“

„Eine liebliche Erscheinung, so fein und zart.“

„Zart? Ist Dir nur so vorgekommen neben unserem Sieglinderl.“

„Und warum so verlegen, ja sogar bestürzt?“

„Unser Sieglinderl ist immer bestürzt.“

„Nein, die andere mein' ich.“

„So, war die auch bestürzt? Ist sonst nicht ihre Sache. Aber Du wirst ihr imponirt haben. Kein Wunder, die erste lebendige Berühmtheit, die ihr vor Augen kommt.“

„Eine Berühmtheit wie ich! Da müßte sie bis heute in der Wildniß gelebt haben.“

„In Wien hat sie gelebt. Freilich seit Jahren wie angeschnallt ans Bett der kranken Mutter.“

Sie waren sehr langsam, denn Bertram blieb alle Augenblicke stehen, die sehr hübsche, freitragende Treppe hinaufgegangen. Weißenberg machte seinen Gast auf die Wände und die hochgewölbte Decke des Treppenhauses

aufmerksam: „Sauber, nicht wahr? Ich habe einen Italiener da gehabt, der die Stuckaturen aus dem Mörtel herausgearbeitet hat, unter dem sie durch oftmaliges Uebertünchen schon halb verschwunden waren."

Bertram bewunderte. „Reizend," rief er begeistert, „das ist Reichthum ohne Ueppigkeit, edle Keuschheit, anmuthige Fülle, Sehnsucht und Fähigkeit, sich aus steifen, veralteten Formen zu befreien, ohne Ausartung ins Maßlose. Ich sage Dir," brach er plötzlich aus, „Deine Nichte ist eine Dame im österreichischen Barockstil!"

Der Baron legte die Hand auf Bertrams Schulter und sprach warnend: „Du, daß Du Dich nicht verliebst! Es wäre die größte Dummheit, Du brauchst Geld, der Oeconom braucht immer Geld, und unsere Nichte — die reine Kirchenmaus. Da sind wir," unterbrach er sich, und sie blieben abermals stehen vor einer Flügelthür am Ende des bildergeschmückten, teppichbelegten Ganges, den sie durchschritten hatten. „Ich geh', sonst verplaudern wir uns, und wie gesagt, die Köchin wartet, um anzurichten, nur aufs Glockenzeichen. Nochmals willkommen, und laß Dir's bei uns wohl sein."

Er enteilte geschäftig, und Bertram sah ihm nach. War auch nicht mehr der selbe, der liebe, alte Mensch! Er schien kleiner, sein Hals kürzer geworden, seine Haltung hatte etwas von der früheren Strammheit verloren. So kann man denn auch vorzeitig altern auf dem Lande, in dieser ozonreichen Luft, in herrlichem Frieden, in nervenstärkender Thätigkeit?

Simon hatte die Thür geöffnet, ermahnte den Gast einzutreten und weidete sich still und stolz an seinem Staunen über die schönen Räume, die ihn umfingen. Ein Salon in dunkelgrünem Sammet, ein luftiges, behaglich eingerichtetes Schlafzimmer mit Himmelbett und nebenan eine köstliche Badestube.

„Bitte, jetzt kommt das Scheenste," sagte Simon und schwebte auf den Zehen über die ganze Breite des Schlafzimmers. Dem Himmelbett gegenüber befand sich der Eingang zu einem vierten von einer schweren Portière verhüllten Gelaß. Der Diener zog sie zurück, und Bertram blickte in ein großes Arbeitszimmer, in dem ein kolossaler Schreibtisch stand, und das voll war von Bücherschränken, und jeder hatte ein anderes böses Gesicht, das ihn angrinste und triumphirend höhnte: Guck du, wir sind wieder da!

Er prallte zurück: „Vorhang zu! Ich bitte Sie um Gotteswillen, Simon, befreien Sie mich von diesem Anblick."

Simon rührte sich nicht. „Der Herr Doctor werden's da so scheen ruhig haben zur Arbeit, sagt die Frau Baronin. Wir haben die Bicher vom Boden heruntergeschleppt. Der Schreibtisch, der is aus der Kanzlei."

Bertram wußte wohl, daß man den Alten nicht beleidigen durfte, weil er sonst in akute Stummheit verfiel und sich aufs Schmollen verstand, trotz einer Dame des vorigen und einer Kammerjungfer dieses Jahrhunderts.

„Lassen Sie mit sich reden, Simon," sprach er,

seine Ungeduld mühsam bemeisternd. „Ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht Herr Doctor, ich bin kein Doctor, ich bin Herr Vogel, ein armer ‚Herr‘, der von früh bis Abends und manchmal von Abends bis früh dasitzen und reines, weißes Papier in schwarz beschmiertes verwandeln muß.“

„Muß?“ fragte Simon ungläubig.

„Jawohl, um Geld zu verdienen mit meiner Arbeit. Hier aber will ich nicht arbeiten; ich bin gekommen, mich ausruhen vom Lesen und Schreiben und will, solang ich hier bin, kein Buch aufschlagen und keine Feder berühren.“

Damit begab er sich in das Waschzimmer, und Simon folgte ihm, um als Lein- und Handtuchständer zu fungiren. „O Jekerle,“ seufzte er betrübt auf, „und wir haben sich schon alle so gefreit.“

„Worauf?“ fragte Bertram ahnungsvoll und tauchte aus dem Riesenlavoir empor, in dem er seinen Kopf gebadet hatte.

Aber Simon war ganz Sphinx. „Werden schon hören, bitte,“ erwiderte er.

VI.

Die Familie war vollzählig im kleinen Salon versammelt, als Bertram, sauber gewaschen und elegant angethan, eintrat. Im selben Augenblick wurden beide Flügel der Thür, die in den Speisesaal führte, geöffnet, der Gast bot der Hausfrau seinen Arm und erhielt am zierlich gedeckten Tisch den Platz zu ihrer Rechten und zur Linken des Hausherrn. Neben diesem saß der „Professor“ und zwischen ihm und Hagen die ernste „Kirchenmaus“. Dann kam Sieglinde, die ihren Sessel so nahe als möglich an den der Mutter gerückt hatte.

„Schau Dir das Obst an,“ sagte Hugo, „die selben Sorten haben wir in Deinem Garten gepflanzt.“

Bertram sah den Freund glückverklärt an. „Wann werd' ich ihn sehen, meinen Garten? Und solches Obst hab' auch ich?“

Entzückt betrachtete er die goldigen Aprikosen, Himbeeren, die dem Rothkäppchen als Kopfbedeckung hätten dienen können, purpurne Kirschen, durchsichtige Weichseln, Erdbeeren von märchenhafter Größe und Gestalt.

„Nehmen Sie die Melone nach der Suppe oder zum

Dessert?" fragte die Hausfrau und zeigte ihrem lieben Gaste freundlich die blanken Zähne. Sie war wirklich noch eine schöne Frau, trotz ihrer fünfunddreißig Jahre und ihrer überreich entfalteten Spätsommerblüthe.

„Verehrte Frau," erwiderte Bertram, „ich esse Melone, wann Sie erlauben und befehlen."

„Nach der Suppe ist sie gesünder," bemerkte Weißenberg.

„Beirre ihn doch nicht. Bitte entscheiden Sie."

„Es ist mir wirklich gleich."

Der Gymnasiast, der während dieses Austausches von Höflichkeiten höhnisch gelacht hatte, brach jetzt aus: „Macht keine solchen Geschichten. Ihm ist's gleich, hat er schon gesagt, wenn er nur überhaupt Melone kriegt."

Bertram sah einen Purpurschein sich verbreiten, er ging vom Gesicht Sieglinden's aus, er vernahm ein Gekicher, es hatte sich der Brust Meisenmann's entrungen. Weißenberg zeichnete mit dem Messer die Umrisse einer Scheune auf das Tischtuch, die Hausmutter that unbefangen und winkte plötzlich entschlossen den immer noch auf eine Entscheidung wartenden Bedienten, die Melone zu serviren.

„Ich lese jetzt ‚Die Kronenwächter' von Achim von Arnim", wandte sie sich von Neuem an Bertram.

„Sie lesen, so? die Kronenwächter?" versetzte er und dachte: Sind wahrscheinlich auch vom Boden heruntergeschleppt worden.

„Ein merkwürdiges Buch, aber doch mehr merkwürdig als spannend.“

„Wie meinst Du das?“ rief Hagen seine Mutter herausfordernd an. Weißenberg aber sagte rasch:

„Sie ist gut, die, was? eine gestrickte. Hast die selbe Sorte in Deinen Mistbeeten.“

Sieglinde erröthete, und Mutter Bertha berichtigte in rücksichtsvoll gedämpftem Tone: „Frühbeeten.“

Der Hausherr begann nun freudig und ausführlich zu erzählen, wie er den Kauf des Bauerngutes — einer ehemaligen Erbrichterei — für Bertram geschlossen, wie er alles in leidlicher Ordnung übernommen habe und in musterhafter zu übergeben gedenke. Dann aber kam er auf sein altes Lied vom Betriebskapital zurück, und Bertram erklärte:

„Ich will kein Kapital, ich brauche keins; was würden die Sozialisten sagen, wenn ich ein Kapital aufhäufte.“

„In die Gefahr wirst Du schwerlich kommen. Nicht ums Aufhäufen handelt sich's, sondern ums Zustopfen, wenn irgendwo eine gefährliche Lücke entsteht; die Maschine, die zu stocken droht, muß in Gang erhalten werden. Wie schafft Du die Mittel dazu her ohne Reservefond?“

„Der Bauer hat keinen und lebt doch auch.“

„Bilde Dir das nicht ein, der Bauer geht zu Grunde.“

„Durch eigne Schuld.“

„Nicht immer.“

Jetzt gerieth der „Professor“ in hohe Erregung und sprach überstürzt mit bebender Stimme und so leise, daß man ihn kaum verstand. Es zischte und pustete aus ihm heraus wie aus einem überheizten Theekessel. Er verwünschte die Juden und die Deutschen, die Feinde und Verderber des mährischen Bauern. Der Judenwirth verleitet den Bauern zum Trinken, gibt ihm Branntwein, so viel er will, bis er Hab und Gut versetzt hat. Dann kommt der Deutsche und kauft den Bauern aus.

Den Schluß seiner Rede hatte Meisenmann geradezu an den Baron gerichtet und schien, einmal im Zuge, in immer heftigere Anklagen ausbrechen zu wollen. Aber Hagen fuhr drein:

„Sitzt schon! sitzt schon wieder auf seinem Steckenpferd. Du mußt wissen, Vogel, er ist Jungczeche und Antisemit.“

„In der Theorie, nicht in der Praxis. Sie können überzeugt sein, Hagen, und Fräulein von Weißenberg kann überzeugt sein“ . . .

„Wir sind alle überzeugt,“ rief der immer versöhnliche Baron dazwischen. „Sie deklamiren gegen die Juden und die Deutschen, aber Sie thun keinem etwas zu Leide.“

„Ein theoretischer Jungczeche also?“ sagte Bertram. „Auch das setzt mich in Erstaunen. Wenn man einen uralten deutschen Namen führt —“

Die Baronin hatte ein aristokratisches Bedenken: „Uralt?“

„Gewiß. Ich ahne zwar nicht, aus welcher Schöpfungs=

periode die Meisen und die Männer stammen, aber sicherlich aus einer älteren, als die ältesten Adelsgeschlechter."

„Du sprichst pro domo, Vogel, weil dann auch Du einen uralten Namen hast." Hagen lachte, und es war betrübend, ihn lachen zu hören und zu sehen. Er lachte wie er sprach, stoßweise bellend, und schien dabei eine unangenehme Empfindung zu haben, seine Züge erheiterten sich nicht, sie verzerrten sich.

Sollte der nervöse Bertram unter Menschen gerathen sein, noch nervöser als er? An dem jungen Sohn des Hauses mit dem alten Gesichte war alles krankhaft, auch die Hast, mit der er aß, und der prahlerische Uebermuth, mit dem er ein Glas Wein nach dem anderen hinunterstürzte.

Sein Vater richtete eine schüchterne Ermahnung an ihn, sie blieb wirkungslos und wurde nicht wiederholt; augenscheinlich fürchtete Weißenberg des Sohnes offenen Widerstand heraufzubeschwören.

Auch Sieglindchen verrieth eine Boa constrictor-Natur beim Verschlingen der thurmhohen Portionen, die sie sich vorlegte. Das Mittagessen war allerdings ausgezeichnet, und Bertram bedauerte, ihm nicht so viel Ehre erweisen zu können, als seine gastfreien Wirthe gewünscht hätten.

Was war's, das ihm den Appetit raubte? Der Anblick der beiden jungen Fresser am Tische, die beängstigende Liebenswürdigkeit der Hausfrau, oder vielleicht die Nähe des Fräuleins von Weißenberg? Sie

wirkte mächtig auf ihn, beschäftigte seine Gedanken, zwang ihn zu fortwährender Selbstüberwindung, um nicht der Versuchung zu unterliegen, sie gar zu oft anzusehen.

Eine eigentliche Schönheit konnte man sie nicht nennen, aber es war so vieles an ihr schön! Die Form des Kopfes, ihre Art ihn zu tragen, der wundervolle Ansatz des schlanken Halses, die reichen dunkelbraunen Haare, die Nase, der Mund, der hartnäckig schwieg und der, das glaubte Bertram zu errathen, doch so gern gelacht und gescherzt hätte. Und die streng blickenden Augen, dunkel wie die Flügel des Trauermantels, wie mußten die leuchten können, wenn ein Glücksgefühl sich in ihnen widerspiegelte!

„Es ist schrecklich, Sie essen nicht," sagte die Baronin, und ihr Gast entschuldigte sich:

„O, bitte, warten Sie nur, in Kurzem wird sich Heißhunger bei mir einstellen, wenn ich nur erst zu taglöhnern anfange."

„Wie meinen Sie das, zu taglöhnern?"

„Ich meine, daß ich arbeiten will wie ein Taglöhner."

Alle lachten, sogar die Bedienten lachten verstohlen.

„Wie ein Taglöhner? mit Ihrer Bildung!" sprach die Hausfrau, und Bertram steigerte sich:

„Wie zehn Taglöhner, aus Bildung."

„Mit diesen Händen?" Bertha sah bewundernd und Bertram sah verächtlich und grollend auf seine schmalen, wohlgepflegten Hände nieder.

„Die werden bald anders aussehen, die werden bald Schwielen haben, wie die Deinen, Hugo. Wer keine Schwielen hat, kommt nicht in den Himmel, sagt Tolstoi."

„Ach, Tolstoi," flötete die Baronin, „der große Tolstoi, glauben Sie an ihn?"

Bertram war betroffen. Jetzt wußte sie auch von dem? Sollte sie ihre litterarische Unschuld verloren haben? Er scheute sich, Gewißheit zu erlangen über den heiklen Punkt und fuhr eifrig fort: „Ich will alles lernen, mähen, Garben binden, aufladen, pflügen, säen. Wonne und Erholung wird für mich sein, was Ihr schwere Arbeit nennt, weil Ihr die wirklich schwere nicht kennt."

„Ein Vers," rief Sieglindchen und verlor einen Augenblick alle Schüchternheit, „das war ein Vers, Mama!"

„Ja wohl, mein Engel. O, sie hat ein Ohr!"

Sie hat sogar zwei Ohren und hübsch große, dachte Bertram und betrachtete sie mißtrauisch. Der Teufel soll mich holen, wenn die nicht dichtet.

„Wann bereisen wir meine Besitzungen, lieber Hugo?" fragte er.

„Morgen mit dem frühesten, natürlich."

„Warum nicht gar schon nachts, wenn die Hähne krähen?" „Was halten Sie von Möricke?" interpellirte Frau von Weißenberg.

„Ich habe den größten Respekt vor ihm."

Da fiel Hagen ein: „Respekt! Du wirst just Respekt haben vor so einem verschimmelten Pater. Ueber-

lasse die Heuchelei den Frauen, denen sie unabgeleistete Natur ist."

„Unabgeleistete Natur?" wiederholte Bertram. „Oho! Du studirst Nietzsche?"

„Ich bet' ihn an. Ich habe einen Gott gesucht und ihn in Nietzsche gefunden."

„Hast Du? Wenn ich nur wüßte, der wievielte Du bist, von dem ich das höre."

„Und wenn ich der zweite oder tausendste bin — seine Jünger sind wir alle. Das ist euch unheimlich, ihr Alten; das treibt euch alle Haare, die ihr noch habt, zu Berge."

„Aber Hagen! aber Hagen!" hatte Weißenberg einmal ums andere, beängstigt und flehend gesagt und sich dabei nicht an den Sohn, sondern an den Instruktor gewendet. Der zuckte die Achseln:

„Es ist heute nichts mit ihm anzufangen, man muß ihn gehen lassen. Er produzirt sich, nicht bloß wie gewöhnlich vor dem Fräulein von Weißenberg, sondern auch vor Herrn Vogel."

„Daneben geschossen, mein Lieber!" erwiderte sein Zögling. „Sich produziren! vor Dir, Cousine! Als ob man das dürfte in seiner Gegenwart! Der girrende Ziska — eine neue Ziskaspecies, die girrende — brennt vor Eifersucht wie eine Pechfackel. Nicht wahr, Cousine?"

Gertrud hatte während dieses Intermezzos nicht mit einer Wimper gezuckt, nicht das geringste Zeichen von Ungeduld über das Jüngelchen gegeben, die mordbrennerischen

Blicke, die Meisenmann ihr verstohlen zuwarf, ruhig ausgehalten. Und bei dem ehrfurchtsvoll auf sie gerichteten Blicke Bertrams wechselte sie wieder die Farbe und gerieth in Bestürzung. Wie sollte er sich das erklären? Was machte sie so verlegen vor ihm, sie, die den andern gegenüber wie eingefroren blieb in majestätischer Gelassenheit?

VII.

Das Mittagessen war vorbei, die Tafel wurde aufgehoben. Herr Meisenmann machte eine rasche, aggressive Verbeugung, die ganz unverkennbar den Wunsch ausdrückte: Hol euch alle der Teufel! und schoß davon. Mit anmuthigem Neigen des Hauptes verließ auch Gertrud den Speisesaal. Geschah das freiwillig oder auf Befehl? Nahm sie im Hause nicht die Stellung eines Familienmitgliedes, sondern die einer Erzieherin ein, und durfte sie den geheiligten Raum des Rauchzimmers, in das man sich jetzt begab, nicht betreten?

Bertram führte die Baronin zu ihrem Platze. Das war ein rechtwinkliges kleines Kanapée mit dünnen Beinen und so steifen Lehnen aus politirten Stäbchen, daß es im Bereiche der Sitzmöbel schwerlich etwas Steiferes gab. Es stand vor einem Tische, auf dem der schwarze Kaffee und verschiedene Likörs servirt waren. Hugo bot dem Freunde Cigarren an, die er aus einer verschlossenen Lade geholt hatte.

„Vor dem da," sagte er auf seinen Sohn deutend, „muß ich sie einsperren, er raucht mich sonst arm. Es

sind meine Feiertagscigarren. Nimm, so nimm doch," nöthigte er.

Bertram dankte: „Ich rauche nicht."

„Rauchst nicht?"

„Nicht mehr."

„Trinkst nicht, rauchst nicht," sprach Weißenberg betrübt, „was thust Du denn?"

„Ich spare, wie Du weißt."

Hagen, der schon eine schwere Cigarre angebrannt hatte, tippte mit dem Finger auf die kahle Stelle auf Bertrams Scheitel: „Trinkst nicht, rauchst nicht, eine Tonsur hast Dir auch schon angeschafft, fehlt nur noch die Kutte."

Sein Vater schob ihn etwas unsanft weg und entschuldigte sich bei seinem Gaste: „Wir gehen jetzt die Hunde füttern, sind gleich wieder da. Kommst Du, Sieglinderl?"

Das Töchterchen hatte die Arme um die Taille ihrer Mutter geschlungen und fragte im Tone eines fünfjährigen Kindes: „Mama, darf ich Schifferl fahren?"

„Nicht unmittelbar nach dem Essen, mein Herzchen. Begleite jetzt den guten Papa und sieh zu, wie die Hündchen speisen. Dann kannst Du Gertrud holen. Ich lasse ihr sagen, daß sie mit Dir zum Fischerhause gehen und achtgeben soll, daß Du nicht ins Wasser fällst. Du wirst ihr meinen Auftrag bestellen, ich weiß, mein Herzchen ist gewissenhaft."

Mutter und Tochter umarmten einander, nahmen

Abschied, als ob ihnen eine jahrelange Trennung bevorstände, und das Herzchen trampelte dem Vater nach.

Hagen hatte sein Mißfallen über die sentimentale Scene zwischen Mutter und Tochter in gewohnter Art durch ein mürrisches Gemurmel kund gegeben: „Kriegt man heute Kaffee oder nicht?“ stieß er jetzt verdrießlich hervor.

Seine Mutter beeilte sich, ihm eine Tasse starken, aromatischen Mokkas einzuschänken, und er titulirte das köstliche Getränk, das reichlich aus der Kanne floß, mit dem beleidigenden Namen „Zwetschkenwasser“. Dann zog er sich mit seinen Vorräthen an Kaffee, Likör und Cigarren in die Ecke des Zimmers zurück, nahm dort Platz in einem großen Fauteuil und vertiefte sich in einen Band der Fliegenden Blätter. Sein Gemurmel hörte auch jetzt noch nicht auf: „Fliegende, sauberes Fliegen, sollten die kriechenden heißen. So dumm, zu dumm!“ Plötzlich schwieg er, die Cigarre war ausgegangen, das Buch glitt von seinen Knieen zur Erde. Er schlief.

Seine Mutter hatte ihn voll Besorgniß beobachtet. Dieses „foudroyante Einschlafen,“ wie sie sich ausdrückte, machte ihr unbeschreiblich bange. Es kam öfters über ihn, am Tage heißt das: bei Nacht hingegen, „floh der Schlaf seine Augen.“ „O, es ist schwer!“ Die Baronin seufzte, und das Kanapée, auf das sie sich setzte, seufzte auch.

Draußen erscholl lautes Hundegebell; die Thiere wurden nach der Abfütterung in den Garten hinaus ge-

lassen. Bewegt und leise sprach die Baronin: „Mein guter Mann kommt zurück, und ich hätte Ihnen so gern . . . ich muß Sie sprechen.“ Ihre mächtige Persönlichkeit bekam etwas gretchenhaft Hinschmelzendes: „Ich muß Sie sprechen, lieber Vogelweid, im Vertrauen sprechen.“

„Nun, gnädige Frau, ich bitte, thun Sie es doch.“

„Jetzt? nicht jetzt, später.“

„Warum erst später?“

Sie schwieg, aber ihre flehenden Augen fragten: Verstehst du mich denn gar nicht? „Kein Wort davon, vor meinem guten Manne,“ begann sie nach einer peinlichen Pause wieder, „ich beschwöre Sie!“

Weißenberg trat ein, und Bertha bemühte sich ihn anzulächeln; der Versuch mißlang kläglich, und die der Verstellung ungewohnte Frau war auf dem Punkte, in Thränen auszubrechen. Ein Schatten überflog das runde, freundliche Gesicht Hugo's. Er trat voll Theilnahme heran und keilte sich höchst liebreich, aber mit schwerer Mühe zwischen seine Gemahlin und die Seitenlehne des Kanapées ein.

Placirt wären sie, dachte Bertram, wie sie aber wieder aufstehen sollen, das weiß Gott.

„Mein Bertherl hat schon mit Dir gesprochen, seh' ich von unserem Kummer;“ Hugo wies mit einer Kopfbewegung nach seinem laut schnarchenden Sohne hin. „Ach, der gibt uns was aufzulösen, der!“

„Ja,“ bestätigte die Baronin, „und wir haben auf

Sie gewartet und gehofft, Sie werden uns rathen und helfen, ja, auch darin."

„Du hast neulich," sprach Weißenberg, „ein Buch über Erziehung total in den Grund gebohrt und seinem Autor, einem großen Professor, famos heimgeleuchtet. Meine Bertha und ich, wir haben gleich gesagt: Wer so versteht, daß der andere nichts versteht, der versteht selbst sehr viel." Er ließ sich durch das betroffene: „O, Nemesis!" das Bertram ausstieß, nicht beirren: „Ja, Du verstehst's, hast recht, unsere Schulen taugen nichts. Wie ausgetauscht ist mein Bub, seitdem er in die Schule geht. Du mußt Dich noch erinnern, was für ein lieber Kerl er vor vier Jahren war."

„Gewiß. Etwas verzogen zwar schon damals, aber ein liebes Kind und voll Talent."

„Talent! was das betrifft" — die Eltern überboten einander an Versicherungen, wie talentvoll, phänomenal talentvoll ihr Sohn sei, das wüßten sie wohl. „Aber," meinte Weißenberg, „ein so starker Geist in einem noch unentwickelten Körper, das stimmt nicht. Die Mißstimmung ruft Nervosität hervor, und diese eine Menge kurioser Erscheinungen. Zum Beispiel heute sein Benehmen bei Tische. Deine Anwesenheit hat ihn aufgeregt, er wollte sich, wie Meisenmann ganz richtig sagte, vor Dir produziren; Du dürftest ihn für lümmelhaft gehalten haben, er war aber nur nervös."

Die Baronin kam auf den Geist ihres Hagens zurück, den starken Geist, der Glück und Unglück in sich

schließt, und verglich ihren Sohn mit einer Kerze, die einen Scheffel durchbrennt und dabei flackert und züngelt.

Bertram sagte, daß er den Scheffel nicht sehe, dem Gatten jedoch gefiel das Bild, und er preßte seinen linken Arm, der auf der Lehne des Kanapées ausgestreckt lag, sehr innig an den Rücken seiner Gemahlin. Ihr war furchtbar heiß, und ihr ästhetisches Gefühl litt unter dem Bewußtsein des unschönen Eindrucks, den die Einpferchung zweier dicker Personen in ein Sitzmöbel, das höchstens für zwei Elfengestalten berechnet war, hervorbringen mußte. So ließ sie denn die schüchterne Frage fallen, ob man nicht in den Garten gehen solle.

Weißenberg war dagegen: „Wir müssen ihm, bei dem wir Rath und Hülfe suchen, alles sagen, wir dürfen kein Geheimniß vor ihm haben, und so sollst Du wissen, Freund, daß wir's vor zwei Jahren in den Ferien mit Strenge versucht haben bei dem Burschen. Das war schrecklich, da hat sich die Nervosität bis zu Wuthanfällen gesteigert. Einmal lasse ich mich hinreißen und hau' ihn, und er, auf mich losgegangen — ja! mit Augen wie rauchende Zündhölzeln, und dann plötzlich niedergestürzt, geschäumt und gezappelt. Wir, nach allen Richtungen um Aerzte ausgeschickt. Drei kommen. Zuerst zwei junge; die sehen ihn an und verordnen ein Gramm Bromnatrium drei Tage nacheinander vor dem Schlafengehen. Zuletzt kommt der Alte, der Kreisphysikus, schaut den Buben auch an und erklärt sich einverstanden mit der Verordnung der Kollegen. Eine Krähe hackt der

andern die Augen nicht aus, denken wir, und wie die zwei jungen fort sind, sagen wir: ‚Wirklich, Herr Kreisphysikus, hätten Sie dem Patienten auch nichts anderes gegeben als Brom?‘ Er — so scheint es uns wenigstens — verbeißt ein Lachen: ‚Vielleicht doch,‘ sagt er, ‚wenn ich statt in ein Schloß in eine Hütte gerufen worden wäre. Aber hier würde das Medikament, das ich ordiniren müßte, kaum verabreicht werden.‘ Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Verstehst Du den Orakelspruch?"

„Ich glaube fast."

„Nun denn, leg' ihn aus und handle danach."

„Ich?" fragte Bertram erschrocken, „das kommt mir nicht zu."

„Wir geben Dir unumschränkte Vollmacht. Nimm Dich unseres Buben an, er ist unser Glück, der Stolz des Hauses."

„Seien Sie für ihn ein Arzt der Seele! Sie haben doch auch eine große Vorliebe für dieses schöne Buch?" sagte die Baronin gepreßt, nicht nur im bildlichen Sinne, denn ihr Gemahl rückte jetzt mit äußerster Anstrengung auf seinem Sitze vor und legte die mühsam frei gemachte Rechte auf Bertram's Kniee:

„Hilf uns, Du kannst, Du verstehst alles, man sieht's aus Deinen Kritiken. Welche Vielseitigkeit! sagen wir immer, meine Frau und ich."

„Im Tadeln," erwiderte Bertram. „Die Kunst, alles zu tadeln, erlernt man in meinem Metier. Aber,

die Kunst, es besser zu machen, natürlich nicht. So habe ich denn auch von Kinderzucht keinen Dunst, ausgemacht ist mir nur, daß die Deine, lieber Alter, und die Ihre, gnädige Frau, nichts taugt."

„Dieser Meinung sind wir selbst," sprach Weißenberg kleinmüthig, „unsere Kinderzucht hat Mängel. Gib sie an, sag' etwas Positives."

„Etwas Positives . . . Nun, wenn ich aufrichtig sein darf — diesen Mängeln abzuhelfen, scheint mir Hagen's Lehrer nicht der rechte Mann."

„Dich genirt der Czech und der Antisemit. Ja, Verehrtester, finde Du mir heutzutage einen Lehrer, der nicht etwas ist, was er besser nicht wäre. Wir haben traurige Erfahrungen gemacht. Meisenmann hat Unarten, aber doch auch Qualitäten. Unterrichtet vorzüglich, ist famos in seinem Fache — Geschichte. Im Herbst wird er Professor am Gymnasium, und mit der Zeit ganz gewiß Direktor."

„So? so! . . . Das ist das Holz aus dem . . ." Ein neuer empörender Gedanke durchkreuzte Bertram's Hirn, eh' noch der frühere ganz ausgesprochen war, und machte sich Luft in den Worten: „Und in Deine Nichte ist er verliebt, der Mensch!"

Die Baronin lächelte sanft, Weißenberg massirte sein Kinn und war heiter. „Ja, der ‚Professor' ist tüchtig verbrannt. Ob hoffnungslos? Jetzt hat's freilich den Anschein. Doch wer weiß, was noch geschieht, wenn er sich nicht zu früh abschrecken läßt."

„Und Du würdest, und Sie, gnädige Baronin, würden zugeben, daß sie ihn nimmt?“

„Warum nicht? vorausgesetzt, daß er sie anständig versorgen kann,“ sagte Hugo, und seine Gattin seufzte: „Große Ansprüche darf sie nicht machen, die Arme.“

Schrecklich! Entsetzlich! Dieser Schwärmer sollte doch nur versuchen, sich um Euer Trampelgrundchen zu bewerben; er käme schön an. O gute Menschen, wo bleibt Eure Güte, wenn's abwägen gilt zwischen einer armen Verwandten und Eurer Brut! dachte Bertram und rief: „Ich fasse Dich, ich fasse Sie nicht, Frau Baronin. Dieses Mädchen würden Sie wegwerfen an einen bornirten, giftgeschwollenen Taboriten!“

„Gib acht!“ warnte Weißenberg mit einem besorgten Blick auf seinen Sohn. Es war zu spät. Hagen regte sich.

„Unsinn. Ich habe nicht geschlafen, ich habe nur die Augen zugemacht, ich habe jedes Wort gehört, das ihr geredet habt.“

„Was hast Du gehört? sag' es, wenn Du nicht als Großsprecher dastehen willst,“ sprach Bertram mit unterdrücktem Zorne.

„Du hast meinen Correpetitor beschimpft, hast ihn einen giftgeschwollenen Taboriten genannt.“ Der Stolz des Hauses erhob sich: „Das sag' ich ihm!“

„Thu's, ich gönn' Dir die Freude.“

„O, lieber Vogelweid, wohin denken Sie? Es fällt ihm nicht ein. Er liebt es nur, sich selbst zu verleumden. Auch eine seiner Eigenheiten,“ versicherte die Baronin.

„Aber," fragte sie in plötzlich verändertem Tone: „Wollen wir nicht jetzt in den Garten gehen?"

Ihr Gatte erklärte sich einverstanden, beide erhoben sich rasch und zu gleicher Zeit, und das kleine Kanapée folgte demselben Impulse. Der kurzen Verlegenheitspause, die dadurch entstand, machte Bertram ein Ende, indem er hinzusprang, die Hände auf die Lehne des wanderlustig gewordenen Sitzmöbels drückte und es zwang, seinen gewohnten Platz wieder einzunehmen.

VIII.

Die Pflege seines Gartens, das war die Erholung Weißenberg's, seine Liebhaberei. Er betrieb sie mit Kunst, mit Wissenschaft und mit Berücksichtigung der Mode, wenn sie nicht gegen ein Schönheitsgesetz verstieß: „Denn das gibt's! ich glaube dran," sagte er. „Ich lasse mich auslachen von meinem Buben und glaube an ewige Schönheitsgesetze."

Er machte Bertram auf jede der Neuerungen aufmerksam, die er in den letzten Jahren vorgenommen hatte. Keine flachen Wiesen mehr, alle künstlich gewellt, wie sie vielleicht von Natur aus gewesen waren, bevor man sie um den Garten anzulegen, „planirt" hatte. Anmuthige Hebungen und Senkungen, Hügel und Mulden, bewachsen mit dichtem, feinem Grase. Die Baumgruppen, nach den verschiedenen Farben des Laubes mit gutem Bedacht gepflanzt, sahen aus wie malerisch angeordnete Riesenbouquets.

„Erinnerst Du Dich des Perrückenstrauches, der bei den Pyramideneichen gestanden hat? Das war fad. Wir haben Blutbuchen hingestellt, kommen prächtig, machen

sich besser — was meinst Du?“ Weißenberg mußte sich umwenden, wenn er mit Bertram sprechen wollte, und der mußte ihm die Antwort zuschreien, denn Hagen hielt ihn fortwährend zurück und brummte:

„Laß die Alten vorausgehen. Ich hab' Dir etwas zu sagen.“

Auch du mein Sohn? Nun, wenn der Bursche mir sein Vertrauen schenkt, ist die Gelegenheit da, auf ihn einzuwirken, wie seine Eltern wünschen, dachte Bertram, und als Hugo sich wieder umsah, machte er ihm ein Zeichen. Der Freund verstand ihn sogleich, winkte freudig zustimmend und rief:

„Schau Dir den Garten nur recht gemächlich an. Wir treffen uns dann bei der Fischerhütte.“

Der Vater und die Mutter schlugen einen Sturmschritt ein, um den Liebling so geschwind als möglich von ihrer unerwünschten Gegenwart zu befreien.

„Was die schlau sind, wie fein sie alles machen!“ spöttelte Hagen. „Davon merk' ich nichts, meinen sie, daß Du auf mich dressirt worden bist und jetzt losgehen und mir ins Gewissen reden sollst. Für einen solchen Esel halten sie mich. Ich sag' Dir aber gleich: Spar' Deine Mühe. Ich bin kein Moraltrottel, ich bin ein überzeugter Nietzscheaner, stehe jenseits von Gut und Böse, und wer mir ins Gewissen spricht, spricht zu etwas, das nicht existirt.“

Bertram lachte: „O Nietzsche! großer Krankheits-

erreger! Welch ein Bacillengezücht hast du in diesem Jünglingsgemüthe ins Leben gerufen!"

Er sah den Burschen von der Seite an, der neben ihm dahinschritt, mit verdrießlich aufgeworfenen Lippen, die Nase in die Höhe gehoben, die Augenbrauen zusammengezogen, die Hände in den Taschen seiner Jacke vergraben. Ein Jüngling ohne Jugend, mürrischer Hochmuth die Krankheit, die an ihm zehrte, und den beständig Verletzten in beständiger Aufregung erhielt.

„Auf dem Gewissen kannst Du also nichts haben," sagte Bertram, „aber Du hast etwas auf dem Herzen. Sprich Dich aus, ich höre."

„Auf dem Herzen ist auch wieder zu viel," erwiderte Hagen nachlässig. „Ich will Dir einfach anzeigen, daß ich eine Novelle geschrieben habe."

„Novelle? Geschrieben?" Bertram's Ton wurde plötzlich dräuend.

„Du wirst das Manuskript auf Deinem Zimmer finden. Du kannst es lesen. Du kannst es drucken lassen."

Bertram schnaubte ihn an: „Ich werde von Deiner Erlaubniß keinen Gebrauch machen; ich bin nicht hierher gekommen um zu lesen, sondern um vom Lesen auszuruhen. Wie oft werde ich das noch wiederholen müssen! — Daß Du schreibst," er maß den Jüngling von oben bis unten, „hätte ich mir denken können. In Eurem Städtlein erscheint ein Blättchen, war einmal ehrsam, ist jetzt ein Schandblättchen, das von frechen Bübchen herausgegeben wird. Da mußt Du ja Mitarbeiter sein."

Beide waren stehen geblieben. Auf Hagen's wuthverzerrtem Gesicht bildeten sich grünliche Schatten; seine Augen schwammen in unheimlich phosphorescirendem Lichte: „Bübchen! Bübchen . . . Satisfaktion!“ keuchte er, seine Glieder zuckten konvulsivisch, er wankte und schien im Begriffe niederzustürzen. Bertram sah schon eine Wiederholung des Auftritts voraus, den Weißenberg ihm eben geschildert hatte; er empfand einen großen Ekel vor dieser Ohnmacht, die es nicht einmal zu einem tüchtigen Zornesausbruche bringen konnte, und zugleich bereute er, den Rangen so schwer gereizt zu haben.

„Beruhige Dich, Hagen,“ sagte er. „Ich bin ein nervöser Mensch, den gewisse Worte, zum Beispiel: ‚Novelle,‘ ‚Manuskript,‘ ‚drucken lassen,‘ außer Rand und Band bringen. Nun hab' ich mich wieder im Zaume. Mache mir's nach, Selbstbeherrschung, mein Lieber! Wenn ich Dir sage, ich bedauere, Dich geärgert zu haben, ist Dir das Satisfaktion genug?“

Hagen hatte sich leidlich gesammelt. Ohne den Kopf nach Bertram zu wenden, hartnäckig und steif in die Ferne blickend, brummte er: „Lies meine Novelle, dann reden wir weiter. Die Katz im Sack brauchst Du nicht zu kaufen. Aber schweige, das bitte ich mir aus. Für meinen Alten schreibe ich nicht. Wirst Du meine Novelle lesen?“

Ein schreckliches Wesen, der Junge, aber der Sohn des Mannes, dem Bertram so viel verdankt — es sei!

„Ich werde sie lesen — in Gottes Namen. ‚In

Gottes Namen, sprach sie dann, und weinend hielt er sie umfangen,‘ deklamirte er und setzte bärbeißig hinzu: „Das hast Du von mir nicht zu befürchten, Miseräbelchen!“

„Miseräbelchen?“

„Ich citire! Ich citire! Kennst Du das schöne Gedicht von Miseräbelchen nicht?“

„Nein,“ erwiderte Hagen wegwerfend. „Ich lese keine Gedichte.“

„Ich aber soll Deine Novelle lesen? Na, ich hab's gesagt — und ‚wenn was auf Erden heilig ist‘“ . . . Er schüttelte sich.

Wäre er jetzt zu Hause gewesen in seiner Bratröhre, am Schreibtisch unter der Gasflamme, die trübseligste Entmuthigung würde ihn ergriffen haben als Rückschlag seines Entschlusses. Aber er war auf dem Lande, in einem reizenden, von Wiesen, Hainen und Wäldern umgebenen Garten. In der Ferne vor ihm bauten sich schön bekuppte Bergketten auf, im Westen, wo das grüne Land mit dem Horizont zu verschwimmen schien, war die Sonne untergegangen und sandte der Erde ihre leuchtenden Abschiedsgrüße zu, lohende Lichtstrahlen, die ein „Auge Gottes“ bildend, fächerartig ausgebreitet, hoch hinaufstiegen bis ans Himmelsgewölbe.

„Athmen ist Glück!“ rief Bertram plötzlich aus und jauchzte in jähem Stimmungswechsel:

„Herrlicher Sonnenuntergang, dem bald, o Wonne,

eine göttliche Sternennacht folgen wird, und morgen wieder ein freier Tag im Freien!“

Er lief mehr als er ging der Fischerhütte zu, bewunderte überströmenden Herzens den Teich, der vergrößert worden war, und eine unregelmäßige Form bekommen hatte, gerieth in Entzücken über den Springbrunnen, den „musikalisch niederplätschernden,“ wie die Baronin sagte, und war höchlich einverstanden, als die Hausfrau vorschlug nach dem Schlosse zurückzukehren und den Thee auf der Terrasse „einzunehmen.“

Nur gegen das letzte Wort erlaubte er sich zu protestiren: „Trinken, Hochverehrte! nicht einnehmen. Einnehmen mahnt an die Apotheke, und wir sind frisch und gesund.“

Seine Fröhlichkeit weckte in jedem einzelnen der Gesellschaft ein mehr oder minder lautes Echo. Die Baronin führte munter eine so lange Reihe von Büchertiteln und Autoren an, daß in Bertram der Verdacht aufstieg, sie habe, um ihm ein Fest zu bereiten, einen Leihbibliothekskatalog auswendig gelernt. Er machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung, als alle die Namen ihn umtanzten wie ein unsichtbarer Fliegenschwarm, und sagte mit forcirter Höflichkeit:

„Ein neuer Vorzug, gnädige Baronin, Ihr Interesse für Litteratur. Ich bin erstaunt . . .“

„Sie haben keine Ursache! Sie nicht! . . . Sie, der Urheber dieses Interesses. O, lieber Vogelweid, Ihre Romane und Ihre ‚Ueberblicke!‘ Stumpf müßte man sein,

um nicht von ihnen gepackt und hingerissen zu werden; mitten hinein in den Strom des geistigen Lebens unserer Zeit . . ."

Sie spricht gut, meine Frau, dachte Weißenberg einmal wieder, und rieb sich vergnügt die Kniee.

„Meine ‚Ueberblicke,'" sagte Bertram schmerzlich, „das Seichteste, das es gibt. — Ist's möglich? . . . Ueber die selbstgeflochtenen Ruthen!"

Die Baronin wußte nicht recht, was er damit meinte und bat ihn dann aufs Gerathewohl, nicht so bescheiden zu sein.

Ihr Gatte wurde immer heiterer, fing an, Jugenderinnerungen aufzuwärmen, und sang ein lustiges Studentenlied: „Ipse fecit! Und der Text ist von Dir, Mann des Tages. Das waren Zeiten! Einige Neidhammel behaupteten freilich, Aehnlichkeiten zwischen unserm Meisterwerk und schon Dagewesenem zu entdecken . . ."

„Ein czechischer Kollege machte sogar Vaterrechte auf das Kind unserer Talente geltend. Halb und halbe Rechte, die wir ihm ganz zugestanden. Hören Sie, Herr Meisenmann, so nachgiebig sind wir von jeher gewesen."

Die röthlichen Bärte des Angeredeten schimmerten siegreich, er zuckte wieder mit den Achseln: „Ja, selbst die Deutschen geben nach, wenn sie nicht anders können," erwiderte er.

Zwischen der Baronin und Sieglinde fand eine leise, aber eifrige Debatte statt: „Mir zu Liebe, Lindchen," — „Ach, Mama, nein — ich bitte Dich!" wurde hin und

her geflüstert. Endlich durfte Mama der Versammlung ankündigen, daß Lindchen ein Gedicht vortragen werde. „Es ist nur, um ihr das Verlegensein abzugewöhnen," hauchte sie Bertram im Vertrauen zu.

Sieglinde sprach unter schweren Athembeklemmungen den Wanderer von Friederike Kempner und bereitete damit dem Auditorium ein wahres Vergnügen. Sogar Hagen ließ sich zu einem gnädigen: „Nicht übel!" herbei.

Die Kirchenmaus blieb zwar stumm, aber etwas weniger bedrückt, um einen Schein zuversichtlicher als am Nachmittage war sie doch. Es kam sogar einmal vor, daß sie Bertram, der eben sehr lebhaft sprach, ansah, sie ihn — o des lieblichen Wunders! — ganz kurz, aber recht aufmerksam. Und er studirte — o des wonnigen Studiums! — jeden Zug ihres holden Gesichtes, jedes kaum merkliche Stirnrunzeln, jedes Lächeln, das um ihren jungen, klugen, ausdrucksvollen Mund erschimmerte. Es zeigte sich in dem Augenblick, in dem sie ihn ansah und verrieth eine angenehme Ueberraschung: Schau, schau, du bist nicht so arg, wie ich mir eingebildet hatte, sprach's ganz deutlich für den, der sich auf solche Sprache versteht.

IX.

Mit dem Schlage zehn Uhr wünschte Hugo den Seinen eine gute Nacht und forderte den Freund auf, auch zu Bette zu gehen: „Morgen in aller Gottesfrüh reiten wir. Nimm Dir Zeit, auszuschlafen.“

Bertram stand rasch auf. Sich Zeit nehmen können, ausschlafen können — das war ihm all die Tage als Inbegriff der Seligkeit erschienen. Er empfahl sich und folgte dem Hausherrn nach, der ihn an der Thür erwartete. Sie traten in den hell erleuchteten Gang hinaus:

„Du gehst rechts, ich gehe links,“ sagte Weißenberg. „Begleite Dich nicht, will Dir gestehen, ich dusele schon. Morgen also pünktlich . . . Aber,“ unterbrach er sich, „was hast Du denn? Bist roth geworden wie mein Sieglinderl.“

„Gute Nacht, Du Guter,“ erwiderte Bertram, und der Freiherr gab sich mit der Antwort zufrieden und segelte schlaftrunken seinen Gemächern zu.

Was hast Du? hatte er den armen Bertram gefragt. Daß er sich reif fühlte, aus dem Hause geworfen zu werden, oder sich selbst hinauswerfen zu müssen,

das hatte er. Als er eben auf die Baronin zugegangen, um ihr die Hand zu küssen, war sie aufgestanden, ihm entgegengeschritten und hatte ihm zugeraunt:

„Ich muß Sie sprechen, Sie wissen.“

Und sie war dabei unaussprechlich bewegt gewesen. Wie durfte sie sich erlauben, bewegt zu sein? Donner und Doria! war's nicht genug, daß seine elenden „Ueberblicke“ ihr Interesse für Litteratur erweckt hatten, sollten seine verdammten Romane einen noch viel ärgern Schaden angerichtet haben? Schwärmereien für Künstler, für Schriftsteller, auf ein Bildwerk, ein Buch hin, kommen vor bei den edelsten Frauen, ja sogar nur bei denen. Geburten der Phantasie, nichts anderes; aber so eine sechsunddreißigjährige Phantasie ist zäh, gibt ihre Geburten nicht leicht wieder her . . . Wenn es wäre, wenn er unschuldig schuldig, ahnungslos zum Verräther am Freunde geworden wäre, dann bleibt ihm nichts übrig, als sein Ränzel packen und — entfliehen. Dann ist ihm der Boden unter den Füßen weggerissen, sein eigner Grund und Boden, bevor er ihn noch betreten hat.

Von den schmerzlichsten Gedanken gequält, ging er weiter. Sein Weg führte an der Thür des Kammerjungferzimmers vorbei, sie war nur angelehnt, er hörte dahinter kichern und wispern, fast schien es, als ob ihm dort aufgelauert würde. Wenn er in Palermo wäre, könnte er an einige von Hugo gemiethete Banditen denken. Plötzlich stürzte jemand aus dem Zimmer, aber es war kein hagerer Bandit, sondern eine kleine dicke Person (in

diesem Hause wurden die meisten dick), und wie mit tollkühnem Entschluß auf Bertram zu. Ebenso plötzlich gurgelte sie ein seltsames Gemisch von Angstgeschrei und Gelächter hervor und rannte wieder in das Zimmer zurück, wo das Gekicher und Gewisper sich in verstärktem Maße erneuerte.

Die hat sicher gemeint, ihren Liebhaber kommen zu hören und ist jetzt enttäuscht, nur mich getroffen zu haben, sagte sich Bertram, bog um die Ecke des Ganges und betrat seine Wohnung.

O Behaglichkeit, was für eine schöne Sache bist du! Wie wohl ist einem da zu Muthe, wo du herrschest! In diesen hohen, geräumigen Stuben genießt man dich, man athmet dich ein. Beide Flügel der Schlafzimmerthür sind geöffnet, das große, herrliche Bett ist zur Nachtruhe sorglich hergerichtet, die schneeweißen Polster, die seidene Decke verbreiten einen zarten Lavendel- und Veilchenduft und schimmern im matten Scheine zweier, von einem Lichtschirme beschatteten Kerzen. Im Wohnzimmer aber, auf dem runden Tische, brennt eine stolze Bronzelampe, so hell wie Lampen nur in ganz gut geführten Häusern brennen. Unter der Lampe liegt ein unheimliches Ding, ein Manuskript in Folio, mit zahlreichen Tinten- und Fettflecken, mit umgebogenen, abgestoßenen Ecken — Hagen's Novelle. Bertram gruselte es, er wandte sich rasch um und stand vor Simon, der ihm auf dem Fuße gefolgt war. Der Alte wollte sich dem Herrn Doctor durchaus nützlich machen beim Auskleiden und war trotz

alles Protestirens nicht wegzubringen. Bertram täuschte sich nicht über den Grund dieses hartnäckigen Diensteifers.

„Sie wollen etwas von mir, ich weiß ja," sagte er ärgerlich, „kommen Sie nur heraus mit der Sprache."

So aufgemuntert trug Simon sein Anliegen, das der sämmtlichen Dienerschaft und auch der Beamten, vor. Die Sache war die. In acht Tagen feiert der Herr Verwalter seine silberne Hochzeit. Der Herr Verwalter hat zwei Töchter, von denen jede „etwas aufsagen" soll. Die eine etwas Böhmisches, und daran lernt sie schon auswendig, der Herr Meisenmann hat's gemacht. Aber die Bevölkerung von Obositz besteht auch aus deutschen Gemeinden, und der Herr Baron und der Herr Verwalter sind für Gleichberechtigung der Nationalitäten. So braucht man denn für die zweite Tochter eine deutsche Ansprache. Herr Meisenmann hat auch die machen wollen, aber alle Leute haben gesagt: Gott bewahre! Wenn der Herr Doctor da sind, wird man doch von keinem anderen ein Gedicht machen lassen, das wäre ja eine Beleidigung.

„Beleidigung!" Bertram donnerte den Alten an, daß er vor ihm zurückwich. „Glauben Sie, daß ich hierher gekommen bin, um Gedichte zu silbernen Hochzeiten zu machen? Sie sind nicht gescheit, Simon."

„Jekerle, bitte," sprach Simon kleinlaut, „die Frauenzimmer haben mich anstiftet, ich soll dem Herrn Doctor sagen. Die Frauenzimmer haben dem Herrn Doctor selbst sagen wollen, aber nicht können, haben nicht heraus-

bracht. Die Köchin, die ist die Schwester der Frau Verwalterin, und die Kammerjungfer, die eine Cousine der Köchin ist . . ."

„Könnten Sie mir die Verwandtschaften nicht aufschreiben?" fragte Bertram grimmig.

Simon, einmal im Zuge, ließ sich nicht irre machen. Die Köchin, die das beste Mundstück hat, erzählte er weiter, hat dem Herrn Doctor aufgepaßt bei der Kammerjungfer, und wie er vorübergeht, ist sie herausgeschossen und auf ihn zu. Wie sie ihm aber in die Nähe kommt, verliert sie die Courage und ist wieder hineingeschossen, sie fürchtet sogar mit Geschrei. Und jetzt schämt sie sich und hat schon geweint und schwört bei allen Heiligen, daß sie sich lieber die Zunge abbeißen, als den Herrn Doctor je wieder ansprechen wird.

Bertram erklärte schon sehr aufgeregt: „Einen gescheiteren Entschluß hätte sie nicht fassen können."

Das kränkte den Alten, und er fragte mit großer Bitterkeit, wie es jetzt aussehen werde mit der Gleichberechtigung? Die Landsleute des Herrn Doctors hätten ihm eine Ehre erweisen wollen und nicht erwartet, daß er sie zum Dank dafür ganz und gar von der Gnade des Herrn Meisenmann abhängig machen werde.

Bertram erwiderte: „Meine Landsleute sind die Mährer ebenso gut wie die Deutschen. Ich bin ein Oesterreicher, ich habe ein Vater- und ein Mutterland, und wenn Sie glauben, daß ich hierher gekommen bin, um Oel ins Feuer der ehelichen Zwistigkeiten meiner

Elternländer zu gießen, sind Sie auf dem Holzwege." Er wurde heftig, er verstieg sich derart ins Maßlose, daß er sich vorkam wie eine Feuerwerksrakete, die mit lächerlichem Spektakel in die Höhe fährt, um dort oben gar nichts auszurichten. Das sind die Nerven, dachte er und war auch schon voll Reue, und Simon that ihm leid, der, völlig geknickt, kein Wort von allen, die Bertram hervorsprudelte, verstand, sich aber von jedem im Innersten und Heiligsten beleidigt fühlte. Er nahm sich vor, es genau so zu machen, wie die Köchin und den Herrn Doctor nie mehr um etwas anzusprechen. Mit diesem Entschlusse wollte er das Zimmer verlassen.

Aber der stille Kampf Bertram's war ausgekämpft, und er holte Simon zurück: „Sie unbarmherziger Mensch, verfallen Sie nicht in Stummheit, das ist mir schrecklich. Ich gebe nach, ich will den Kelch leeren, den ihr Giftmischer mir zum Willkommsgruß — na! Ich mache euch das Gedicht. Schon gut," lehnte er die Dankesbezeugungen ab, in die Simon ausbrechen wollte. „Aber Daten brauche ich," rief er, „geben Sie mir ein paar Daten."

„Wie meinen?"

„Ich meine, daß ich etwas wissen muß von Ihrem Herrn Verwalter, wenn ich ihn ansingen soll. Also goldene Hochzeit, sagen Sie?"

„Silberne, bitte, Herr Doctor."

„Ganz recht, ich habe mich nur versprochen. Und allgemein beliebt ist er?"

„O, und wie, bei alle braven Leut'! Schlechte gibt freilich auch."

„Für die schlechten dichten wir nicht, Simon. Also" — er gähnte. Wie ein Gewappneter kam der Schlaf über ihn; er begann seine Kleider abzulegen und ließ sich dabei Simon's Dienste gefallen: „Und sagen Sie mir noch — ist er verheirathet?"

„Jeckerle, Herr Doctor, wenn er silberne Hochzeit hat!"

„Und Kinder hat er auch?"

„Aber bitte, ja, die zwei Töchter, bitte, die aufsagen sollen."

Sie waren während dieses Zwiegespräches aus dem Wohn- ins Schlafzimmer und bis ans Bett gelangt. Simon betreute den Gast wie eine Mutter ihre Tochter, die morgen debutiren soll, zog, als er sich auf dem köstlichen Lager ausstreckte, die Decke über ihn und löschte die Lichter. Bertram sah ihn noch die Lampe vom Tisch nehmen und hörte ihn die Thür schließen. Dann war alles dunkel und still.

Nach einer Weile lag er aber nicht mehr im Bette, sondern stand auf der Wiese, hatte grüne Arme, einen blauen Helm auf dem Kopf, einen Apfel in der Hand und war ein Rittersporn und zugleich Paris und sollte den Preis der Schönheit ertheilen. Eine Theerose, eine dicke Gretl in der Staude, und eine Wunderblume, dergleichen er nie erschaut hatte, bewarben sich darum. Er wußte wohl: die Theerose ist die Dame aus dem Coupé,

und die Gretl in der Staude seine zu gnädige Hausfrau. Wer aber ist die Wunderblume? Und ist sie schön? Das wußte er nicht, er konnte sie nicht einmal deutlich sehen, so nahe sie ihm auch stand. Dennoch trat er auf sie zu und reichte ihr den Preis. Der war aber kein Apfel mehr, sondern eine Goldfeder von Morton in New-York und schrieb mit silbernen Lettern einen Hochzeitscarmen.

X.

Am nächsten Morgen war Bertram fast so früh auf wie die Sonne und mit dem Ankleiden fertig, als Simon kam, um ihm dabei behülflich zu sein.

„Sind schon lange wach, Herr Doctor, haben vielleicht nicht schlafen können?“ fragte der Alte und warf suchende Blicke umher, die den leicht gereizten Bertram sofort ungeduldig machten.

„Sie suchen umsonst,“ sagte er. „Das Gedicht liegt weder da noch da, noch dort,“ — er deutete auf das Bett, den Nachttisch und die Badewanne. — „Das Gedicht ist noch nicht gemacht. Sie müssen die Güte haben, zu warten, bis ich nach Hause komme. Jetzt reit' ich fort.“

Simon erwiderte zugleich beschwichtigend und ermunternd: Eine ganze halbe Stunde habe der Herr Doctor vor sich und müsse doch frühstücken; aufgetragen sei schon. Wirklich hatte ein Diener den Tisch im Wohnzimmer gedeckt und mit so guten Sachen besetzt, daß ihr bloßer Anblick jeden gesunden Menschen erheitert hätte. Aber einer, der zum Dichten gepreßt wird, den erheitert nichts, dem gefällt und schmeckt nichts. Bertram trank

eine Tasse vorzüglichen Thees und gedachte dabei recht mit Fleiß all des Bösen, das „V. Vischer“ diesem edlen Getränk nachgesagt hat. Es rächte sich, wie's dem Edlen geziemt, es erfüllte seinen Ankläger mit wohligem Behagen, klärte ihm den verträumten Geist und erweckte ihm die erlösende Erinnerung an eine, ihrerzeit vielgerühmte Elegie auf den Tod eines Professors, die er als Student gemacht hatte. Sie ließ sich für die jetzige Gelegenheit adaptiren. Der Enthusiasmus, mit dem darin die Beliebtheit, die Tugend und das Eheglück des Professors besungen wurde, sollte nun den silbernen Hochzeitern zu Ehren noch einmal verwerthet werden. Man brauchte nur jedes „deine“ in ein „eure,“ jedes „du warst“ in ein „ihr seid“ zu verwandeln, den Kindersegen bedeutend zu vermindern und das ganze Opus aus der wehmüthigen Moll- in eine freudige Cis-Durtonart zu transponiren. Bertram wollte eben an die Arbeit gehen, als ihm gemeldet wurde, die Pferde seien vorgeführt. Da nahm er seinen Hut und eilte so rasch hinab, als ob er gefürchtet hätte, daß sie wieder davon laufen könnten.

Der Freund trat mit ihm zugleich vors Haus. Er kam aus dem Garten, wo er seit einer Stunde schon Gebüsche ausgeschnitten und Gras geschoren hatte. Sein Diener brachte eine Reitpeitsche, an der längst der Smiß fehlte, ein Paar große, uralte Handschuhe und Gamaschen, die aus der Haut eines vorsintfluthlichen Thieres gemacht schienen. An den Füßen trug der Baron ein paar starke, sehr abgenützte Schuhe, sein breiter Ober-

körper war in einen kurzen, grünen Rock eingepreßt, und auf dem Kopfe saß ihm ein braunes, zerquetschtes Hütlein mit schmaler Krempe, unter dem rückwärts die Glatze hervorguckte.

Im Nu war er im Sattel; für Bertram hatte das Aufsteigen einige Schwierigkeit, und als die glücklich besiegt war und sein Pferd sich, ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, in Trab setzte, befiel ihn ein Schwindel, er wurde blaß und machte die kläglichste Figur.

„Was, Teufel, was hast?“ fragte Hugo. „Sitz' grad', halt' Dich nicht am Zügel. Courage! Das Pferd ist ja gar kein Pferd, ist ja eine Kuh!“

Bertram hatte aber vier Jahre lang nicht einmal auf einer Kuh gesessen. Ihn beseelten zwei heiße Wünsche: bald ankommen und nicht vom Pferde fallen. Die Freunde ritten im gemüthlichen Zotteltrab quer über die Wiese. Rechts von ihnen lag schmuck und wohlgepflegt ein Musterwäldchen, links stieg der Boden sachte auf, und die kleinen Anhöhen, hinter denen die Lepiden blauten, waren von den schneeweiß getünchten Stationen eines Kalvarienberges gekrönt. Vor den Reitern blinkte es manchmal wie Funken auf, am hellen Horizonte. Die vergoldeten Kreuze auf den Kirchen und Kirchthürmen der erzbischöflichen Stadt erglänzten im Morgensonnenschein. Jenseits des Wassers erhoben sie sich, des klaren Gebirgsstromes, der seine Umgebung verschönerte, befruchtete oder auch — verheerte.

Bis zum Meierhof, dem der Freiherr und Bertram

entgegenritten, war er aber noch nie gedrungen. In respektvoller Entfernung von ihm aufgebaut, genoß die stattliche Besitzung die Segnungen seiner Nachbarschaft, ohne von ihren Gefahren bedroht zu werden.

Der Weg wurde schmaler, er führte jetzt durch eine Allee von Obstbäumen. Hugo sah sich nach allen Seiten um, sah auch alles, kümmerte sich um alles, nur nicht um sein Pferd. Mit dem war er wie verwachsen, der reine Centaur, der dicke, alte Herr. Er ritt, wie ein anderer zu Fuß geht, lief mit vier Beinen statt mit zweien, das war der Unterschied.

„Schau," sagte er und deutete auf einen frischen, tiefen Hieb, der einem jungen Apfelbaume offenbar mit der Axt beigebracht worden war. „Und schau, da und da!" Eine ganze Reihe von Bäumen war so bis aufs Mark zerhauen.

„Dumme Verwüstung," rief Bertram, „wer thut das? Und warum geschieht's?"

„Sagen wir aus Uebermuth," erwiderte Hugo achselzuckend, und der Freund bewunderte seine Gelassenheit, sein geistiges, moralisches, und in diesem Augenblick ganz besonders, und mit entschiedenem Neide, sein physisches Gleichgewicht.

In der Nähe des Meierhofes befand sich eine kleine Ansiedlung. Eine Gruppe von zehn Häusern. Jedes Haus hatte ein Gärtchen, und in jedem Gärtchen standen Bäume, und alles war nett und sauber gehalten und machte den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit.

Der Baron stellte sich auf in den Bügeln, richtete die Spitze seiner Reitgerte auf ein graues Schieferdach, das zwischen dem Meierhofe und dem letzten der kleinen Häuser sichtbar wurde, und sprach: „Da guckt's schon heraus, Dein Palais."

Bertram riß den Hut vom Kopfe, schwenkte ihn in der Luft und jauchzte: „Hoch Palais Vogelweid! Nein, nicht Palais, nicht Vogelweid, Haus! Vogelhaus!"

„Gib acht!" schrie Hugo. Hinter ihnen kam ein Reiter im Galopp einhergesaust. Es war Hagen, der sie einholte und vorüberjagte, ohne Notiz von ihnen und dem Schrecken ihrer Pferde zu nehmen. Der Braune des Freiherrn machte eine Lançade, die den Reiter aber kaum im Sattel hob. Mit einer Mischung von Aerger und Stolz blickte er dem Sohne nach:

„Da reitet er wieder die Fohlenstute, was ihm streng verboten ist. Ich hab's in meiner Jugend auch weit gebracht im Ungehorsam, aber so weit wie der lange nicht. Und wie er oben sitzt, wie ein Schneider!" Bei diesen Worten wendete er sich nach dem Freunde um, vermißte ihn aber auf seinem früheren Platze. Der Sattel der Kuh war leer, sie begann eben gemüthlich zu grasen, und jenseits von ihr auf der weichen Wiese, die beiden flachen Hände auf den Boden gestemmt, saß Bertram und schien äußerst erstaunt.

Weißenberg hielt sein Pferd an und sagte: „O jeh!"

„Ja wohl," erwiderte Bertram. „Wie Hagen so

vorbeigewettert ist, da muß sie erschrocken sein, die Kuh, und da hat sie sich geschüttelt.“

„Und da hat sie Dich hinuntergeschüttelt. Macht nichts, steig' nur wieder auf.“

„Um keinen Preis. Zu Fuß will ich mein zukünftiges Daheim betreten, ehrerbietig wie Washington auf der Rückkehr von seinen Siegen sein Mutterhaus betreten hat.“ Er hing die Zügel seines Rosses über den Arm und ging wohlgemuth neben Weißenberg, der sein Pferd in Schritt gesetzt hatte, einher. „Das Glück trägt mich, was soll ich mich von einem Pferde tragen lassen!“

Der kleine Besitz, den der Freiherr für Bertram gekauft hatte, bestand aus sechzig Hektaren fast durchwegs besten Bodens und zwar aus vier Hektaren Wald, zehn Wiesen, vier Weideland, der Rest Felder. Das Haus, von Grund auf neu gebaut, hatte fünf Fenster Front im ersten Geschoß, und vier im erhöhten Halbstock, je zwei neben dem Hausthor. Das war aus massivem Eichenholz, fest und kunstvoll gefügt und mit einem so gediegenen Schlosse und Klopfer und so schön gezeichneten Beschlägen aus blankem Schmiedeeisen versehen, daß sein Anblick ein Genuß gewesen wäre, auch wenn es nicht den Eingang zum Vogelhaus gebildet hätte. Steinerne Stufen führten zu ihm hinauf, die kanellirten Säulchen, die den Abschluß des Geländers bildeten, trugen Blumenvasen aus Thon, in denen großblättriger Ephen wuchs und gedieh. Das Haus stand dicht vor dem Wäldchen und mitten in dem kleinen Garten, in dem schon allerlei Nutz=

pflanzen grünten, aber auch Blumen blühten und dufteten. Hinter dem Drahtgitter, das den Garten umfriedete, hoben junge Fichtenbäumchen die frischen, hellgrünen Köpfe aus der Erde und waren bestimmt, in einigen Jahren einen üppigen lebenden Zaun zu bilden.

Je mehr die Freunde sich dem Vogelhause näherten, desto stiller war Bertram geworden. Am Gitterpförtchen trat ihnen ein ältlicher, hagerer Mann in abgetragener Kleidung entgegen. Sein echt slawisches Gesicht hatte einen ernsten Ausdruck, seine breiten Hände schienen eben eine Tüncherarbeit verrichtet zu haben, denn sie waren inwendig ganz weiß.

Der Freiherr stellte ihn vor: „Joseph Waniek, ein Prachtmensch. Man darf das vor ihm sagen, es ist keine Schmeichelei, er weiß, was er werth ist. Er wird Deine Wirthschaft führen, solange Du willst: er ist alles: Oeconom, Gärtner, Maurer, Schlosser, Zimmermann.“

„Ich werde zu Ihnen in die Schule gehen, Herr Waniek,“ sagte Bertram und reichte ihm die Hand.

Waniek verbeugte sich höflich deprecirend, ergriff die Zügel der Pferde und führte sie fort:

„Wohin? wohin geht er mit ihnen?“

„Nun — in den Stall.“

Der neue Grundbesitzer brach in Entzücken aus: „Ich hab' einen Stall!“ schrie er. „Wo?“ Er wollte davonstürzen, besann sich aber, wandte sich und stürzte dem Freund an die Brust: „Wie soll ich Dir danken?“

Der Baron wurde auf einmal kalt und ablehnend:

„Keinen Unsinn. Wofür? Daß ich Dein Geld zweckmäßig (so hoff' ich wenigstens) verwendet habe? Es hat mir Spaß gemacht. Du aber besinn' Dich, was Du einst für mich gethan hast. Auf Deinen Schultern durch die Schulen getragen hast Du mich, Du, der viel Jüngere, mich, den ewigen Repetenten. Himmel, Himmel, waren das Zeiten! Mein guter, alter Vater, der selbst nichts gelernt hatte und das Lernen deshalb für eine so leichte Sache hielt. ‚Ich kränk' mich zu Tod', wenn du nicht lernst.‘ Und ich, der ihn liebte, es ihm beweisen wollte und nicht konnte mit meinem Dickschädel, der so empfänglich war für Gelehrsamkeit, wie eine Rübe für Magnetismus.“

„Thu' Dir nicht Unrecht, Hugo,“ versetzte Bertram und brach plötzlich in Schluchzen aus. Bei dem Anblick kamen auch dem Baron die Thränen in die Augen, er zog sein Taschentuch hervor und schneuzte sich kräftig: „So, fertig,“ sprach er. „Jetzt wollen wir Deinen Grundbesitz in Augenschein nehmen.“ Sie traten ins Haus, durchwanderten seine wohnlichen, aber noch spärlich eingerichteten Räume, begaben sich dann in den Stall, in dem vier stattliche Kühe und zwei tüchtige Gäule standen. In einem kleineren Stalle waren einige Schafe untergebracht, und im Schweinekoben hörte man's vergnüglich grunzen.

„Borstenvieh hab' ich auch!“ jubelte Bertram. Dem Freiherrn wurde bange um ihn. Während er sein Grundeigenthum beschritt, wechselten seine Stimmungen mit

unheimlicher Schnelligkeit. Aus überwallender Freude verfiel er in tiefste Muthlosigkeit und rief händeringend:

„Ich bin Moses! Ich sehe das Land der Verheißung, aber in Besitz nehmen werde ich es nicht, erleb's nicht. Ein solches Glück erlebt man nicht. Des Lebens ungemischte Freude . . ."

„Nur vor der keine Angst," unterbrach ihn Hugo. „Die Mischung findet sich. Für die Sorgen des Landwirths ist gesorgt."

Sie kamen zu einem Weizenfelde, wo eben geschnitten wurde; sechs Schnitter waren dabei beschäftigt, das heißt, zwei mähten, zwei schliffen ihre Sensen und schnupften dazwischen mit großer Umständlichkeit, zwei tranken Branntwein.

„Schau Dir den Weizen gut an," sagte der Freiherr. „Für den rechne ich auf den ersten Preis bei der landwirthschaftlichen Ausstellung."

Er nahm eine Hand voll Aehren, zerrieb sie in den Händen, blies die Spreu hinweg, und hielt Bertram die schweren, goldgelben Körnlein hin: „Das ist eine Pracht."

„Wenn ich nur davon etwas verstände! Ich verstehe aber nichts, ich sehe auch nichts, mit mir dreht sich alles im Kreise. Ich kann nicht mit Dir fort, kann mich von Vogelhaus noch nicht trennen. Gehe Du Deinen Geschäften nach und laß mich da. Ich will arbeiten, mich physisch ermüden, meinen Grund und Boden mit meinem Schweiße düngen. Sage diesen guten Leuten, einer von ihnen möge mir seine Sense überlassen. Sage ihnen,

daß ich Mühe und Plage und auch ihr Mittagessen mit ihnen theilen werde, gegen Bezahlung natürlich."

„Da kriegst Du in Branntwein aufgeweichtes Brot und Hutzeln mit Gries gekocht. Und was die Bezahlung betrifft — bei Sacher ist's billiger. Aber wie Du willst."

Er trat an die Schnitter heran und theilte ihnen, selbstverständlich in slawischer Sprache, mit, daß Herr Vogel, ihr Arbeitgeber, beabsichtige, beim Mähen mitzuhelfen. Einige lachten, die anderen trugen eine hochmüthige Theilnahmslosigkeit zur Schau. Ein einziger, ein alter, großer, schöner Mann nahm den Hut ab, und begrüßte Bertram mit einem deutschen: „Küß' die Hand."

„Ihr zwei könnt euch zur Noth verständigen," sprach Weißenberg, ermahnte den Freund, ja nicht zu spät zum Souper zu kommen, und verabschiedete sich.

Bertram hatte den Rock abgelegt, die Sense ergriffen und war bald in voller Thätigkeit. Er wollte den Leuten, die ihre Arbeit mit erstaunlicher Schläfrigkeit verrichteten, zeigen, wie ganz anders ein gebildeter Mensch die Sache angreift. Aber nur zu bald mußte er in seinem Eifer nachlassen und sah ein, in dem Tempo, das er angeschlagen hatte, könne es nicht lange weitergehen.

Seine Sense war stumpf geworden, er ersuchte in der Zeichensprache seinen Nebenmann um den Schleifstein, wetzte und wetzte, die Sense wollte nicht scharf werden. Schleifen konnte er nicht. Bisher hatten die Arbeiter ihn ganz unbeachtet gelassen, jetzt wurden sie

alle auf einmal auf ihn aufmerksam und hatten ihre helle Freude an seiner Ungeschicklichkeit. Der Nachbar nahm Bertram endlich das Werkzeug aus der Hand, war mit dem Schärfen gleich fertig, streckte aber auch sofort die Rechte aus und sprach höflich: „Trinkgeld." Dieses deutsche Wort schien ihm geläufig. Großes Gelächter erhob sich, Bertram stimmte ein und spendete dem Taglöhner für den geringen Dienst einen blanken Silbergulden. Der Beschenkte steckte ihn hastig in eine Tasche seines zerrissenen Rockes und zog aus der andern ein Fläschchen hervor. Es war in ein schmutziges Tuch gewickelt und mit einer trüben, dicklichen Flüssigkeit gefüllt. Der Arbeiter entkorkte es und hielt es Bertram hin. Dem graute, aber um keinen Preis hätte er das kameradschaftliche Anerbieten zurückgewiesen. Er dachte an Neshdanow in Turgeniew's Neuland und wollte stärker sein, als der russische Held. Heroisch setzte er die Flasche an und that einen kräftigen Schluck. Es war gräßlich. Der Hals brannte, ein fast unüberwindlicher Ekel ergriff ihn. Er machte sich rasch wieder an die Arbeit und kehrte den Leuten den Rücken zu. Sie sollten sein Gesicht nicht sehen, oder vielmehr die Gesichter, die er unwillkürlich schnitt. Aber bald drohte die Müdigkeit ihn zu überwältigen, seine Arme schmerzten, in kleinen Bächen floß der Schweiß ihm über den Leib, und jetzt mußte er wieder an Tolstoi's Ljoisin denken und ärgerte sich, daß er sogar beim Taglöhnern nicht herauskam aus der Litteratur. Nur noch ehrenhalber führte er die Sense

und nahm sich vor, das nächste Mal die Arbeit mit geringerem Feuereifer zu beginnen, um länger bei ihr aushalten zu können. Gemächlich muß arbeiten, wer den ganzen Tag arbeiten soll. Bertram war zufrieden, als der alte Schnitter auf ihn zuschritt und ihm lächelnd seine Sense aus der Hand nahm. Nun sah er zu, und es war ein völlig grandioser Anblick, wie der Greis im gleichmäßigen, weitausholenden Schwung, einen großen Halbkreis mit seinem Werkzeug beschrieb und jedesmal einen Arm voll Halme vom Boden wegrasirte, daß sie hinsanken, so bereitwillig, als ob es ihnen ein wahres Vergnügen wäre. Ihre goldenen, bärtigen Köpfchen, die eben noch zum strahlenden Blau des Himmels hinaufgeschaut hatten, ruhten jetzt wohlig und sanft an der Brust der alten Mutter Erde.

XI.

Plötzlich hielt der Alte in seiner Arbeit inne, streckte den Hals und rief: „Ferd! Ferd!“ Die Fohlenstute raste einher — ledig. Die Steigbügel peitschten ihre Flanken, die zerrissenen Zügel ihren Kopf. Wild gemacht durch die überflüssigen Hülfen, tollte sie wie rasend querfeldein ihrem Wohnorte zu. In weiter Entfernung von ihr folgte ihr Exreiter; übel zugerichtet, wie sich immer deutlicher zeigte, je näher er kam. Bertram lief ihm entgegen, und ein förmliches Ringen entspann sich zwischen ihnen. Bertram wollte ihn zwingen, dazubleiben. der Junge wollte durchaus weiter rennen. Das Blut floß ihm aus der Nase in den Mund, er spuckte wie eine böse Katze, nieste, machte alle möglichen Anstrengungen, um zu sprechen, und konnte nicht. Mit Gewalt führte ihn Bertram ins Haus und zwang ihn, sich pflegen zu lassen. Im Zimmer neben der Küche stand eine mit Stroh gefüllte Bettlade, Waniek breitete einen Kotzen darüber, den er aus dem Stalle gebracht hatte, und trug, ohne einen Befehl abzuwarten und ohne ein Wort zu verlieren, einen Krug mit frischem Wasser gefüllt herbei. Der Verwundete mußte

sich auf dem Lager ausstrecken. Sein und Vogels Taschentuch wurden einstweilen abwechselnd zu Umschlägen verwendet. Der alte Arbeiter kam mit dem Rocke, den der fleißige Stadtherr auf dem Felde liegen gelassen hatte, und wurde beauftragt, ins Schloß zu gehen, um Wäsche zu holen und der Baronin eine Karte, auf die Bertram eilends einige Worte schrieb, zu überbringen.

„Wozu? wozu das? Was schreibst Du ihr?“ rief der Patient und wollte aufspringen. Wieder suchte Vogel ihn zu beschwichtigen. „Wenn Deine Mutter erfährt, daß Dein Pferd ohne Reiter nach Hause gekommen ist, erschrickt sie tödtlich. Ich habe sie über Dein Befinden beruhigt. Wär' ich's nur selbst. Dein Auge sieht entsetzlich aus und muß Dir infam weh thun.“

„Mir thut nichts weh, nichts,“ polterte Hagen, „und wenn Du sagst, daß ich vom Pferde gestürzt bin, bist Du mein Feind. Ich bin nicht gestürzt, ich bin abgestiegen, habe das Vieh an einen Baum gebunden, da hat sich's losgerissen.“

„Und Dein geschwollenes, zerschlagenes Gesicht, und Dein Auge, Hagen. Dein Auge sieht aus wie ein einziger, großer Blutstropfen. Wie kommst Du dazu?“

„Eine Fliege hat mich gestochen.“

„Junge! Junge, Du bist verdreht. Zugeben, ich habe mich auf ein Pferd gesetzt, das ich nicht reiten kann — welche Schande! Aber lügen wie ein Schulbub, der sich ausreden will, das geht Dir nicht an die Ehre.“

Der Kranke kehrte ihm den Rücken zu und blieb

eine Weile regungslos. Bertram beugte sich über ihn und sah ihn voll Besorgniß an. Da öffnete Hagen das gesunde Auge und sprach langsam:

„Ich habe stürzen wollen. Ich habe sterben wollen. Es ist mißlungen."

Zuerst glaubte Bertram, das sei Geflunker. Aber nein. Aus der Miene des Jünglings, aus seiner plötzlichen, ungewohnten Ruhe sprach wahrhaftige Verzweiflung.

„Um Gotteswillen, Du phantasirst. Ich hoffe, Du phantasirst!" Er griff hastig nach Hagen's Puls.

„Ich phantasire nicht; ich bin ganz kalt."

Deine neueste Pose, dachte Bertram. Er schwankte zwischen Entrüstung und Schrecken: „Du hast Dich tödten wollen. Herrgott im Himmel! Und Deine Eltern — hast Du nicht an Deine Eltern gedacht?"

„Nein, nur an sie, an der ich mich rächen will, der ich einen Stachel ins Herz bohren will . . . Sie hat mich verschmäht — wenn Du wüßtest, wie? Ich biete ihr meine Liebe, und sie demüthigt mich — mich, den Sohn ihrer Wohlthäter . . . beleidigt mich, ich kann es nie sagen, wie sie gewagt hat, mich zu beleidigen. — O, Nietzsche, du hast Recht, du allein — die Peitsche für die stumpfsinnigen, imbecilen Weiber!"

Er wand sich, er biß in den Rock, den Bertram als Decke über ihn gebreitet hatte.

„Erstens bitte ich Dich," sagte der, „laß meinen Rock in Ruh! Er ist neu und kostet ein Heiden-, ein

sauer verdientes Geld. Zweitens: von wem sprichst Du? doch nicht von Fräulein Gertrud? Oder ja? — Ja so! Du willst Deine Cousine heirathen?" Seine Mundwinkel umspielte etwas, das Hagen zu dem Ausruf berechtigte:

„Darüber lachst Du selbst. Ans Heirathen werd' ich denken, wenn ich einmal fünfzig bin. Meine Liebe habe ich ihr angetragen, meine Leidenschaft, mich habe ich ihr angetragen, mich! und mich verschmäht die Närrin, die prüde, eingetrocknete, versauerte alte Jungfer, die mir die Hände küssen sollte . . ."

„Warum nicht gar. Schweige! Du bist beunruhigend. Ich weiß wirklich nicht, was bei mir überwiegt, das Mitleid mit Dir oder die Empörung über Dich. Schweig!" wetterte er ihn an. „Ich befehle es Dir. Du kommst um Dein Auge," fuhr er sanfter fort. „Du mußt ja fühlen, wie's um Dein Auge steht. Leg' Dich hinüber, sprich nicht, denk' auch nicht, verlaß Dich drauf, was Du jetzt sprichst und denkst ist Unsinn. Ich bin hier Herr, bin gesund, und Du bist mein Gast und bist krank. Kranke müssen gehorchen." Er beugte sich wieder über ihn: „Hagen, mein Junge, ich beschwöre Dich, sei ein standhafter Mann, der einen Puff aushält, ohne gleich an feige Flucht aus dem Leben zu denken."

O Wunder, der Unbändige gehorchte, legte sich hin und blieb ganz still. — Das Wasser im Kruge war warm geworden, Bertram ging zum Brunnen, frisches zu holen. Es freute ihn, das selbst zu besorgen, und er hatte dabei einen Anfall von Aberglauben. Daß er das erste Wasser

aus seinem eigenen Brunnen zur Linderung fremder Leiden schöpfte — hatte gewiß etwas zu bedeuten, etwas Gutes, Schönes. Zur Linderung fremder Leiden? Nicht fremder, kein Mensch war ihm fremd, am wenigsten der vertrackte Junge, das verirrte Schaf, das er auf den rechten Weg führen wird.

Als er ins Zimmer zurückkam, war's darin mäuschenstill. Er erneuerte den Umschlag auf dem Auge des Patienten und setzte sich auf einen Schemel neben das Bett. Daheim! Ueber seinem Kopfe wölbt sich sein eigenes Dach, und jede Schiefertafel, die darauf liegt, hat er sich selbst verdient. Wie herrlich dieses Bewußtsein, wie wonnig die Ruhe in der kühlen Stube. Vor zwei Tagen erst hatte er sich krank und elend gefühlt und heute — eben erst sprach er zu seinem Gaste: Ich bin gesund. Ein Glücksgefühl ergriff ihn, und er murmelte: „Dank, Dank!" Ach, ihm war wohl! Draußen brütete die Hitze des Sommertages millionenfaches Leben aus. Allerweckerin! Allernährerin! himmlische Sonne! Du hast auch Bertram's Getreide zur Reife gebracht, und bleichst jetzt in den goldenen Hülsen das silberweiße Mehl. Man riecht's, es duftet so nahrhaft. Man hört die Arbeiter auf dem Felde sprechen, man hört auch Vögel zwitschern, und jeder Schall schlägt gleichsam wie gereinigt durch die ätherklare Luft, als Wohllaut ans Ohr.

„Du!" sprach der Patient auf einmal mit unheimlich heiserer und gequälter Stimme.

„Was denn, mein Junge?"

Die Antwort ließ auf sich warten, wurde aber doch mühsam hervorgepreßt.

„Hast sie gelesen?“

„Was gelesen?“

„Zum Teufel, die Novelle.“

„Ach ja — die Deine. Noch nicht.“

„Nicht?“ knirschend kam es heraus dieses: Nicht. „So schick' sie zurück, zum Teufel, wenn Du sie nicht lesen willst. Schick' sie zurück, augenblicklich.“

„Ich laufe schon,“ erwiderte Bertram ärgerlich, „ich warte nur noch den Besuch Deiner Mutter ab.“ Er trat ans Fenster und sah hinaus. „Da kommt sie gefahren mit Deiner Schwester und dem Doctor.“

„So? Natürlich, der muß dabei sein; der Flohbißchirurg, die Wanze, der Zeck!“

Die Baronin hielt sich beim Anblick ihres verwundeten Sohnes tapferer, als Bertram es ihr zugetraut hätte. Sieglinde schwamm in Thränen. Der Doctor, ein ältliches, pfiffig dreinschauendes Männlein, war bald fertig mit der Untersuchung des Patienten.

„Ihnen fehlt nichts,“ sagte er ironisch. „Stehen Sie auf. Sie können nach Hause reiten, wenn Sie's freut. Schmerzen werden Sie ja nicht haben.“

„Ich will nach Hause fahren,“ sagte Hagen.

„Thun Sie das,“ erwiderte der Doctor. „Weil wir aber ganz überflüssigerweise einen Kübel mit Eis mitgebracht haben, werde ich Ihnen einen Umschlag machen und Sie verbinden.“

Das geschah. Hagen stand sofort auf, wankte, nahm ziemlich gutwillig den Arm seiner Mutter und verließ das Zimmer, ohne ein Wort des Grußes an Bertram zu richten.

„Sind Sie besorgt?“ fragte dieser den Arzt.

„Es wird hoffentlich alles gut, aber leiden muß er wie ein Hund.“

Bertram blickte der, auf Befehl des Doctors langsam fahrenden, Equipage nach und dachte: Ein Gezücht, dieser Hagen, und kann doch ein tüchtiger Mensch werden. Hundemäßige Schmerzen heldenmäßig ertragen, das ist etwas. Er blieb bis gegen Abend in Vogelhaus; aß wirklich Hutzeln mit Gries, kam vor, während und nach der Mahlzeit wirklich so oft in Gelegenheit, Trinkgelder bezahlen zu müssen, daß er endlich mit leerem Portemonnaie sein Rößlein bestieg und in einem Schritt, der sich immer mehr verschärfte, je näher „die Kuh“ dem Stalle kam, heimritt nach Obositz.

XII.

Beim Souper auf der Veranda war's schön und gemüthlich, trotz einiger kleiner Zwischenfälle, die das gute Einvernehmen vorübergehend störten.

Der Baron kam wehmüthig ergriffen von einem Besuche bei seinem Sohne zurück, verrieth aber seine Gemüthsbewegung nicht. Er setzte sich mit Nachdruck nieder, steckte die Hände in die Hosentaschen und sprach mit rauher Stimme: „Recht ist ihm gescheh'n! ganz recht."

Seine Gattin entsetzte sich: „O, wie grausam Du bist!" und er erwiderte kurz:

„So ist es und nicht anders." Er war stolz auf die Brutusgefühle, die er an den Tag gelegt hatte, und wenn er einmal in der Toga steckte, kam er nicht so bald wieder heraus.

„Der Meisenmann ist bei ihm geblieben," fuhr er fort. „Guter Kerl, der Meisenmann."

„So?" fragte Bertram — „der Fanatiker?"

„Weich wie Watte. Willst Du ihn weinen sehen?"

„Trage gar kein Verlangen danach."

„Nun, ich meine nur. Wenn Du vielleicht wolltest, dann sprich ihm nur von seinem alten Vater. — Ein

sehr guter Mensch, der Meisenmann!" (diese letzten Worte richtete der Baron direkt an Gertrud). Und was seinen Fanatismus betrifft — Naturerscheinung. Das kommt so über die Menschen, wie die Nonne über die Bäume und die Reblaus über die Weinstöcke. Der Weinstock ahnt auch nicht, daß die Reblaus ihn hat und aufspeist, er glaubt, er hat die Reblaus und soll sie verbreiten zum Wohl des Weinbergs. Und deshalb," schloß Weißenberg mit scharfer Logik und warf einen nicht minder scharfen Blick auf seine Nichte, ist Meisenmann „ein grundguter Mensch, der auch eine gesicherte Zukunft hat und jede Frau glücklich machen würde. Und Du," wandte er sich an seine Tochter, die sofort vor Bestürzung in Athemnoth gerieth. „Was treibst Du? ich muß mich wundern. Bin grad' auf dem Gang Deiner Dobka begegnet. Sie hat etwas Versiegeltes aufs Zimmer unseres Freundes getragen. Was war das? Sie wollte ich nicht fragen, um Dich nicht vielleicht zu beschämen vor Deinem Stubenmädchen; ich frage Dich selbst. Hast Du sie und was hast Du geschickt?"

Sieglinde rang die Hände unterm Tisch, sie litt Qualen, und die treue Mutter litt mit ihr, und Gertrud sah die beiden theilnehmend und dann Bertram an, und ihm schien, als spräche sich in ihrem Blick die Bitte aus: Kommen Sie ihnen zu Hülfe.

Da konnte er nicht widerstehen und sagte mit bittersüßem Lächeln: „Die Baronesse sammelt ohne Zweifel Autographen und hat mir ihr Album geschickt."

„Ja — ich werde auch — aber“ . . . Sie kam nicht weiter, Thränen erstickten ihre Stimme. Sie stand auf und warf sich weinend in die Arme ihrer Mutter, die ebenfalls aufgestanden und ihr entgegengegangen war. Leise und unverständlich flüsterten sie miteinander. Weißenberg führte seine große Theetasse an den Mund und setzte sie erst wieder ab, als die Baronin und Sieglinde auf ihre Plätze zurückgekehrt waren.

„Lieber Vogelweid,“ nahm die Hausfrau das Wort, „meine Tochter wird Ihnen selbstverständlich ihr Album schicken, verzeihen Sie, daß es noch nicht geschah.“

„Verzeihen?“

Gertrud erhob den Kopf. Bertram hatte diese Frage mit so bösartiger Ironie gestellt, daß einem bange werden konnte vor ihm. Die Baronin schwebte wieder ein paar Meter hoch über den Parketten und merkte nichts.

„Sie sollten vorher wissen, lieber Freund,“ fuhr sie fort, „daß es eine kleine Kollegin ist, die um einige Zeilen von ihrer berühmten Hand bitten kommt. Sieglindchen dichtet.“

„Ob ich mir nicht so was gedacht hab’,“ rief Weißenberg verdrießlich aus. „Sie spielt ja schon seit einiger Zeit alle Farben, wenn jemand sagt: ‚Poet‘ oder ‚lyrisches Gedicht‘.“

„Bisher,“ setzte die Baronin hinzu, „haben nur die Augen der Mutter auf den jungen Geistes- und Gemüthsblüthen des Kindes geruht.“

„So? die eigenen hat das Kind dabei zugemacht,

es wird ihr im Schlaf gekommen sein," brummte Hugo, sagte sich aber im stillen: sie spricht gut, meine Frau.

„Sieglindchen ist so bescheiden, so ängstlich. ‚O Mutter, wenn ich nur Talent habe', klagt sie oft gar rührend. ‚Ich weiß nicht, ob ich weiter dichten soll'. Nach schweren Kämpfen hat sie sich entschlossen, Ihnen die Entscheidung zu überlassen. Lesen Sie, prüfen Sie ernst und gewissenhaft, rathen Sie, soll sie weiter dichten oder nicht?"

„Wenn Sie nicht ein Riesentalent hat, nein!" erklärte Weißenberg. „Dichten ist heutzutage Männersache. Wund're Dich nicht, daß ich das weiß," rief er Bertram triumphirend zu. „Kein Geringerer als Du hat es mich gelehrt. Die Bücher, die Du lobst in Deinen ‚Ueberblicken', darf eine anständige Frau nicht lesen." Er nahm keine Notiz von dem lauten Widerspruch aller: „Nicht lesen! Die Litteratur ist in einer großartigen Reform — der Rückkehr zur Männlichkeit aus weibischer Versumpfung, begriffen — sagt Vogelweid. Und ich sag': Bravo! Jetzt ist die Männerlitteratur dran. Will meine Tochter mitthun? will sie Bücher schreiben, die ihre Mutter nicht lesen darf?" fuhr er Sieglinde an.

Die und die Baronin blieben stumm vor Verwirrung über diesen heftigen Ausfall, nur Gertrud entgegnete:

„Aber, lieber Onkel!"

Bertram horchte hoch auf, verneigte sich gegen Sie und sprach: „O, wie recht haben Sie, mein verehrtes Fräulein!"

Da wurde sie gleich wieder verlegen: „Warum denn? ich habe ja nichts gesagt.“

„Doch! Sie haben gesagt: Aber, lieber Onkel! Ich wiederhole: Aber, lieber Hugo!“

„Kann nicht helfen, Mulier taceat in ecclesia! Daß nach diesem Worte gethan wird, das erhält die Kirche groß. Wären die Frauen auch in der Litteratur nicht zu Wort gekommen, wäre auch die Litteratur groß geblieben.“

„O lieber Freund, es ginge der Kirche schlecht, wenn sie auf die Frömmigkeit der Männer allein angewiesen wäre, und der Litteratur ging's schlecht, wenn ihr die Frauen ihr Interesse entziehen würden.“

„Das sollen sie auch nicht. Nachbeten sollen sie, aber nicht vorbeten, nicht in ecclesia, nicht in litteris.“

„Einige Vorbeterinnen möchte ich doch nicht missen,“ versetzte Bertram. Ihm schwoll die Galle, weil er nun doch in ein litterarisches Gespräch hineingerathen war, und als der Freund schlagfertig entgegnete:

„Ausnahmen bestätigen die Regel,“ sprach er gereizt:

„Stehende Redensart. Unsere Rede soll nicht stehen, sie soll wenigstens fließen, wenn sie nicht sprudeln kann.“ Er zwirbelte an seinem Schnurrbart: „Sie schreiben also, Baronesse?“

„Ich schreibe nicht, ich dichte,“ verbesserte sie weinerlich.

„Sie dichten und wollen gedruckt werden. ‚Hat er es einmal aufgeschrieben, will er, die ganze Welt soll's lieben,‘ sagte Goethe. Das ist ein Unglück, wissen Sie;

eine unselige, weitverbreitete Krankheit. Die Vielschreiberei ist epidemisch geworden. Das Skelett im Hause ist heutzutage — das Manuskript. Es fehlt nirgends, nicht in den Schreibtischen der Erlauchten, nicht in der Lade des Krämers, nicht im Pult des Studenten und des Schulmädchens, nicht im Arbeitskorb der Näherin. Alles schreibt, jeder Mann, jede Frau, jedes Kind!"

„Das wußten wir in unserer unschuldigen Abgeschiedenheit freilich nicht. Sie setzen mich in schmerzliches Erstaunen, Vogelweid," sagte die Baronin offenbar verletzt. Sieglinde glühte wie eine Feuerlilie, und Gertrud, fast so roth wie sie, senkte den Kopf und beschäftigte sich eifrig mit einer Häkelarbeit, die sie aus ihrer Tasche gezogen hatte.

Bertram stieß einen schweren Seufzer aus: „Naturerscheinung, alles Naturerscheinung. Du hast recht, Hugo. Das schreibt und schreibt und will berühmt werden. Es ist die Zeit, in der jedes Individuum sich selbst vergöttert, nach Vergötterung lechzt. Es ist aber auch die Zeit, in der der Socialismus in breiten Kolonnen anrückt, sein ungeheures Prokrustesbett hinstellt und den Genius und den Trottel, den rastlosen Arbeiter und den Faullenzer, den Asketen und den Lüstling, nebeneinander einpferchst als Genossen und als gleichwerthige Knechte der unumschränkten, unfehlbaren Tyrannin — der Gesellschaft. Dann wieder eine andere Strömung: Keine Gesellschaft! kein Staat! keine Gesetze. Jeder sein eigener Lykurg. Egoismus das einzige Menschenrecht, Nächsten-

liebe fluchwürdige Schwäche. Und wie viele andere Strömungen noch! Und jede in den Augen ihrer Vertreter der alleinig zur Ueberschwemmung der Welt berufene, die Zukunft befruchtende Nil! Mit täglich wachsender Furie platzen sie aufeinander — bäumen sich zu Gischtsäulen empor . . . Wartet nur, wartet, bis die rasenden Naturgewalten verheerend losbrechen. Die Stunde kommt. Wie es jetzt in der Welt aussieht, so hat es immer ausgesehen vor dem Untergange einer Civilisation!"

Während er diese Rede hielt, starrte er unverwandt vor sich hin in den Garten. Weil aber Sieglinde ihm gegenüber saß, schien sein Blick auf ihr zu ruhen. Der Aermsten war, als ob sie mit glühenden Nägeln an die Pfeiler der Veranda genagelt würde.

Weißenberg hatte dem Freunde fortwährend seine Zustimmung zu erkennen gegeben, jetzt sagte er, wie einer, der seiner Sache zwar nicht sicher ist, den Kampf aber um keinen Preis aufgeben will, zu seiner Tochter:

„Siehst Du, siehst Du, das alles kommt von der Dichterei."

„Oder die Dichterei von alledem, und sie ist krank und faul, wie wir selbst," versetzte Bertram.

Gertrud erhob den Kopf und lachte: „Sie scheinen zur Uebertreibung geneigt, Herr Vogel."

Sie hatte ihn angesprochen. Endlich! Er verneigte sich so freudig, als ob sie ihm die größte Schmeichelei gesagt hätte: „Ja, ganz gewiß! Ich übertreibe, ich bin übertrieben, im Treibhaus wird man übertrieben."

Er wurde auf einmal ungeheuer vergnügt, faßte himmelhohe Hoffnungen und entwarf traumhaft schöne Zukunftspläne. Sein hitziger Ausfall von vorhin erschien ihm jetzt wie ein Bombenattentat auf die armen Damen. Er wollte ihn vergessen machen, wollte unterhalten, liebenswürdig sein, gefallen mit einem Wort. Es gelang ihm, er hatte davon eine bestimmte Empfindung und wurde immer heiterer und sprühte Geistesfunken, denen eine so zündende Kraft innewohnte, daß selbst Sieglinde, die seit dem heißen Guß, der über sie ergangen war, mehr einer gebadeten Maus als einer begeisterten Dichterin und stolzen Baronesse gleich gesehen hatte, sich zu einigen Witzchen und Späßchen aufraffte, die belacht wurden.. Ihre Eltern waren selig. Einen solchen Abend hatte man in Obositz nie erlebt.

Beim Gutenachtwünschen war Bertram noch voll Begeisterung. Er drückte beide Hände Weißenberg's, nannte ihn zum hundertsten Male seinen Wohlthäter und dankte ihm mit überströmendem Gefühl, er küßte die Hand der Baronin und die Sieglinden's und hätte gar zu gern auch die Gertrud's geküßt; er ging auf sie zu. Aber sie errieth seine Absicht und wich ihm aus, und so küßte er denn noch einmal die Hand der Baronin.

„Sie sind groß, Vogelweid," sprach die edle Frau. „Nein, nein, depreziren Sie nicht, Sie sind groß . . . Morgen um neun Uhr unter den Platanen. Dort erwarte ich Sie, Vogelweid," setzte sie rasch und mit leisem Fehlen hinzu.

XIII.

Wenn das nicht ein Stelldichein war, dann hatte Bertram sein Lebtag keines gehabt. Was sie nur von ihm wollte, diese Frau? Wie sie ihm die Nerven angriff mit ihrem ewigen Gewisper: „Ich muß Sie sprechen, bleiben Sie bei mir.“ In welch' ein Wespennest war er gerathen! Blind hätte er sein müssen, um nicht zu sehen, daß die beiden jungen Damen, als er gegen die Vielschreiberei wetterte, Butter auf dem Kopfe gehabt hatten. So trug denn auch sie, der sein Herz zujauchzte, im Geheimen blaue Strümpfe . . . Auch sie, wie merkwürdig! An ihr kam die „Naturerscheinung“ ihm nicht so widrig vor wie an anderen, er — konnte sich Gertrud mit der Feder in der Hand denken, ohne daß der alte Raubvogel sich in ihm regte. O wie liebte er sie schon! Liebte sie bis zum Verleugnen seines tiefst eingewurzelten Vorurtheils!

In seinem Zimmer angelangt, setzte er sich an den Tisch. Zur Arbeit, zur verpönten! Er riß die schneeweiße Umhüllung von dem Buche, das Sieglinde ihm geschickt hatte. Ein prachtvoller Einband kam zum Vorschein, vergoldete Beschläge, Monogramm, Freiherrnkrone.

Auf der ersten Seite begrüßte den Leser das in moderner Steilschrift hingemalte Motto. Wo mochte Sieglinde die Verse aufgestöbert haben? Sie kamen Bertram nicht ganz unbekannt vor:

Wenn einst durch ein centralisch Feuer
Dieser große Planet zersprengt,
Sitzt noch der Dichter mit der Leier
Auf dem letzten Stein und singt.

Mit ihm um die Wette sang die Dichterin von Obositz und besang ihren Gesang und schrieb gewissenhaft unter jedes ihrer Lieder, wann und wo es gesungen worden war. „Am Neujahrstage, in der Kaffeeküche,“ „Am 10. März, im Gemüsegarten,“ „Am 9. April, um sechs Uhr früh, im Bette;“ und an allen diesen Orten hatte Sieglinde zur Harfe gesungen. Aber Bertram wollte während seines Erdenwallens von Harfen nichts mehr hören; er blätterte weiter in dem schönen Buche und stieß auf eine Leier (o je — eine alte Bekannte!), die gestimmt wurde. Auf Seite 7 zu einer hohen, himmlischen, auf Seite 8 zu einer ordinären, häuslichen Feier. Da hatte er genug. Ernstlich prüfen — diese Lyrik? Anker werfen in einem Lavoir! Warum nicht gar!

Er riß Hagen's dickes und schmutziges Manuskript an sich. Die Schrift fuselig und liederlich; Form und Inhalt genau so, wie Bertram sie erwartet hatte. Mit Widerwillen las er eine Weile und fluchte dabei halblaut: „Hysterischer Schweinigl!“

Auf einmal fuhr er zusammen. An der Thür hatte

es geklopft. Wer ist's? Ein Todesschrecken lief ihm durch die Glieder. Wär's denkbar? — Er hielt den Athem an, er hatte Lust, die Lampe auszulöschen. Es klopfte wieder, laut und kräftig.

„Ich schlafe schon," schrie er außer sich.

„Spaßvogel," antwortete eine wohlbekannte, o Wonne, o Glück! eine männliche Stimme. Er sprang auf, er öffnete die Thür vor dem Freunde.

„Warum sperrst Du Dich denn ein wie eine Komteß?" fragte der. „Hast Du denn kein Vertrauen zu unserm Burgfrieden?" Er hatte eine geheimnißvoll sieghafte Miene und trug ein großes, viereckiges Paket unter dem Arme. Damit schlug er auf den Tisch, daß es einen Knall gab, wie von einer schnalzenden Kinderklatsche.

„Um Gottes willen," sprach Bertram, „das ist Papier!"

„Ja," sagte Hugo und setzte sich. „Ich bin nicht zu Ende mit den Ueberraschungen, die größte stand Dir noch ins Haus, da ist sie. Noch einmal wurde das Paket mit beiden Händen ergriffen und damit auf den Tisch geschlagen, daß es noch lauter knallte:

„Ich habe ein Lustspiel geschrieben."

„Du?"

„Ich und kein anderer! Dir zu Lieb' und Ehr'. Du schreist ja beständig nach einem Männerstück, einem Lustspiel nur für uns Männer. Da ist eins. Da hast Du's. Zum Kuckuck, das wird Dir stark genug sein."

Bertram brachte kein Wort hervor. Er saß da mit weit aufgerissenen Augen und betrachtete den Freund, wie er den alten, bis zur Decke reichenden Schrank dort an der Wand, mit seinen armdicken, gewundenen Säulen betrachtet haben würde, wenn der sich plötzlich auf die Kanten seiner plumpen Füße gestellt und angefangen hätte, zu tanzen und zu pirouettiren.

„Du staunst,“ rief Weißenberg. „Das hättest Du mir nicht zugetraut. Nun — ich mir selbst nicht. Jetzt schau nur, daß sie mir's auch aufführen am Burgtheater . . . Um den Erfolg ist mir nicht bange. Ich weiß nur nicht“ — er fuhr mit der Hand etwas rathlos über seine Glatze, „ob ich mich entschließen werde, herauszukommen, wenn sie mich rufen.“

„Wir haben jedenfalls noch Zeit, darüber nachzudenken.“

„Die haben wir. Jetzt heißt's vor allem andern: Schweigen, Schweigen wie das Grab. Du schwörst? — Gut. Begreifst ja, meine Frau, meine Kinder dürfen keine Ahnung haben, daß ich etwas so Starkes . . .“ Er unterbrach sich und streichelte liebevoll sein Manuskript.

„‚Don Juan am Lande‘ heißt's.“

„Am Lande. So?“

„König Lear, Hamlet, Romeo und Julia auf dem Dorfe haben wir. Jetzt kommt ein Don Juan dazu. Das ist ein Kerl!“ Weißenberg schmunzelte schon beim Vorlesen des Personenverzeichnisses und schüttelte sich vor

Lachen, als sein Held im ersten Auftritt drei betrogene Ehemänner durchprügelte.

Bertram bemühte sich, wenigstens die Carricatur eines Lächelns hervorzubringen und sagte: „Was Du für lustige Einfälle hast — es ist zum Weinen.“ Und als der erste Aufzug schloß, ermannte er sich zu dem tiefsinnigen Ausspruch: „Das war also der erste Akt.“

Weißenberg hatte eine kleine Anwandlung von Verlegenheit: „Gib Acht, jetzt kommt der zweite.“

Vogel bog sich zurück im Fauteuil, hielt die Lehne fest und hob die Augen zur Decke, wie jemand, der entschlossen ist, eine Zahnoperation tapfer auszuhalten. Der „zweite“ ging vorüber, und der Zuhörer wußte wieder nichts anderes zu sagen als:

„Das war also der zweite Akt.“

Hugo war etwas zaghaft geworden: „Nun, wie findest Du's?“

Der Kritiker kämpfte einen schweren Kampf. Sein feines blasses Gesicht hatte einen schmerzlichen Ausdruck. Das nervöse Zucken, das seit der Abreise von Wien verschwunden war, stellte sich wieder ein.

„Wie findest Du's?“ fragte Weißenberg abermals, und Bertram ergriff beide Hände des Freundes, drückte sie unendlich liebevoll und sprach aus der Fülle der Ueberzeugung:

„Niederträchtig!“

Die großen Hände, die er mit den seinen vergeblich zu umklammern suchte, entzogen sich ihm. Das war

alles. Von den Lippen des Freundes kam kein Laut. Nach einer Weile erst wagte Bertram ihn anzusehen und wandte die Augen sogleich wieder ab, der Anblick that ihm zu weh. Sein Recensentenamt mußte aber dennoch gewissenhaft ausgeübt werden.

„Dein Stück ist roh und unsittlich," sprach er, „das Gegentheil von allem, was Du selbst bist. Einen besseren Beweis dafür, daß Du gar kein Talent hast, gibt es nicht. Unser Talent ist der Ausfluß unseres ureigensten Wesens, ist sein tiefster und höchster Ausdruck."

„Talent? Lieber Gott," murmelte Hugo eingeschüchtert. „Ich mache ja gar keinen Anspruch auf so was."

„O, wenn Du mir weniger lieb wärst, wenn ich Dich weniger schätzte und verehrte, ich würde mich nicht verpflichtet fühlen, Dir die Wahrheit zu sagen und damit Dir und mir weh zu thun!"

Das war keine Phrase. Mit Schmerz sah der Delinquent, daß sein Richter mehr litt als er: „Wehthun, was Dir einfällt!"

„Flunkere nicht. Es thut immer weh, wenn einem eine Hoffnung zerstört wird."

„Lächerlich — einem Oeconomen. Dem werden ganz andere Hoffnungen zerstört, und er muß sich's gefallen lassen."

Bertram rückte ganz nahe zu ihm heran und sprach im Tone einer Mutter, die ihr Kind ermahnt, es zugleich aber zu trösten sucht über die Ermahnung: „Das Stück ist nicht einmal ganz von Dir. Du hast — Ehr-

lichster der Ehrlichen — Du hast gestohlen — was für ein gottverfluchtes Ding ist doch die Litteratur, wozu verleitet sie! Du hast für Dein Lustspiel (es paßt hinein wie ein junger Tiger in eine Bocksfamilie), eine ganze Scene aus der Macht der Finsterniß von Tolstoi gestohlen."

Hugo's mächtige Adlernase erglühte viel tiefer, als die Wangen seiner Tochter je erglühen konnten: „Merkt man das?" fragte er beschämt.

„Leider, oder sagen wir — zum Glücke! Ich freue mich, daß sich diese Sachen nicht in Dir gestaltet haben; das ist kein Vergnügen, so gräßliches zu . . ." Er hielt inne und blickte dem Freunde tief in die Augen: „Du nimmst mir meine Aufrichtigkeit gewiß nicht übel?"

„Im Gegentheil, ich bin Dir dankbar," erwiderte Weißenberg ohne eine Spur von Groll, aber recht bekümmert. Er stand auf und packte mit der mechanischen Sorgfalt eines ordnungsliebenden Mannes sein Manuskript wieder in den Umschlagbogen. — Dem ist jetzt, als ob er einen lieben Todten ins Bahrtuch hüllen würde, dachte Bertram und wurde schwach:

„Laß es da," sagte er, „vielleicht macht sich's gegen das Ende besser."

„Nein, da gerad' nicht. Das Ende geht mir nicht recht zusammen. Ich habe mich aufs Vorlesen verlassen und gemeint, dabei fällt mir noch allerlei ein. Statt dessen ist mir aber allerlei herausgefallen. Merkwürdige Sache das, mit dem Vorlesen. Die eigne Stimme schon

übt Kritik. Na," seufzte er voll Resignation, „ich hab' mich halt blamirt. Versprich mir noch einmal: kein Wort davon gegen irgendwen. Es ist eine Dummheit, aber ich bitte Dich — versprich mir's."

„Wie kannst Du glauben?" rief Bertram mit zärtlichem Vorwurf.

„Versprich's doch —"

„Ich versprech's."

„Du wirst nicht einmal dran denken, es vergessen."

„O wie gern!"

„Dank' Dir. Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Er ging, und Bertram wischte sich die Stirn, auf der die hellen Schweißtropfen perlten. Das war ein Stück Arbeit, das er da vollbracht, indem er dem Freund, dem Wohlthäter erbarmungslos seine Meinung gesagt hatte.

An der Thür hielt Weißenberg an, kehrte um und blieb zwei Schritte vor Bertram stehen: „Noch einmal ehrlich," sprach er, „Mann gegen Mann, bin ich in Deinen Augen gesunken?"

„Gesunken? Du? Nie höher gestanden, Mensch ohne Eitelkeit, guter, lieber Alter!"

XIV.

Als Bertram am nächsten Morgen erwachte, schlug die Schloßuhr acht, und Simon trat zum zweiten Mal ins Zimmer. Er war schon vor einer halben Stunde dagewesen und hatte den Herrn Doctor noch fest und süß schlafend gefunden. Hatte der Herr Doctor das „Schpektakel“ gehört in der Nacht? das Horn des Feuerwächters, das Gerassel der Spritzen und Wasserwagen, das Geschrei der Leute? Mit der Ueberlegenheit eines Menschen, der etwas erlebt hat, während der andere ruhig im Bette lag, erzählte Simon, daß ein großes Feuer gewesen war. Der entlassene Ochsenknecht, der schlechte Kerl, hatte es gelegt. Ein Meierhof war abgebrannt, die Mutter des Schaffers und sein kleinstes Kind wären bei einem Haar mit verbrannt. Aber der Herr Baron hat sie mit eigener Lebensgefahr gerettet.

Bertram war aufgesprungen, hatte hastig einige Kleidungsstücke angethan und wollte auf und davon — zum Freunde, zum Feuer.

„Der Herr Baron sind aber wieder da und schlafen und jetzt, Feuer ist keins mehr,“ sagte Simon innerlichst

zufrieden mit dem Effekt, den er hervorgebracht hatte. Er redete Bertram zu, Toilette zu machen und zu frühstücken, und Bertram übergoß sich mit kaltem Wasser und rief:

„Mein Freund im Feuer, mein Freund in den Flammen, und ich lieg' da und schnarche. O Simon, Simon! warum haben Sie mich nicht geweckt!“

Wecken? Jekerle, wo hätte Simon die Zeit dazu hergenommen? Er war ein paarmal in der Nacht zur Brandstätte gelaufen, der Frau Baronin Nachricht zu bringen, die bei ihrem Sohne wachte und in großer Angst gewesen ist um Hagen, weil er fieberte, und um den Herrn Baron, weil sie schon weiß, wie der ist, wenn's brennt.

„Tummeln sich, bitte,“ schloß er, „die gnädige Frau Baronin haben grad wieder nach Herrn Doctor gefragt und warten auf ihn im Garten.“

Das Stelldichein gab sie also nicht auf, die Unselige! Ein Verbrechen war begangen, es war Feuer gelegt worden. Ihr Sohn hatte Fieber gehabt, ihr Mann in Lebensgefahr geschwebt, ihres Stelldicheins vergaß sie über alledem nicht!

O Weiber! Weiber! — Mächtig ergriff ihn Schopenhauersche Indignation gegen das treubrüchige, breithüftige, leichthirnige Geschlecht.

Sie wünschen ein Rendezvous, Madame? Sie sollen es haben!

Mit schroff ablehnender Miene erschien er eine Viertelstunde später unter den Platanen. Baronin Weißenberg erwartete ihn. Sie trug ein Morgenkleid aus Battist mit Spitzen und Stickereien und hellgrauen Schleifen. Auf ihren etwas altmodisch, aber hübsch frisirten Haaren saß ein allerliebstes Häubchen. Ihre Gesichtsfarbe war wie gewöhnlich frisch und rosig, aber ihre Augen hatten etwas Verschleiertes, sie schien geweint zu haben.

Bertram begrüßte sie und fing sogleich an vom Feuer zu reden, in so barschem Tone, als ob sie es gelegt hätte. Die arme Frau war ganz eingeschüchtert, und ihr Mund verzog sich krampfhaft.

„Hugo hatte keinen Schaden genommen, dem Himmel sei Dank. Er exponirt sich bei solchen Gelegenheiten immer entsetzlich. Alles Lebendige ist gerettet, und das Gebäude war versichert,“ sagte sie und blickte hülflos und wie suchend umher. „Man kann heutzutage nicht vorsichtig genug sein.“

„Da haben Sie wohl recht, assekurirt muß man sein, und ich leichtsinniger Thor habe noch nicht gefragt, ob diese so nothwendige Maßregel in Vogelhaus getroffen wurde,“ rief Bertram. „Entschuldigen Sie, wenn ich keinen Augenblick länger zögere, mir Gewißheit darüber zu verschaffen.“ Er stand auf.

„O Vogelweid, wie grausam Sie sind! Ja, ja, das ist Grausamkeit!“ wiederholte die Baronin und lehnte sich völlig gebrochen an die Gartenbank: „Sie müssen doch ahnen — ein Mann wie Sie! . . Und statt mir

mein schweres Geständniß zu erleichtern — ein Geständniß, das zu thun so beschämend" . . .

„Wie wär's, wenn Sie sich's ersparten?" fragte Bertram kalt und spöttisch.

„Gut wär's, wenn ich's könnte, aber ich kann nicht. Ich bin zu Ende mit meiner moralischen Kraft . . . In drei Nächten kein Auge geschlossen. Heute die dritte Nacht, die schrecklichste von allen. Mein Sohn im Fieber, mein Mann im Feuer, ich in Höllenqualen . . . O Vogelweid, ich rufe Ihre Hülfe an. Schwören Sie mir, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden."

„Wozu schwören, was sich von selbst versteht?" erwiderte er; aber sie gab nicht nach.

„Ihre Hand darauf!" und sie reichte ihm ihre Rechte hin, ihre schöngeformte weiße Rechte, die er drückte und bewundern mußte, obwohl ihm graute und er sich vorkam wie ein Zolascher Held.

„Zuerst, was mich zum Theil wenigstens, entschuldigt," sagte Bertha hastig und beklommen. „Ich habe Phantasie —"

„Seit wann?"

„Ich werde sie wohl immer gehabt haben, ich bemerkte es nur nicht. Ich bin jetzt so allein. Hagen ist auf dem Gymnasium, Lindchen lernt oder dichtet, die Poesie ist eine einsame Kunst. Meinen Mann sehe ich oft wochenlang nur bei den Mahlzeiten. Das gibt dem besten ehelichen Verhältniß einen gewissen Anstrich, ich

möchte ihn einen prosaischen Anstrich nennen. Ich habe doch auch poetische Bedürfnisse."

„Seit wann?"

„Seitdem ich mehr lese —"

„Da haben wir wieder die verfluchte Litteratur!" murmelte Bertram.

„Und wenn man viel liest und wenn man viel allein ist und wenn man Phantasie hat, träumt man und bildet sich allmählich ein Ideal, ein Urbild alles Schönen, alles Vollkommenen. — Man gibt diesem Urbild einen Namen und versetzt ihn in bestimmte Verhältnisse — und sich an seine Seite — und — was dann vorgeht, malt man sich aus —"

„Aha!" Die Brauen Bertram's zogen sich dräuend zusammen, und er kreuzte die Arme über der Brust.

Die Baronin zitterte: „O wie unerbittlich Sie aussehen, Vogelweid. Mitleid! Mitleid! Ich habe es zu Papier gebracht. Erbarmen Sie sich, ich habe einen Roman geschrieben."

„Einen Roman haben Sie geschrieben?" Er athmete, er jubelte auf. Ihm war zu Muthe wie dem treuen Heinrich, als die Eisenringe, die ihn umpanzert hatten, sprangen. „Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen," bat er und that es stürmisch: „Sie Wunderbare! Nie hätte ich's für möglich gehalten, daß ich in Entzücken gerathen könnte, weil eine Dame einen Roman geschrieben hat!"

Bertha lächelte wehmüthig und blieb beklommen.

„Entweder überschätzen Sie meine Leistung, oder andere unterschätzen sie. (Als sie das sagte, dachte sie selbst: Ich spreche gut.) Mein Manuskript erfuhr manche Zurückweisung. Es gelangte zuerst an die Redaktion der ‚Neuen Freien Presse.‘"

„Es gelangte — das heißt, daß Sie es hingeschickt haben."

„Nun ja, mit einem sehr, sehr höflichen, ich darf sagen, einem demüthigen Brief."

„Wehe!" sprach Bertram.

„Nach einiger Zeit kam meine Sendung zurück. Die Herren schrieben, daß sie für drei Jahre mit Romanen versorgt seien. Nun wandte ich mich an die ‚Alte Presse‘, an die Tageblätter — dieselbe Antwort. Alle diese Zeitschriften haben Romanvorrath für drei Jahre. Ach! es wird doch viel geschrieben!"

„Das wäre nicht so schlimm," versetzte Vogel, „schlimmer ist, daß das Geschriebene ein Gedrucktes werden will . . . O, Frau Baronin, sehen Sie, ich an Ihrer Stelle würde eine leuchtende Ausnahme machen; ich ließe nichts drucken — just nicht."

„Wenn es noch in meiner Macht stände, Freund! Aber ich bin schändlich hintergangen worden. Just Carolus . . ."

Bertram schrie auf: „Just Carolus? Wie kommen Sie zu dem?"

„Er annoncirte vor einem halben Jahre die Grün=

dung einer neuen Zeitschrift, lud zur Einsendung von Beiträgen und . . ."

„Und besonders zum Abonnement ein."

„Ganz recht. Ich schrieb, ich sandte meinen Roman und erhielt einen Brief. Vogelweid, ich bin eine glückliche Frau, aber der Tag, an dem dieser Brief kam, war doch einer der schönsten meines schönen Lebens, ein Ausbruch der Bewunderung der ganze Brief. Carolus stellte mich in eine Reihe mit Heyse, Keller und Meyer. Ihr Manuskript, schrieb er, ist von der Lesekommission einstimmig angenommen worden."

„Aus dem einfachsten aller Gründe — sie hatte nur eine Stimme."

„Er wollte seinen ersten Jahrgang mit mir eröffnen. Mein Herz quoll über, ich antwortete in Ausdrücken, ich bekenne Ihnen alles, Vogelweid, es werden wohl überschwängliche Ausdrücke gewesen sein. Nach so bitteren Enttäuschungen ein solcher Erfolg. Carolus steht im Kürschner an der Spitze einer langen Reihe von Werken. Ich verehrte ihn, ich pries ihn, er ragte als Halbgott in meinem Herzen."

„Ja, das ist so! Es schmeichle einer nur unserer Autoreneitelkeit, und wir sind zu jeder Selbsterniedrigung bereit. Baronin, daß Sie in diese Falle gingen!"

„Richten Sie nicht, Vogelweid, helfen Sie. Ich bin in einer furchtbaren Klemme. Er bat um meine Photographie, ich schickte sie ihm mit einer Widmung . . . .

und dann, denken Sie, nannte er mich: Erhabene Schloßfrau, angebetete Herrin.“

„Sie haben ihm gewiß auf dem schönen Briefpapier geschrieben, mit der in Gold geprägten Aufschrift: Schloß Obositz, und der wehenden Fahne mit dem Doppelwappen.“

„Mein Gott, ja. Und nun hält er mich für eine Millionärin, spricht von den Kosten, die das Gründen einer Zeitschrift verursacht, und ich soll eine Aktie zu zehntausend Gulden nehmen. Und ich habe nur ein ganz kleines Vermögen, das Hugo verwaltet. Ich konnte das Geld nicht geben, ich mußte es gestehen. Seitdem hat Carolus den Ton geändert, er schmeichelt nicht mehr, er droht . . . Womit am Aergsten? Mit der Veröffentlichung meines Romans! Damit, behauptet er, macht er mich lächerlich vor der ganzen Welt. Er droht auch, meinem Manne meine Photographie mit jener Widmung und meine Briefe — Liebesbriefe nennt er sie — zu schicken. Das sind sie nicht, aber — o, ich bin sehr schuldig! — ich sprach von ungestillter Sehnsucht nach regerem Geistesleben, — von Seeleneinsamkeit. Ich weiß nicht, wessen Hugo fähig wäre, wenn er erführe, daß ich mich an seiner geliebten Seite seeleneinsam gefühlt habe . . . Mir schaudert, und ich zittere um den Frieden meiner Ehe . . . Ach, Vogelweid! und soeben brachte man mir ein Telegramm auf Hagen's Zimmer. Ich habe es noch nicht eröffnet. Eine furchtbare Ahnung sagt mir: es ist von Carolus und enthält mein Schicksal.

Himmel, warum mußte ich an einen so elenden Menschen gerathen!“

„Das eben ist Ihr Glück im Unglück, beruhigen Sie sich, Baronin. Ich rette Sie, ich habe den Mann in der Hand. Einige meiner Kollegen und ich sind vor Jahren durch ihn arg geschädigt worden, und wir haben uns vor seinen Schlichen sicher gestellt. In einem gewissen eisernen Schrank bei einem gewissen Advokaten sind Beweise gegen ihn deponirt, die ihn jeden Augenblick ins Criminal bringen können. Daran will ich ihn erinnern und die Herausgabe Ihres Eigenthums verlangen.“ Er seufzte tief und schwer: „Ich will ihm schreiben.“

„O Vogelweid, wie dank' ich Ihnen! Aber lesen Sie zuerst das Telegramm.“

Bertram öffnete das gefaltete Blatt, warf einen Blick hinein und sprang auf: „Nein,“ rief er, „nicht schreiben, handeln! Da ist keine Zeit zu verlieren, er will mit dem Zwölfuhrzug kommen, ich geh, ich reite, steigerte er sich, „ihm entgegen, fang' ihn auf auf der Station.“

„Kommen? Hierher?“ Die große, starke Frau stammelte, erbleichte, ihre Augen wurden starr, sie rang mit einer Ohnmacht. Bertram ermahnte mit Energie:

„Muth, Baronin! Nehmen Sie sich zusammen. Sie dürfen jetzt nicht ohnmächtig werden. Erstens ist es nicht mehr modern, und zweitens müssen auch Sie jetzt handeln.“

Er erhob die Arme, seine Hände ballten, seine Brust erweiterte sich: „Knapp', sattle mir mein Dänenroß. Geben Sie Befehl, Frau Baronin, daß die Kuh vorgeführt werde. Ich will Ihr Ritter sein, ich fühle das ganze Mittelalter in meiner Faust.“

XV.

Bertram lief ins Schloß, um seine Morgenschuhe mit Reitstiefeln zu vertauschen, bei einem Haar hätte er Sporen angeschnallt. In den Sattel stieg er nicht, sondern schwang er sich und ergriff die Zügel mit solcher Entschlossenheit, daß die Kuh die Ohren spitzte. Aber das imponirte ihm mit nichten. Spitze du, dachte er, ich sitz' das aus. Hier bin ich Mann und nicht Schreiber! Munter und kühn trabte er vorwärts und traf eine Viertelstunde vor dem Zuge auf der Station ein. Die Kuh war dort eine bekannte Persönlichkeit. Sie wurde bei besonderen Anlässen, dem Aufgeben und in Empfang nehmen von Geldbriefen und dergleichen vom Postboten herübergeritten, und während der seine Gänge besorgte, in den Schuppen eingestellt.

Das geschah auch heute auf die freundliche Einladung des Herrn Expeditors, sie erhielt Gastfreundschaft für den Nachmittag, und Bertram ließ ihr zur Unterhaltung ein Bündel Heu vorsetzen. Dann trat er an den Schalter mit großartiger Ruhe — er war freilich der einzige Passagier — und löste zwei Billete erster Klasse, eines zur nächsten Station, eines nach Trzebinia, begab

sich auf den Perron und erwartete den Zug. Ein paar Träger schlotterten daher, vorahnend, daß es keine Beschäftigung für sie geben werde. Ein kleines Mädchen barfüßig und zerlumpt, mit verwilderten, staubigen Haaren, brachte auf einem angebrochenen Teller schöne, schwarze Kirschen herbei. Jeder der Träger machte sich das Vergnügen, ihr einige davon zu entreißen, und Bertram, der Landessprache unkundig, mußte zu dieser Brutalität schweigen. Aber auch schweigend vollbringt der Hochgemuthe eine rettende That. Er ging auf die Kleine zu, steckte ihr einen Gulden in die Hand, eine Kirsche zwischen die Zähne und wies mehrmals nacheinander von dem Inhalt des Tellers auf ihren Mund, und von dem Fleck, auf dem sie stand, nach dem Ausgang. Sie lachte, sie begriff, stopfte gleich ein halbes Dutzend der saftigen Früchte in den Mund und rannte davon.

Das Glockenzeichen wurde gegeben, majestätisch fuhr der Zug ein. Aus dem Fenster eines Coupés dritter Klasse neigte sich ein schwarzes Lockenhaupt, das ein riesiger Rembrandthut malerisch beschattete.

„Hierher, Schaffner! hierher!“ rief eine dünne Stimme, und im nächsten Augenblick erglänzten auf den Stufen des Waggons ein Paar Lackstiefeletten, zwei kurze Beinchen hüpften zur Erde, blieben aber plötzlich steif und regungslos stehen:

„Willkommen, Just Carolus!“ sprach Bertram und lüftete den Hut. Der Rembrandt wurde einen halben Meter hoch über das Lockenhaupt gehoben.

„Sie, Herr Vogel, welche Ueberraschung.“

„Wir haben nur eine Minute Aufenthalt! steigen Sie wieder ein und wundern Sie sich später. Die Frau Baronin schickt mich Ihnen entgegen. In Folge eines Mißverständnisses wurde der Wagen aus Obositz nicht hierher, sondern zur nächsten Station dirigirt. Steigen Sie ein. In dieses, das nächste Coupé!“

„Erste Klasse, so? ach ja, das ist ja sehr aufmerksam von der Frau Baronin.“

„Sie haben Gepäck bei sich?“

„Diese Tasche.“

„Es ist doch alles drin, was Sie der Frau Baronin mitbringen wollten, ihre Briefe, ihre Photographie?“

„Woher wissen Sie . . .“

„Fragen Sie nicht, steigen Sie ein!“ befahl Bertram so kühl und gebieterisch, als ob er auf der Nordbahn zu Hause wäre und zu ihren Machthabern gehörte.

In dem Coupé, in das er Carolus vorantreten hieß, hatte eine ältliche, sehr dicke Dame mit türkischem Gesichtstypus sich häuslich eingerichtet. Ihre Füße ruhten auf dem Sitze ihr gegenüber, der außerdem von einem wundervollen, grauen Affenpintscher eingenommen wurde. Neben ihr stand eine geöffnete Reisetoilette mit kostbarer Einrichtung, die verschiedensten Effekten, seidene Decken, Kissen, ein Vermeillebesteck, eine goldene Cigarettentasche, lagen auf den Wagenpolstern umher. Die Luft war etwas dumpf und mit Peau d'Espagne-Düften und denen des feinsten ägyptischen Rauchtabaks erfüllt.

Die Fremde warf den beiden Herren, die sich bescheiden in die Ecken neben dem Eingang gesetzt hatten, einen feindseligen Blick zu, der aber milder wurde, nachdem er Just's Lockenkopf gestreift, auf den er auch öfters und immer freundlicher wiederkehrte, bis er endlich wie gebannt auf ihm ruhen blieb.

Sollte das der berühmte französische coup de foudre sein? fragte sich Bertram.

Carolus aber war zu verwirrt, um den guten Eindruck, den er hervorbrachte, zu bemerken. Ihm wurde bang und bänger in Vogel's Nähe. Er war ihm draußen schon furchtbar gewesen, als er mit natürlicher Stimme zu ihm gesprochen hatte, jetzt fand er ihn doppelt furchtbar, als er sich zu ihm neigte und ihm leise zuflüsterte:

„Sie werden mir die Photographie und die Briefe, die Sie bei sich haben, sofort ausliefern, und dann werden Sie eine Vergnügungsfahrt unternehmen nach Trzebinia."

„Warum nach Trzebinia?"

„Diese Gegend ist ohne Reize," sprach die Dame, und statt Just's, an den sie sich gewendet hatte, erwiderte Bertram kurz abbrechend:

„Gänzlich." Er setzte seinen Fuß mit Wucht auf das Füßchen des zierlichen Männleins, neigte sich vor und begann wieder im früheren Tone.

„Sie übergeben mir die Sachen, die ich verlange, auf der Stelle und schicken mir das Manuskript der Frau Baronin morgen nach Obositz oder" . . .

„Oder was? Keine Drohung . . . Ich bitte mir aus“ — Carolus hauchte es nur; er hatte sich zurückgelehnt, seine Zähne klapperten. Die Mitreisende betrachtete ihn voll Erbarmen. Sie fand ihn gar zu herzig in seinem sammtenen hellbraunen Künstlerflaus, in seinen taubengrauen Höschen, und unbeschreiblich rührend war ihr der Ausdruck der Qual in seinem interessanten Gesichtchen.

„Ihr Freund befindet sich schlecht,“ sagte sie und reichte Bertram ein Riechfläschchen: „Bitte, lassen Sie ihn dieses athmen.“

„Athmen Sie,“ rief Bertram, hielt dem bleichen Carolus mit einer Hand das Flacon unter die Nase und nahm mit der andern ein Päckchen in Empfang, das der Bedrängte aus der Brusttasche gezogen hatte. Die Herren führten ein kurzes Gespräch, das der Lärm des über eine Brücke hinrasselnden Zuges für ihre Gefährtin im Coupé unhörbar machte.

„Sie überfallen mich wie ein Straßenräuber.“

„Wie ein Straßenräuber, der über alle Errungenschaften der Kultur verfügt, ja. Wenn Sie mir das,“ er spielte mit dem Päckchen, ließ es kreisen zwischen seinen Fingern, „nicht gutwillig anvertraut hätten, würde Ihrer irgendwo unterweges eine bescheidene Empfangsfeierlichkeit gewartet haben.“

„In Trzebinia, meinen Sie. Als ob es mir nicht freistände, auszusteigen, wo ich will.“

„Unbemerkt nicht. Dafür wäre leicht gesorgt. Ein Passagier erster Klasse, mit Ihrem Aeußern, so auf-

fallend hübsch gekleidet, wie Sie immer sind. Ich bin Ihrer sicher, verlassen Sie den Train, wo es Ihnen beliebt; seien Sie nur gewiß morgen nachmittags wieder in Wien. Mein Advokat, den Sie ja kennen, wird den Auftrag haben, abends bei Ihnen anzufragen, ob das Paket abgeschickt ist."

„Es wird abgeschickt sein," knirschte Carolus. „Aber bei nächster Gelegenheit — machen Sie sich gefaßt."

„Auf einen Viperstich in die Ferse ist unsereins immer gefaßt — Sie fahren also bis Trzebinia, geehrter Freund," sagte er laut, „und so benützen Sie wohl den nächsten Zug, der morgen um 7 Uhr 55 Minuten von dort abgeht, zur Rückkehr nach Wien?"

„Nach Wien?" mischte die Dame sich ins Gespräch. „Ich komme von dort, eine charmante, kleine Stadt, dieses Wien."

„Und, gnädige Frau," fragte Bertram, „sind auf dem Wege nach?" —

„Nach Hotin."

„In Bessarabien?"

„Meine Güter sind in der Nähe."

„Güter in Bessarabien?" Carolus machte eine rasche Schwenkung auf seinem Sitze und sandte einen Blick voll heißer Sympathie zu der Reisenden hinüber. Sie hatte die Zeit der Reife längst überschritten, und sie hatte sehr schwellende Formen, aber sie hatte eine goldene Cigarettentasche und Ringe von unermeßlichem Werthe und eine mit Diamanten besetzte Uhr, und sie kam, wie er bald

erfuhr, aus England, wo sie eine Saloneinrichtung für ihr Schloß gekauft hatte, und auch den schönen Affenpintscher. Für fünfzig Pfund — ein Bettel; hundert waren ihr schon für das Prachtthierchen geboten worden.

Das Gespräch zwischen Carolus und der Bessarabierin belebte sich immer mehr. Sie nannten einander ihre Namen. Der ihre war ihm unaussprechbar, der seine entzückte sie. Just Carolus. Wie das klang! wie mild und fest, wie edel und gelehrt. Er war gewiß ein Gelehrter. Ihr verstorbener Gatte, der Bojar, wäre auch gern ein Gelehrter gewesen, aber die Verwaltung seiner Besitzungen gab ihm viel zu thun, er konnte sich seiner Liebhaberei nicht widmen.

Verstorben der Gatte! O seliger Bojar, Wohlthäter! Carolus pries sein Andenken. Er bezeigte der Dame tiefste Theilnahme und hoffte nur, daß ihr daheim zu ihrem Troste liebliche Kinder blühten . . .

Aber nein, sie war kinderlos und stand einsam und trotz einiger Glücksgüter, mit denen der Himmel sie gesegnet hatte, doch recht arm in der Welt.

Die langen Wimpern Just's, seine größte Schönheit, senkten sich und verschleierten seine habgierigen Augen. Er seufzte tief, und auch die Wittwe seufzte.

Der Schaffner kam, war mürrisch, entschuldigte sich bei der gnädigen Frau. Er hatte die Herren nicht einsteigen gesehen, er würde ihnen sonst andere Plätze angewiesen haben.

Auch Bertram entschuldigte sich und nahm zugleich

Abschied. Er stellte der Reisegefährtin ihr Flacon zurück und reichte Just sein Fahrbillet. Mit Mißvergnügen entdeckte dieser, als er es in die Brusttasche steckte, daß er nur große Banknoten bei sich habe. Am Schalter wechselt man so ungern.

„Sie können mir,“ sagte er nachlässig, „dreißig Gulden zur Rückreise vorstrecken, Vogel.“

„Verdammter Kerl,“ fluchte Bertram im Stillen und suchte in seinem Geldtäschchen: „Kann ich? Da sind fünfzehn. Sie werden gegen Ihre Gewohnheit zweiter Klasse fahren müssen.“

Die Bojarin erschrak. Zweiter Klasse durfte nicht einmal ihre Kammerjungfer mehr fahren. Ein deutscher Baron hatte ihr dort einen Heirathsantrag gemacht. In die Gefahr, meinte Bertram, werde Carolus nicht kommen, aber die liebenswürdige Wittwe bestand darauf, ihm für alle Fälle aus der Verlegenheit zu helfen.

„Mein Diener kommt auf jeder Station meine Befehle holen,“ sagte sie. „Er führt die Kasse, er wird die Banknote Herrn Justs Carolus wechseln.“

Der Zug hielt. Bertram betrat die Plattform im Augenblick, in dem ein großer, bärtiger Russe im Nationalkostüm die Stufen heraufstieg. Er hatte eine wohlgefüllte Geldkatze umhängen und trat mit der Mütze in der Hand an die Thür des Coupés.

Nun gilt's dein Meisterstück, Just Carolus, dachte Vogel, finde Mittel, die kleinen Banknoten einzustecken und die Abwesenheit der großen zu erklären.

XIV.

Bertram ging auf der Landstraße den selben Weg zurück, den er eben mit der Eisenbahn vorwärts gebraust war. Eine echte mährische Gegend. Der Gebirgszug, der in der Ferne blaute, mit stumpfen Höhen gekrönt, goldig schimmernde Felder und üppige Wiesen, soweit das Auge reichte, Pflaumenbäume mit Früchten überladen, kräftiges Weideland, auf dem schöne Rinder grasten und in der Nähe jeder menschlichen Ansiedlung helle, laute Scharen des mährischen Schwans, des Hausthiers ohne Furcht und Tadel, der glorreichen Gans. Auf einen Tiger würde sie losfahren, mit aggressiv vorgestrecktem Halse, mit zornig wackelndem Schwanze. Das härteste Schicksal trifft sie, beugt sie aber nicht. Jahr für Jahr erbarmungslos gerupft, ihres zarten Flaums beraubt, erhebt sie sich aus den Händen ihrer Peiniger und flattert mit blutendem Flügel und hinkt mit verstauchtem Fuß wund und nackt eben so stolz, wie ehedem in blühender Gesundheit und prangendem Gefieder.

Und die Dorfleute, die nicht nur gegen dieses, sondern gegen jedes Thier die naivste Grausamkeit ausüben, sind

beinahe durchwegs gutmüthig und haben eine freundliche Würde und eine angeborene Höflichkeit in ihrem Benehmen. Fast alle, denen Bertram begegnete, grüßten ihn, er dankte aufs freundlichste, nahm sich vor, die Landessprache eifrig zu studiren und träumte von künftiger Popularität. Dann dachte er an das Duett, das jetzt im Waggon, den er verlassen hatte, gesungen werden dürfte, klopfte lachend auf das in seiner Brusttasche untergebrachte Päckchen, und sang nach der ins Heitere übersetzten Melodie von: Der gute Kamerad:

„Was immer auch daraus entsteh',
Ich hab' eine That gethan, Juchhe!
Eine bessere find'st du nit, Juchhe!"

So lustig ging's eine Weile fort, dann begann ihm sehr heiß zu werden. Die Sonne brannte — wie glühende Liebe! rief er laut. Ich liebe dich, o Mädchen — du Königliche! Ich kenne dich kaum und kenne dich doch. Du imponirst mir, und ich fühle mich doch zu deinem Beschützer berufen.

Die Hitze wurde drückend, einige Müdigkeit stellte sich ein, aber seltsam — ging's nicht zu wie im Märchen? im Augenblick, in dem er sich das zum Bewußtsein brachte, wurde er von einem raschen Gefährt ereilt, das plötzlich neben ihm anhielt:

„Wohin, Herr Vogelweid?" ertönte vom Kutschbock herunter die Stimme Gerhart des Retters.

„Zur Station, Herr Graf."

„Da bringe ich Sie hin. Kommen Sie."

So las er ihn zum zweiten Mal von der Straße auf: „Sie machen aber sehr weite Spaziergänge,“ sagte er. „Mir scheint, daß Sie es schon nöthig haben, sich von der durchaus nicht litteraturfreien Atmosphäre in Obositz zu erholen. Ja, der Zug der Zeit. Uns hat er noch nicht ergriffen.“

„Sie sind ihm entronnen. Sie gehören gewiß zu den wahrhaft, den vom Buche zum Leben Vorgeschrittenen.“

„O, ich bitte, wir haben uns vom Buche durchaus nicht ganz emancipirt. Meine Frau liest sogar recht viel und auch ernste Sachen.“

Wenn er sagte: „Meine Frau,“ nahm seine Stimme einen ganz eigen lieben Ausdruck an, und ein schönes Leuchten brach aus seinen dunkeln Augen. „Meine Frau,“ Zärtlichkeit und Ehrfurcht, freudige und stolze Liebe verkündete sich dabei unwillkürlich und unbewußt in seinem Blicke. Heil dir, dachte Bertram, du braver Mensch bist auch ein glücklicher Mensch:

„Das Fräulein Gertrud von Weißenberg,“ sprach er plötzlich, „hat große Aehnlichkeit mit Ihrer Frau Gemahlin.“

„Das wäre mir nie aufgefallen.“

„Groß, wenn auch nicht so groß, schlank, wenn auch nicht so schlank . . . und das Gesicht“ . . .

„Nun ja, ein Gesicht hat jede. Was aber die Aehnlichkeit betrifft“ . . .

„Sie liegt in dem Eindruck, den die ganze Erscheinung hervorbringt. Edelste Anspruchslosigkeit, die

schönste Ruhe, die vollkommenste Natürlichkeit ist beiden Damen eigen." Er schwieg eine Weile und sagte dann nachdenklich: „Wie sich wohl die Zukunft des Fräuleins gestalten wird?"

„Nicht besonders heiter."

„Warum? warum sollte sich das Fräulein nicht glücklich verheirathen?"

„Weil wir vor lauter Geldgier dumm geworden sind, wir Männer; wer heirathet heutzutage ein armes Mädchen?"

„Ich wüßt' wohl einen, der sich selig preisen würde" ... platzte Bertram heraus. Hätt' er doch geschwiegen! Der Graf sah ihn von der Seite unangenehm fragend in einer Weise an, die ihn verwirrte, er bereute gesprochen zu haben und — redete weiter: „Sie glauben also nicht, daß sie ihn nehmen würde?"

„Ich glaube nicht."

„Also nicht." — Er war so bestürzt, daß der Graf ihn besorgt fragte:

„Was ist Ihnen?"

Die Antwort blieb aus, und im nächsten Augenblick wurde die Aufmerksamkeit beider durch ein wildes Schreien und Fluchen, das sich in der Ferne hören ließ, in Anspruch genommen. Gerhart gab den Pferden die Zügel und fuhr die jetzt ziemlich steil ansteigende Straße rasch hinauf. Inmitten der Anhöhe sah man ein mit Brettern beladenes Fuhrwerk halten, dem zwei armselige, alte Mähren vorgespannt waren. Unfähig, ihre schwere Last

weiter zu schleppen, hatten sie ihr nachgegeben und den Wagen in ein Rinnsal gleiten lassen, in dem er nun quer über dem Weg stand. Der Lenker des unglücklichen Gespanns schlug drein in sinnloser Wuth mit dem Peitschenstiel, den Fäusten, den Stiefelabsätzen, und die Gäule senkten ihre Köpfe zur Erde, rührten sich nicht mehr, ließen die Mißhandlungen ihres Peinigers in stumpfer Verzweiflung über sich ergehen.

Gerhart hielt knapp bei ihnen an. Er war dunkelroth und biß die Zähne zusammen: „Entschuldigen Sie einen Moment, Herr Vogel," sagte er und winkte seinem Kutscher, der sofort absprang. Er schien zu wissen, um was es sich handelte, und schob einen Stein hinter eines der Wagenräder. Auch Gerhart sprang ab, ging mit drohenden Worten auf den Fuhrmann zu, entriß ihm die Peitsche und schleuderte sie zur Erde. Einen Augenblick war's, als wolle der Mensch sich zur Wehre setzen; als er aber sah, daß der Graf und der Diener die Stränge ihrer Pferde zu lösen begannen, und errieth, daß man ihm zu Hülfe kommen wollte, zog er den Hut und brach in jämmerliche Klagen aus.

Nach wenigen Minuten waren die kräftigen Pferde den erschöpften vorgespannt und zogen das Gefährt den Berg hinauf.

Bertram blieb sitzen und sah ihnen nach.

Ein gutmüthiger Mensch, der Graf. Da half er gequältem Gethier aus der Noth, ihm aber hatte er ganz gelassen einen Stachel ins Herz gebohrt, mit seinem

zweifelnden Blick und mit seinem grausamen: Ich glaube nicht.

Als Gerhart nach einer Weile zurück kam und die unterbrochene Fahrt fortsetzte, sagte er: „Sehen Sie, dieser Fuhrmann ist ein armer Teufel; ich weiß nicht, was mit ihm geschieht, wenn seine Pferde umstehen, und dennoch schindet er sie zu Tod. Die Armuth ist eben nicht sparsam."

Es war spät am Nachmittag, als Bertram heimkehrte; die Schatten wuchsen und die Sonne sank, und das Vesperbrot war, wie Simon Befehl hatte Herrn Vogel zu melden, auf der Terrasse servirt.

Dort fand Bertram die Baronin in peinlicher Erwartung, ruhelos auf und ab wandelnd. Sie empfing ihn mit einem unterdrückten Aufschrei.

„Ach Sie! Endlich, Vogelweid! Was bringen Sie? Erlösung? Befreiung . . . Bin ich gerettet?"

Als er alles bejahte, kannte ihr Dank keine Grenzen. Eine Sechzehnjährige hätte ihn nicht heißer empfinden, und kindlicher ausdrücken können, als Bertram die verfänglichen Briefe an Carolus und die Photographie mit der Widmung hervorzog und ihr überreichte.

Wie hatte diese Frau sich und ihre Gefühle konservirt. So etwas wäre unmöglich in der Stadt.

„Ich will nicht ungestraft gefehlt, geirrt haben," sagte sie. „Ich werde ehrlich Buße thun; ich habe das Bedürfniß, zu sühnen, Vogelweid."

Ueber die Art, in der das geschehen sollte, konnte

sie ihm im Augenblick keine Aufklärung geben, denn Hugo kam eben in Begleitung Meisenmann's herbei. Der Freund und die Gattin bereiteten dem Herrn des Hauses einen Empfang, auf den er nicht gefaßt gewesen war.

„Hugo! Hugo! mein Alter! Ich hab' Dich noch nicht gesehen, seitdem Du im Feuer gewesen bist und Menschenleben gerettet hast. O, ich weiß — ich weiß, Du Braver!" rief Bertram ihm begeistert entgegen, und die Gattin schwebte im wuchtigen Fluge auf ihn zu und lag an seiner Brust und weinte auf seine lichtblaue Piquéweste „Thränen der Wiedergeburt."

Ihr Mann fand das schön gesagt und gut gegeben, ersuchte sie aber Maß zu halten: „Du warst am Vormittag schon gerührt, Bertherl, das ist hinreichend, auch für eine so liebe und treue Frau wie Du."

„Treu?" — die Baronin zuckte zusammen wie eine verwundete Taube.

„Nun, vielleicht nicht? Ich bitte Dich, Bertherl, mache Dich nicht interessant. Wir wollen jausen ohne Interessantmacherei und ohne Rührung. Solche Sachen verderben einem nur den Appetit."

„Vor meiner Rührung brauchen Herr Baron sich nicht zu fürchten," sprach Meisenmann mit forcirtem Humor. „Haben unter anderen einen deutschen Juden aus dem Feuer gezerrt. Ich an Ihrer Stelle hätte ihn tiefer hineingeworfen."

„Sie Meisenmann? Wie macht das ein Theoretiker?

Ich bin neugierig. Sie müssen es mir zeigen bei nächster Gelegenheit."

Der Professor rutschte unruhig auf seinem Sessel hin und her. „Nächste Gelegenheit? Was für eine Gelegenheit meinen?"

„Wir werden ja sehen, sie kommt."

„Wenn man sie herbeiführen will, kommt sie freilich."

„Ohne Sorge! Ich werde nicht extra Feuer legen, damit Sie Juden hineinwerfen können."

Sieglinde und Gertrud kamen, die erstere aufgelöst in Verlegenheit, im scheuen Blick die Frage: Was sagen Sie zu meinen Gedichten? die zweite sehr ernst und noch stiller als gewöhnlich. Bertram glaubte zu bemerken, daß Meisenmann sie schon einigemale triumphirend angesehen habe, und war voll Indignation und hätte ihm gar zu gern zugerufen: Sie nimmt Dich nicht; mich nicht und Dich ebensowenig.

Etwas freier athmete er, als Hugo und Meisenmann sich zu Hagen verfügten und er allein blieb mit den Damen. Die Baronin und Sieglinde fingen an zu flüstern und einander gegenseitig aufzumuntern: „Du, Lindchen, Du!" „Um Gotteswillen, nein, Du, Mama!" Die liebende Mutter gab nach. Sie räusperte sich, sie hielt eine kleine Rede, in der sie ihren sehnlichen und den nicht minder sehnlichen Wunsch ihrer Tochter ausdrückte, Bertram's Urtheil über die Gedichte Lindchens in Erfahrung zu bringen.

„Gedichte?“ Er mußte sich besinnen. „Gedichte — ja so!“

„Mama, Mama, Herr Vogelweid hat ganz vergessen . . .“ klagte Lindchen tief gekränkt.

„Nein, Baronesse, ich habe nicht vergessen, ich habe ge—geblättert, sagen wir, in den Gedichten, die Sie mir geschickt haben . . .“ Erbarmungslose, die einen Ueberfütterten noch stopft, wollte er hinzusetzen, aber die ängstlich gespannten Mienen der Mutter und der Tochter, die demüthig sehnsüchtige Erwartung, mit der beide Damen zu ihm empor schmachteten, entwaffnete ihn. Diese Dilettanten! sie haben alle Aspirationen, machen alle Leiden des echten Künstlers durch — nur was dabei herauskommt, ist anders. „Vor allem, Baronesse,“ wendete er sich an Sieglinde, „was haben Sie vor mit Ihren Gedichten?“

„Drucken lassen“ — sie stöhnte es fast, und er seufzte, wurde aber nicht grimmig, sondern sprach in weichem, zuredendem Tone:

„Sehen Sie sich um in der Welt. Wohin Sie blicken, überall begegnen Sie den allgemeinen, unaufhaltsamen Fortschritten . . .“

„Unserer Litteratur!“ fiel Bertha begeistert ein.

„— Der Socialdemokratie, Frau Baronin.“

„Ach ja,“ versetzte sie und lächelte ihn höchst unsicher an.

„Wir gehen einer neuen gesellschaftlichen Ordnung entgegen. Lösung der wirthschaftlichen Fragen heißt der

nächste Schritt zum Ziele, und er liegt, wie man sagt, in der allgemeinen Verstaatlichung. Meine unmaßgebliche Meinung ist nun, daß der Uebergang zu dieser breiten Straße des Heiles uns wieder auf jetzt ganz verlassene Fußpfade führen wird, zum Beispiel — zur Hausindustrie."

„Ach ja," wiederholte die Baronin und gab ein heuchlerisches: „Ganz recht!" dazu, um zu verbergen, daß sie ihn durchaus nicht begriff.

„Eilen Sie uns voran, Baronesse! Streben Sie keine fabriksmäßige Vervielfältigung Ihrer Dichtungen an, verschmähen Sie die kapitalistische Bücherproduktion durch den Verleger — singen Sie, ein liebliches Vögelchen, Ihre zarten Lieder den Eingeborenen von Obositz, zirpen Sie, ein trautes Heimchen, am häuslichen Herde."

XVII.

Als man sich am Abend trennte, nahm Bertram Abschied von seinen Wirthen für den ganzen morgigen Tag, den er in Vogelhaus zubringen wollte. Lieber auch räumlich von der Unerreichbaren getrennt sein, als in ihrer Nähe schmerzvoll hangen und bangen. Er ging allein seinen Zimmern zu; der Freund, der ihn sonst geleitete, die Dienerschaft, die heute bis zum Morgen gewacht, hatten sich früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben. Die Lampen waren gelöscht, vor der Mondesscheibe lagerte eine langgestreckte Wolke, ein träumerisches Halbdunkel herrschte, eine schöne Stille, Balsam für den geräuschesmüden Stadtbewohner. Jeder Blick durch die hohen Fenster des Ganges in den Garten bot Erhebung, wirkte sanft und beschwichtigend. Leise wie ein angefachtes Fünkchen begann die erloschene Hoffnung wieder zu glimmen. Quälst du dich nicht mit Hirngespinnsten, du Narr? fragte er sich. Waren die Worte, die dich unglücklich machen, auf dich gemünzt, oder beziehst du sie nur auf dich, krankhaft empfindlicher Thor? Muß der Graf an mich gedacht haben, als er sagte: Ich glaube nicht? Er dachte vielleicht an:

„Meisenmann!" rief Bertram wonnig mit wahrem Entdeckerjubel aus. Zu seinem Schrecken antwortete eine Stimme aus der Tiefe des Querganges:

„Ich bin's, bitte." Simon trat hervor. Der junge Herr Baron schickte ihn, er ließ den Herrn Doctor bitten, zu ihm zu kommen.

„Jetzt? jetzt gehe ich schlafen, und Hagen soll auch schlafen gehen. Sagen Sie ihm das von mir."

„Er schläft aber nicht, er schreibt und liest die ganze Nacht."

„In dem Zustand, mit dem Auge?"

„Ach Gott ja! 's schaudriös. Gehen Sie zu ihm, bitte, auf den Herrn Doctor wird er hören, auf uns hört er nicht, auf mich und den Meisenmann."

„Ein schrecklicher Kerl, ein Tyrann," murmelte Bertram, folgte dem Alten widerwillig und trat verdrießlich bei Hagen ein, der ihn verdrießlich empfing und anbrummte:

„Ist Dir's endlich gefällig?"

Er saß mit verbundenem Kopfe in einem großen Lehnstuhl unter der grell leuchtenden Hängelampe und sah elend aus. Auf einem Tische neben ihm waren die neuesten Werke der modernsten nordländischen, französischen und deutschen Unsittenschilderer recht zur Schau ausgelegt. In einer Hand hielt der Jüngling Juvenal's Satiren, in der andern einen Rothstift.

Das Zimmer befand sich in greulicher, in gewollter Unordnung. Die Möbel und einen Theil des Fußbodens

bedeckten Bücher, Schriften, Cigarrenkistchen, Waffen, Fecht- und Turngeräthe; an den Wänden hingen, mit Nägeln befestigt, schamlose Photographien. Auf einem Schranke neben der Thür lag eine Pistole; der Hahn war gespannt, das Zündhütchen aufgesetzt.

Komödiant! dachte Bertram und sprach mit eisigem Spotte: „Ich muß Dir doch den Gefallen thun, Dir zu bestätigen, daß ich Dich gefunden habe, im Juvenal lesend. Das Grellste hast Du wohl mit Strichen versehen, damit niemand zweifeln könne, daß Du's verstanden hast. Mir freilich wäre nie ein Zweifel gekommen, bei den Erfahrungen, die Du schon gemacht haben mußt, im Kaffeehaus oder in der Zuckerbäckerei."

Bei dem letzten Worte fuhr Hagen zusammen, Zorn und Schrecken verzerrten sein Gesicht.

„Verzeih', wenn ich Dich ärgere, ich sollte Dir dankbar sein, weil Du Dir so viele Mühe gegeben hast, mir zu Ehren Dein Zimmer zu dekoriren."

„Dir zu Ehren, ja just, was der sich einbildet!"

Bertram deutete auf die Bilder an der Wand: „Die wirst Du doch nicht da lassen, wenn Du Deine Mutter erwartest, oder . . ."

Hagen hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu: „Gib Deiner Beredtsamkeit Urlaub, ich frage nicht nach Deinen Moraltrotteleien, ich frage . . ."

„Hast Du meine Novelle gelesen?" unterbrach ihn nun Bertram seinerseits. „Ja, denn, ich habe sie ge-

lesen, leider.“ Er rückte einen Sessel an den Tisch und setzte sich.

Hagen spielte den Gleichgültigen und den Höhnischen aber die Kniee zitterten ihm. „Hast Du wirklich die Gnade gehabt?“

„Die Gnade, ganz richtig. Wie Du weißt, bin ich nicht hierher gekommen, um mich mit dem Lesen dilettantischen Pfuschwerkes zu beschäftigen, sondern um mich vom Lesen zu erholen und von der Litteratur überhaupt. — Saubere Erholung . . .“ Er hielt inne, er würgte tapfer die Klagen hinunter, die sich ihm auf die Zunge drängten. „Genug davon. Trotzdem hab' ich, wie gesagt, Deine Novelle gelesen.“

„Großartig! Nicht zu glauben! Und was meint der patentirte Kritiker? Hab' ich Talent?“

„Vielleicht, ja, möglicherweise hast Du Talent.“

Ein häßliches, rechthaberisches Lächeln verzog die blutlosen Lippen Hagen's. „Wie mühsam er das herausquetscht! Einen Jungen loben, thut ihnen gar zu weh, den Alten. Kann Dir nicht helfen . . . Ich hab' Talent und weiß es, und wollte Dich nur zwingen, es zuzugeben.“

„Und dann? was weiter? Talente laufen zu Hunderten auf der Gasse herum. Pferde, Hunde, Ferkel haben Talent. Talent, mein Lieber, ist viel und — nichts. Was Du daraus machst, und was dieses ‚Du‘ für ein Ding ist, darauf kommt's an! Zuerst mache Du Dich, dann wirst Du vielleicht etwas machen aus Deinem Talent.“

„Ist mir zu hoch, die Weisheit.“

„Streck' Dich! am Ende langt's.“

„Wenn man eine gute Novelle geschrieben hat.“

„Wer spricht von einer guten Novelle? Die Deine ist elend, als Vorwurf, als Komposition, Charakterzeichnung, Stilprobe. Man muß scharf hinsehen, um eine Spur von Talent darin zu entdecken. Kein anderes als ein Ferkeltalent natürlich. Nun, auf ein Adlertalent machst Du ja keinen Anspruch.“

„Du bist beleidigend.“

„Wenn die Wahrheit beleidigt.“

„Richtig! die hast Du gepachtet . . . Moraltrottel!“ das eine Wort murmelte er nur, dann schrie er wieder: „Bleib' bei der Stange! Mag die Novelle sein, wie sie will, Talent verräth sie. Empfiehl mir einen Verleger.“

„Da steht er,“ erwiderte Bertram und deutete auf den Ofen.

„Das würde Dir in den Kram passen. Wir kennen euch, ihr doktrinären Zöpfe. Aus dem Weg die Werke der Neuen! Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich Dir aufsitze. Geh zum Teufel. Ich werde meinen Weg allein machen. Ich werde mir selbst einen Verleger suchen.“

„Wirst ihn auch finden, wenn Du Unglück hast. Brauchst Dich nur an den Rechten zu wenden, der besorgt alles, den Widerspruch provozirenden Tadel, das aller Würde hohnsprechende Lob. Irgend eine Zeitung sagt dann wohl: Dergleichen wurde noch nie gewagt — und der Erfolg ist da. Freilich gibt es nur eine Entschul-

digung für das Jagen nach solchem Erfolg — den Hunger."

Während er sprach, verfolgte er aufmerksam in den bewegten Zügen des Jünglings den Eindruck, den seine Worte hervorbrachten. Es ging viel vor in diesem Werdenden, und so viel Sensationen, so viele Zügel, an denen ein Mensch gefaßt werden kann.

„Hagen," begann Bertram von neuem und jetzt in versöhnlichem Tone, „ich habe diese Entschuldigungen gehabt. Nicht etwa, daß ich schnöden Erfolgen nachgejagt wäre, aber dafür, daß ich einen Beruf ergriff, zu dem ich nicht berufen war. Die Zwangslage, in der ich mich befand, kann allein verzeihlich machen . . ."

„Und weißt Du, Alleswisser, ob ich nicht auch in einer Zwangslage bin?"

„Oho, hast Du etwas versprochen, Dein Wort verpfändet? Gesteh! hab' in Kuckucksnamen Vertrauen zu mir."

„Ich hab' nur zu viel." Seine Stimme versagte, die Spannung, in der er sich künstlich erhalten hatte, ließ plötzlich nach. Er weinte, er schluchzte heftig, leidenschaftlich. Sein schmächtiges Körperchen wand sich in Schmerz und in ohnmächtiger Wuth über den weibischen Ausbruch, den er verachtete und dem er nicht Einhalt thun konnte.

Bertram hätte gern Mitleid mit ihm gehabt und brachte es nicht zuwege. Ach, wenn einem jemand unsympathisch ist, wo bleibt da die Güte, die vielgerühmte,

die allumfassend, unendlich, ewig gegenwärtig sein soll? Bertram war angst und bang um den Jungen, aber ein warmes Gefühl für ihn konnte er sich nicht abringen. Guter, starker Mensch, schlag' an dein Herz, nicht einen Funken Erbarmen schlägst du heraus, wenn es ihn nicht freiwillig gibt.

„Ich bin der ärmste Teufel," rief Hagen, „ich stehe ganz allein in der Welt. Gertrud verabscheut mich, der Vater versteht mich nicht, die Mutter zieht mir diese Gans von einer Sieglinde vor. Auf dem Gymnasium bin ich verhaßt . . . Das freilich ist mir Wurst. Ich kann ohnehin ins Gymnasium nicht mehr zurück. Hier kann ich auch nicht bleiben; wohin soll ich? Aus der Welt!"

„Warum kannst Du denn nicht aufs Gymnasium zurück?"

„Weil ich Schulden hab', zum Teufel. Beim Zuckerbäcker."

Bertram brach in Lachen aus: „Beim Zuckerbäcker? Der blasirte Decadent sitzt beim Zuckerbäcker und stopft sich mit Kuchen, der Uebermensch ist eine Naschkatz! Einen Lutschbeutel hast Du doch auch, der liegt vielleicht als Merkzeichen im Juvenal?"

„Lache Du . . . Elende Possen zu reißen, wenn Dein Freund ins Unglück gerathen ist, paßt für Dich."

„Es wird nicht groß sein, das Unglück" —

„Woher vermuthest Du das? Meinen Alten darf ich's nicht klagen, sie haben ohnehin schon Schulden für

mich gezahlt. Sie hinter seinem, und er hinter ihrem Rücken, und ihm habe ich mein Ehrenwort geben müssen, nichts mehr auf Rechnung zu nehmen. Und jetzt schreibt mir dieser verfluchte Zuckerbäcker Brief auf Brief . . . Hilf Du mir," er faltete die Hände, „ich werde Dir ewig dankbar sein."

Bertram blickte finster vor sich hin: „Wieviel bist Du schuldig? Antworte! Zehn Gulden? Zwanzig Gulden?"

„Zwanzig! Ein solcher Bettel brächte mich doch nicht in Verlegenheit."

„Einen Bettel nennst Du das? Ich habe in meinem ganzen Leben nicht zwanzig Gulden für Backwerk ausgegeben."

„Andere Verhältnisse, mein Lieber," versetzte Hagen hochmüthig.

„Bilde Dir noch etwas ein auf Deine ekelhafte Genäschigkeit. Also nochmals: wieviel bist Du schuldig?"

„Zweihundert Gulden."

„O Du Entsetzlicher! Um zweihundert Gulden hat dieser Mensch Backwerk gegessen und Likör getrunken."

„Ich habe auch traktirt," sagte Hagen kleinlaut.

Abermals bestand Bertram einen schweren Kampf mit sich selbst und abermals ging er siegreich aus ihm hervor. Es hatte große Selbstüberwindung gekostet.

Aber durfte er zögern? Er durfte nicht. Er besann sich, wie mächtig es ihn ergriffen hatte beim Anblick von Vogelhaus: Was könnte ich für Dich thun, Du Treuer? Wie würd' ich die Stunde segnen, die mir eine

Antwort brächte auf diese Frage. Nun war die Stunde unerwartet schnell gekommen, nun konnte er etwas thun für seinen Freund.

Er stand auf: „Gib mir die Rechnung. Ich werde zahlen, nicht Deinetwegen, Deines Vaters wegen. Es thät' ihm zu weh, wenn er erführe, daß er einen Sohn hat, der sein Ehrenwort bricht. Wenn Du aber glaubst, daß ich mein Geld umsonst gebe, irrst Du. Ich geb' und nehme."

„Was nimmst Du?"

„Dein Manuskript —"

„So hättest Du doch Verwendung dafür?" rief Hagen mißtrauisch.

„Jawohl. Und diese Photographien."

„Das ist Erpressung."

„Jawohl, Erpressung und Gewaltthätigkeit." Er nahm die Bilder von der Wand und riß sie in Stücke. Er that's ganz ruhig, und Hagen ließ es ohne Einsprache geschehen, lehnte den Kopf zurück, streckte die Beine weit aus und lag da wie ein Todter.

Der Arzt kam, nach seinem Patienten zu sehen, fand ihn erschöpft und etwas fieberhaft, und wollte bei ihm wachen.

Bertram verließ das Zimmer. Beim Weggehen hatte er aber einen Diebstahl begangen. Er hatte die Pistole abgespannt und sie mit sich genommen.

XVIII.

Er ging zu Bette, konnte aber nicht einschlafen. Die Sorge um Hagen hielt ihn wach. Nach einer Stunde stand er auf und begab sich zu ihm hinüber, um nach seinem Befinden zu fragen. Es war gut; der Ungerechte schlief den Schlaf des Gerechten, und dieser ängstigte sich um das saubere Früchtchen, das ihn sicherlich auslachen würde, wenn es davon wüßte. Bereuen konnte er seine nächtliche Wanderung aber nicht, denn er brachte Seelenruhe von ihr heim.

In aller Gottesfrühe, nach einigen Stunden kurzer, köstlicher Rast, war er auf dem Wege nach Vogelhaus. Unaufhaltsam hatte er vorwärts eilen wollen, aber die Schönheit des Gartens hielt ihn fest. Eine wahrhaft vollendete Schönheit.

Auf einer Brücke, die über das klare und wasserreiche Bächlein führte, das den Garten durchschlängelte, blieb Bertram stehen. Er legte die verschränkten Arme auf das Geländer und versank in die Wonne still bewundernden Schauens. Zwischen den Bäumen und Baumgruppen auf den welligen Wiesen eröffnete sich ein weiter

Ausblick auf die Berge und Wälder. Ein Blick voll Frieden. Wohnt er auch wirklich dort? Er wohnt, wohin Du ihn träumst, und das ist in der Natur ewig und immer — die Ferne. Tritt näher, Du siehst den Kampf.

Ein Knistern des Kieses, das Geräusch nahender Schritte, weckte ihn aus seinen Betrachtungen. Er wendete den Kopf und erblickte Gertrud, die langsam auf ihn zukam. Sie sah ihn nicht, sie wandelte unter dem Schutze eines großen Sonnenschirms, dessen breiter Spitzenrand ihr Gesicht verdeckte, und fuhr zusammen bei dem freudigen Gruße, den Bertram Ihr zurief. Sie wäre ihm offenbar gern ausgewichen, konnte es aber nicht mehr thun, ohne geradezu die Flucht zu ergreifen. So entschloß sie sich denn, ihren Weg — noch langsamer als vorhin — fortzusetzen.

Sie scheint nicht angenehm überrascht durch meine Anwesenheit, sagte sich Bertram — ich störe sie — worin nur? Warum steht sie so früh auf? Sie dichtet! Ohne Zweifel, sie dichtet. Man kann nicht anders in diesem Milieu. Sie geht vielleicht ins Fischerhaus, um dort zu dichten.

Merkwürdig! Als ihm der Einfall kam, da war's, als ob eine Mauer niedergefallen wäre, die zwischen ihm und ihr gestanden hatte. Sie Dichterin, er Journalist: er fühlte sich beinahe auf dem gleichen Fuße mit ihr. Beinahe, nicht ganz. Sie war ihm doch noch zu fremd und — „eine Würde, eine Höhe" ...

Er setzte den Hut, den er feierlich abgenommen hatte, wieder auf, ging ihr entgegen und wand dabei, wie man beim Waschen thut, eine seiner Hände um die andere, was immer etwas sehr Verbindliches hat. Vor ihr angelangt, neigte er sich mit einer gewissen freundlich erwartungsvollen Spannung und sagte: „Nun, mein gnädiges Fräulein . . . und was schreiben denn Sie?"

Gertrud war betroffen: „Ich?"

„Sie! — Sie werden doch auch schreiben."

„Nein, gewiß nicht."

Nun war er betroffen. „Ist das möglich? Und warum nicht?"

„Warum? — weil ich kein Talent habe," gab sie mit großer Gelassenheit zur Antwort und zuckte ein wenig die Achseln.

„Kein Talent? . . . Eine Dame von heute ohne Talent zur Schriftstellerei?" Die niedergesunkene Mauer richtete sich sogleich wieder auf, und die Geliebte stand ihm wieder so hoch wie je, und er hätte das Knie vor ihr beugen mögen und ausrufen: „Verzeih', Erhabene, daß ich Dich anbete!"

Zum ersten Male während ihres Gespräches hatte sie die Augen zu ihm erhoben und sah ihn mit einem Gemisch von Verlegenheit und Muthwillen flüchtig an: „Ich wäre vielleicht so gut wie andere im Stande gewesen, mir poetisches Talent zuzutrauen, wenn mich nicht eine Autorität bei Zeiten aus der Gefahr gerettet hätte."

„So sind Sie, mein gnädiges Fräulein" — das

kam mit einem Anflug von Wehmuth heraus — „doch auch in Gelegenheit gewesen, sich an eine Autorität in dergleichen Dingen zu wenden?“

„Jawohl, wie ich in Gelegenheit gewesen bin, bei Blumenmacherinnen und Stickerinnen anzufragen: Ist meine Arbeit etwas werth und könnt' ich Geld dafür bekommen? Was versucht man nicht alles, wenn man jung ist und voll Selbstvertrauen.“

Und arm, ergänzte er in Gedanken.

Nun kamen sie an dem Weg vorüber, der zur Straße nach Vogelhaus führte. Bertram ließ ihn links liegen und schritt weiter, an der Seite seiner holden Begleiterin. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, aber ihm ging dabei das Herz auf; die Scheu, die Gertrud bei jeder neuen Begegnung mit ihm zu überwinden hatte, war verschwunden bis auf die letzte Spur, da wagte er's, da sprach er die Frage aus, die ihm schon so lang auf der Seele brannte:

„Was haben Sie gegen mich gehabt, Furcht oder Abneigung? Eines dieser beiden Gefühle war ich so unglücklich, Ihnen einzuflößen.“

„Das erste,“ erwiderte sie ohne Zögern.

„Du lieber Gott, wer ist schuld? Wer hat mich verleumdet?“

„Niemand; bei uns wird nur Ihr Lob gesungen, ich habe aber meine Privatempfindung.“

„Und die ist Furcht?“

„Ich staune, daß Sie darüber staunen. Wenn man

grausam sein kann wie Sie, wenn man arme, vielleicht feinfühlige Menschen an den Pranger stellen und dazu lachen kann . . . denn Sie lachen, wenn Sie Ihre Feuilletons schreiben . . ."

„Längst nicht mehr. Ich schwitze, schwitze Blut! Und was die armen, feinfühligen Menschen betrifft — die sich ohne Berechtigung an die Oeffentlichkeit drängen, die haben eine dicke, eine Rhinozeroshaut; denen geschieht nichts, aber die Pfeile meines Witzes stumpfen sich ab an ihnen; haben Sie noch nicht bemerkt, wie stumpf meine Pfeile geworden sind?"

Sie waren beim Teiche angelangt, sie standen im Schatten hoher Bäume und dichter Gebüsche. Gertrud hatte ihren Sonnenschirm auf die Achsel fallen lassen, er bildete einen lichten Hintergrund zu ihrem schönen Kopfe, mit den reichen, braunen Haaren, die zusammengewunden einen schweren Knoten im Nacken bildeten. Einzelne von ihnen, dem Zwang entschlüpft, kräuselten sich auf dem Scheitel und an den Schläfen und schimmerten zart und goldig. Sie trug ein schwarzes Morgenkleid, und aus der Tasche guckte grellroth mit goldenem Schnitt ein Elzevirbändchen, auf das Bertram langsam und zagend mit dem Zeigefinger wies:

„Mein gnädigstes Fräulein, ich besorge, Sie lesen meine letzte Novelle."

„Ja, auf Empfehlung der Tante."

„Hm! Wenn Sie eine Nichte hätten, würden Sie ihr die Novelle auch empfehlen?"

„Ich weiß noch nicht, ich bin noch nicht sehr weit.“

„O, dann lesen Sie auch nicht weiter! Lernen Sie mich nicht von meiner schlechtesten Seite kennen, von der schriftstellerischen. Ich habe bessere Seiten, ich schwör's. Damit ist allerdings nicht viel gesagt, denn meine Romane . . .“ Er blickte ihr fest ins Gesicht, „elend, nicht wahr?“ Sie erröthete und wendete sich ab, plötzlich aber wich die leichte Verlegenheit, von der sie ergriffen worden war, einem heitern, fast übermüthigen Ausdruck:

„Ich darf's nicht sagen,“ sprach sie. „Sie könnten sonst glauben, daß ich Repressalien gebrauche.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte er.

„Erinnern Sie sich vielleicht einer gewissen Anna Mimona?“

„Ja, nicht ganz ohne Gewissensbisse. Anna Mimona —“

„Das war ich.“

Er prallte zurück bis an den Rand des Teiches.

„Geben Sie acht!“ rief sie erschrocken, und er blieb stehen und starrte sie an.

„Nähmaschine!“ schrie er auf. „O, dann ist alles verloren, dann fürchten Sie mich nicht nur, Sie hassen mich auch. Nähmaschine! . . . Das können Sie mir nie und nimmer verzeihen!“

„Ich kann es freilich nicht mehr, weil ich es längst gethan habe. Ihr Rath war ja gut, aber befolgen konnte

ich ihn nicht. Um eine Nähmaschine zu kaufen, braucht man Geld, und ich hatte keines."

„Sie hatten keines. O ich roher, gedankenloser Dummkopf! Und ich habe die Gedichte nicht einmal gelesen."

„Mit welchem Pathos Sie das sagen! Wie Gräfin Orsina."

„Jetzt aber will ich's thun und mit dem innigsten Interesse, mit Andacht! Ich bitte um Ihr Manuskript, mein gnädiges Fräulein."

„Das kann ich Ihnen nicht geben, es existirt nicht mehr."

„Haben Sie's vernichtet? Ja? — Ewig schade!"

„Doch nicht; das Manuskript ist fort, der Inhalt ist da. Sie können ihn in Sieglinden's Gedichten wiederfinden."

„So? Schreibt sie ab?"

„Niemals — es fällt ihr eben dasselbe ein: das alte Lied, das in jedem jungen, aufknospenden Herzen erklingt."

„Ich gäbe alles darum, es von Ihnen singen zu hören."

„Unmöglich, ich bin keine Dichterin mehr." Das hatte sie lachend gesagt, wurde aber bald wieder ernst und vertraute ihm, daß sie das Haus ihrer Verwandten zu verlassen gedenke.

„Wegen Hagens, diesem jungen Laster!" rief Ver-

tram. Sie antwortete nicht, er gerieth in Bestürzung, und Funken tanzten ihm vor den Augen.

„Oder — verzeihen Sie einem ängstlichen, aufgeregten Menschen, den ein Hirngespinnst um den Schlaf bringt, denken Sie vielleicht — nein, Sie denken nicht daran, Frau Meisenmann zu werden?"

„Gewiß nicht," erwiderte sie, „es ist ja auch undenkbar. Sie finden mich auf dem Wege zur Fischerhütte, da bin ich am frühen Morgen ruhig und ungestört. Ich will an eine alte Frau schreiben, bei der wir gewohnt haben, meine Mutter und ich, die nimmt mich gern wieder auf."

„Nach Wien also wollen Sie? Und was dort?"

„Eine Stelle suchen oder — mein guter Onkel gibt mir die Mittel dazu," — wieder flog ein Ausdruck von Heiterkeit wie ein Sonnenstrahl über ihre Züge: „oder eine Nähmaschine kaufen."

Helllodernde Liebe flammte in Bertram auf und funkelte ihm aus den Augen — eine andere Sprache fand er nicht; nach einer Pause erst wiederholte er voll des innigsten Mitleids: „Eine Stelle wollen Sie suchen, mein gnädiges Fräulein?"

„Schwer zu finden, ich weiß. Es gibt ja Bonnen, Gouvernanten und Gesellschafterinnen in Hülle und Fülle. Aber ein Mangel herrscht, wie ich höre, an guten Krankenwärterinnen. So gedenke ich mich denn zur Krankenwärterin auszubilden."

„Dann etablire ich mich im Spital!" rief er aus.

„Sie scherzen —?“ fragte Gertrud befremdet: „Mir war mit allem ernst, was ich Ihnen gesagt habe.“

Bertram wollte sich entschuldigen, sie ließ ihm dazu keine Zeit:

„Auf Wiedersehen,“ sagte sie, neigte den Kopf und trat in die Fischerhütte.

Er war entlassen und ging und verwünschte sich einmal wieder. Was für eine Taktlosigkeit hatte er begangen! Wenn er ihr mißfiel, und sie es ihn fühlen ließ, geschah ihm recht.

Unterwegs begegnete er Herrn Meisenmann und einigen Bauern, denen der Agitator fleißig vordeklamirte. Sie hörten ihm aufmerksam zu und ließen den Gruß Bertrams unerwidert.

In Vogelhaus war's schön und herrlich, und doch — mitten in seinem lieben Eigenthum, schon nah dem Ziele, dem er in leidenschaftlichem Bemühen jahrelang entgegen gestrebt hatte, wußte der neue Herr: all das Errungene ist werthlos, und nie werde ich seiner froh, wenn ich nicht auch Die erringe, die mir so unsagbar lieb geworden ist.

Als er am Abend nach Obositz zurückkehren wollte, kamen von dort zwei Phaetons einhergerollt. Den ersten kutschirte Hugo, und im Wagen saßen Bertha und Sieglinde, den zweiten kutschirte der Retter, und im Wagen saßen die liebenswürdige Reisegefährtin und Gertrud.

„Wir sind da, um Dich abzuholen, Ausreißer!“ rief Hugo.

„Und um Sie als Grundherrn willkommen zu

heißen, ‚bei uns zu Lande, auf dem Lande.‘ Annette von Droste, nicht wahr?“ sprach die Baronin, indem sie sich aus der Wagendecke wickelte.

„Ja — ich glaube.“ Sehr dankbar, wenn auch etwas zerstreut, empfing Bertram alle seine Gäste im Vogelhaus, als aber Gertrud die Schwelle überschritt, sprach er leise und glückstrahlend: „Segen meinem Hause!“

XIX.

Der Besuch der Nachbarn wurde von Weißenberg und seinem Gast am folgenden Nachmittag erwidert. Als ihr Wagen über die Grenze fuhr, begann der Freiherr Vergleiche zwischen Obositz und Luchov anzustellen, die alle zu Gunsten Luchovs ausfielen:

„Obwohl die Bevölkerung ärmer ist als bei uns, hat sie fast keine Steuerrückstände und hat ein hinreichend dotirtes Armenhaus und Spital und eine gut organisirte Feuerwehr und einen Veteranenverein, der nicht wie der unsere drei Viertel seiner Einnahmen auf Landpartien verjubelt. Das Beste von allem aber ist: Gerhart hat Einfluß auf die Leute, während meine Obositzer lieber zu Grunde gehen, als einen Rath von mir befolgen würden. Und doch ist nie etwas geschehen, wodurch ihr Mißtrauen sich rechtfertigen ließe. Meine Eltern und Großeltern waren gute und hülfreiche Herren. Das Gut Luchov geht seit Generationen von einer Hand in die andere; warum ist gerade hier die Bevölkerung rechtschaffen, fleißig, nüchtern, warum erhält und entwickelt sich gerade hier die Kultur, während ringsum alles ver-

wildert? Ja, warum? Wie kommt das Goldkorn in den Kies, in die Quarzgänge? Naturerscheinung, und die Kulturgeschichte ist Naturgeschichte."

Am Ende des Dorfes bog ein breiter Weg, der zum Schloßgarten führte, von der Straße ab. Das Thor stand offen, und an einem der Pfeiler war eine Tafel mit einer böhmischen Inschrift angebracht.

„Schau," nahm Weißenberg wieder das Wort. „Da steht: Hier wohnt der Vorsteher des Ortes Luchov. Gerhart ist zum Bürgermeister gewählt worden, nachdem er kaum einige Jahre hier zugebracht hatte. Einstimmig gewählt. Ich kann meine Wahl nicht durchsetzen, mich wollen sie nicht. Und sie könnten doch wissen, daß ich es ehrlich mit ihnen meine. Beweise dafür haben sie genug."

Die zwei Kinder, die Bertram schon auf der Eisenbahn gesehen hatte, kamen mit offenen Armen auf Hugo zugelaufen, als er aus dem Wagen stieg: „Der Vater und die Mutter sind im Dorf, werden aber bald kommen," sagte das Knäblein und schwenkte den breiten Strohhut vor Hugo, vor Bertram, vor dem Kutscher, begrüßte auch die Pferde, die er beim Namen anrief und erkundigte sich nach dem Befinden der Hunde in Obositz.

Indessen hatte Bertram einen Handschlag mit dem kleinen Mädchen gewechselt, das auf die Frage, ob es ihn noch kenne, antwortete: „O ja, Du bist ein Vogel und ich," sie warf sich in die Brust, „bin die Tochter des Bürgermeisters. Da kommt er schon und die Mutter auch."

„Lauft Ihnen entgegen, Kinder," sagte Hugo. Aber

der kleine Junge stellte sich der Schwester, die schon davonstürmen wollte, mit ausgespreizten Beinen in den Weg und redete eifrig mit einer wahren Richtermiene auf sie ein:

„Du darfst nicht, Du weißt recht gut. Du siehst doch, daß der Vater mit dem Leschka spricht. Wir dürfen nicht zu ihm, wenn er mit einem großen Menschen spricht," wandte er sich erklärend an Weißenberg.

„Das nenn' ich Kinderzucht," meinte der. „Ja, ja, da könnt' ich was lernen. Mein Junge war seinerzeit auch ein lieber Kerl. Weiß Gott, wie's kommt, daß er sich so kurios herausgewachsen hat."

Der Graf und die Gräfin wurden von einem bäuerlichen Ehepaar, einem stattlichen Greise und einem hochgewachsenen, spindeldürren Weibe, begleitet. In dem Mann erkannte Bertram einen der Bauern, die er gestern auf dem Wege nach Vogelhaus in Gesellschaft Meisenmann's getroffen hatte; die Frau war eine unheimliche Erscheinung, mit ihrem wie aus Citronenholz geschnittenen Gesichte und dem stechenden Blick ihrer dunkeln Augen.

Gerhart grüßte seine Gäste, blieb aber am Thor stehen und ließ sich nicht stören in seiner Verhandlung mit dem Bauern. Die Gräfin eilte auf Weißenberg und Bertram zu, und das Weib folgte ihr, unaufhörlich sprechend in gleichmäßig klapperndem Tone. Plötzlich vertrat die Alte ihr den Weg, streckte die Rechte aus, streichelte ihr die Wange, sagte dabei etwas, das sich offenbar auf die Kinder bezog, und hastete davon.

Die Gräfin hatte die unerwünschte Liebkosung ruhig erduldet, deutete mit einer Bewegung des Kopfes nach der Forteilenden und sprach zu Weißenberg: „Antisemitischer Wahnsinn, importirt aus Obositz. Die Leschkova hat mir eben empfohlen, auf meine Kinder acht zu geben, damit sie nicht einem Ritualmorde zum Opfer fallen und er, Leschka, will, daß alles daran gesetzt werde, den einzigen Juden, den wir im Dorfe haben, den kleinen Handelsjuden Moschko, der seit zehn Jahren unangefochten hier haust, um sein Wohnungsrecht zu bringen. Gerhart hat zu thun, dem Herrn Gemeinderath, hinter dem schon eine Partei steht, den Kopf zurecht zu rücken."

„Schad' um die Müh. Sie ist verschwendet. Einen Bauern kriegt unsereins nicht herum."

„Mein Mann hat schon so manchen herumgekriegt," erwiderte die Gräfin mit ruhiger Sicherheit, und Bertram sah sie bewundernd an. „Mein Mann," das hatte sie mit demselben beglückten Stolze, mit eben solcher Zärtlichkeit gesagt, mit denen er sagte: „Meine Frau."

Nach zehn Ehejahren war die Zuneigung dieser beiden Menschen noch warm und begeistert wie junge Liebe und durch die Zeit vertieft, durch Treue geheiligt worden.

„Dein Meisenmann säet Drachenzähne," sprach Gerhart, der nun auch herbeikam, zu Weißenberg. „Er predigt Deutschenhaß und Antisemitismus. Wann kriegen wir ihn endlich einmal fort aus unserer Gegend, wann zieht er als Professor in das goldene Prag?"

„Im Herbst, denk' ich."

„Erst?“ Die Gräfin zuckte die Achseln. „Nein, lieber Freund, daß Sie den nicht hinausgeworfen haben, als er sich bei Ihnen um unsere Gertrud bewarb, verzeih' ich Ihnen nie.“

„Je nun, sie könnt's schlechter treffen. Er hat sie sehr gern und ist ein guter Mensch.“

„Ein guter Mensch, der Böses thut.“

„Ach was! Deklamirt gegen die Deutschen und gegen die Juden und würde doch keinem ein Haar krümmen.“

„Werden die Leute, die er verhetzt, ebenso platonisch hassen?“ fragte Gerhart. „Ich glaube, daß sie sehr aufgelegt sind, zu Knütteln und Beilen zu greifen. Das bedenkt er nicht, der Maulheld, oder macht sich kein Gewissen draus. Ein roher Kerl, der aus eigenster Ueberzeugung selbst dreinschlägt, ist mir lieber.“

„Mit einem solchen kann ich Dir auch aufwarten; hab' erst neulich meinen Heger vor ihm retten müssen, der ein paar Holzdiebe arretirt hatte und den er dafür zur Rechenschaft zog. Er ist ein ehemaliger Schlossergeselle, zieht hier herum und verbreitet die sozialistischen Lehren auf dem Lande. Ich kenn' ihn seit Jahren; er war ein tüchtiger Arbeiter, bis er ein Rednertalent in sich entdeckte. Das ist das einzige, das er jetzt ausübt, und wo seine Zunge nicht ausreicht, hilft er mit den Fäusten nach.“

Der Graf führte seine Gäste in den Garten, der hübsch angelegt war, sich aber an Größe und Schönheit mit dem Obositzer nicht vergleichen konnte. Vor

zwei Jahren hatte ein Wirbelsturm hier gehaust und die schönsten Bäume ihrer Kronen, viele auch der Hauptäste beraubt.

Bertram wurde immer schweigsamer. Schadenfeuer, Deutschenhaß, sozialistische Agitation, Wirbelsturm — das waren freilich Dinge, an die er nicht gedacht hatte, als er noch in seiner Bratröhre saß und den Aufenthalt auf dem Lande für die reine Idylle hielt.

Aus dem Garten ging man in den Meierhof und in die Stallungen; die Fütterung war vorbei, den Rindern die Streu zum Nachtlager zurecht gemacht, der Boden wurde gekehrt, die Barren wurden gereinigt. Beaufsichtigt oder nicht, verrichteten die Leute emsig und ruhig ihre Arbeit, und Bertram bewunderte die Sauberkeit und Ordnung, die nach vollendetem Tagewerk allenthalben herrschte.

„Es bleibt noch manches zu wünschen übrig,“ erwiderte der Graf, „und, glauben Sie mir, lernen können Sie bei uns nichts. Wir sind selbst Schüler, wir richten uns, so viel wir können, nach der Wirthschaft in Obositz. Da steht unser Vorbild.“ Er klopfte Weißenberg liebreich und respektvoll auf die Schulter.

Der lehnte ab: „Den Mechanismus hab' ich in leidlichen Stand gesetzt, aber mein Werk ist todt, weil ich die Menschen nicht gefunden habe, die auf meine Absichten eingehen; im Gegentheil, mit wenigen Ausnahmen lauter Gegner, offene und geheime. Abgetrotzt muß ihnen werden, was sie mir leisten sollen. Dir thun Deine

Leute was zu lieb, mir zu leid, was sie können!“ Er kam wieder auf seine Naturerscheinung zurück, und man sah wohl, daß Gerhart ihm nicht recht gab, sich aber schwer entschloß, dem verehrten Manne zu widersprechen.

„Daß Deine Obositzer nicht viel taugen, ist ausgemacht,“ sagte er. „Vielleicht hat gerade die Großmuth ihrer früheren Herren, die ihnen materiell nützte, ihnen moralisch geschadet. Du, Lieber, Bester, bist in vielem zu gut und nachgiebig.“

„Aha, ich verstehe, das heißt schwach.“

„Verzeih, ja, in vielem — in anderem wieder — wie soll ich sagen? — zu empfindlich. Bist halt vom alten Schlag, hast noch Erinnerungen an eine Zeit, in der der Grundbesitzer der Herr gewesen ist. Das merken diese Menschen, die sich nicht mehr beugen und unterordnen wollen. Bei mir ist's anders, ich bin hier von allem Anfang an ein Gleicher unter Gleichen gewesen. Manches, das Dir rücksichtslos erscheint, kommt mir selbstverständlich vor. Sie haben mich zum Bürgermeister gewählt, ja, aber wer weiß, ob sie mich wieder wählen, wenn meine Zeit um ist? Ihre Interessen liegen mir am Herzen wie die meinen, sie sind die meinen, wie die meinen die ihren sind — trotzdem: der Klassenhaß, der Argwohn wurzeln schon zu tief in den Gemüthern. Meine Treuesten wissen nicht, was sie antworten sollen, wenn ein Sozialist — ich achte jeden uneigennützigen! — sie fragt: Warum wählt Ihr einen Grafen?“

Die Gräfin hatte sich mit den Kindern ins Haus

begeben und ließ nach einer kleinen Weile die Herren zur Jause rufen. Aber Gerhart, der eben angefangen hatte, eine nöthig gewordene Grenzregulirung mit Weißzenberg zu besprechen, ersuchte Bertram, einstweilen allein voraus zu gehen.

Der Salon, in dem die Hausfrau ihn empfing, war behaglich eingerichtet, spiegelhell und geräumig. Die bunten, doch geschmackvollen Cretonnetapeten und Draperien erinnerten Bertram an Turgenjew's Schilderung des Gastzimmers Frau Shipjagins, und zugleich fiel ihm ein, daß er hier das Widerspiel der Gattin des russischen Staatsmannes vor sich habe. Einen größern Kontrast zwischen ihrem gemachten Wesen und dem der lieben Frau, die ihn jetzt einlud, am Tische Platz zu nehmen, konnte es nicht geben.

„Die Herren sprechen von Grenzregulirung. Da finden sie kein Ende, und wir wollen nicht auf sie warten. Nehmen Sie eine Tasse Thee?“ fragte sie.

Aber er wünschte ihrem Beispiel und dem der Kinder zu folgen und bat um ein Glas Milch. „Ich muß wenigstens im kleinen alles Nervenaufregende vermeiden.“

„Wenn Sie das nur auch im großen könnten.“

„Freilich, wenn! Aber Sie wissen, Frau Gräfin, ein Jahr lang muß noch gesündigt werden auf meine Nerven, ein Jahr lang muß ich noch frohnen, widerstrebend, verzweifelnd, aber ich muß!“

„Durchaus?“

„Durchaus. Ich darf meine Zeitung, meine alte

Nährmutter nicht sitzen lassen. Es wäre eine Treulosigkeit."

„Dann thun Sie's nicht," versetzte die Gräfin rasch. „Wie schwer es Ihnen auch falle, thun Sie's nicht."

Er hob den Kopf, den er hatte sinken lassen, und blickte ihr in die Augen. Einen andern Rath, als den, treu zu sein, kann nicht geben, wer so ehrliche Augen hat. Alles echt an der Frau und klar wie der Tag. Wieder kam die Aehnlichkeit zwischen ihr und Gertrud ihm in den Sinn, eine rein geistige Aehnlichkeit. Er konnte nicht umhin, der Gräfin diese überraschende Beobachtung mitzutheilen und ihm schien, als ob ein Lächeln voll gutmüthigen Spottes ihre Lippen umspiele, als sie sprach:

„Mein Mann hat mir schon gesagt, daß Sie das finden." Dabei blickte sie ihm fest und freundlich ins Gesicht, und schon war er im Begriff, sein Herz vor ihr auszuschütten, als Weißenberg und Gerhart eintraten.

Die beiden Kinder hatten wie auf Verabredung ihre Sessel immer näher an Bertram herangerückt. Auf einmal legte sich ein kleiner Arm um seinen Hals, und Gretl flüsterte ihm zu:

„Du sollst später zu uns kommen."

„Komm' nur," ergänzte Hans, „wir haben einen Rutschberg, da kannst Du mit dem Dackerl fahren, er fährt auch gern."

„Ich komme gewiß," erwiderte Bertram und drückte den kleinen Arm an seinen Mund und hatte antizipirte

Vatergefühle. In der Nähe dieser Frau, dieser Kinder, im Frieden dieses Hauses wehte eine Atmosphäre der Lauterkeit, der Gesundheit, die einzuathmen Heilung und Segen war.

Beim Abschied küßte er der Gräfin die Hand, schüttelte die Gerhart's viele- und vielemale und erschöpfte alle Beredtsamkeit, über die er zu verfügen hatte, mit den Worten:

„O Herr Graf, o Frau Gräfin, o Seelencurort Luchov!"

XX.

Die erste Stunde nach Sonnenuntergang war angebrochen. Mild und klar die Luft, alle Farbentöne gedämpft und harmonisch, alle Schatten durchsichtig. Aber schon vertiefen sie sich, wie heiterer Frieden in feierliche Wehmuth übergeht, wenn sich in Erinnerung verwandelt, was seliges Genießen war. Hochsommerabend. Kein jubelvolles Wachsen der Tage mehr, die Höhe ist überschritten, nun kommt die Wende.

Die Freunde hatten während ihrer Heimfahrt lange schweigend nebeneinander gesessen. Auf einmal sprachen beide fast zugleich, und sie mußten so ziemlich denselben Gedanken verfolgt haben, denn Weißenberg sagte:

„Ich bin auch ein glücklicher Mensch,“ und Bertram sagte:

„Es wäre höchste Zeit für mich, glücklich zu werden.“

„Meine Frau ist eine Frau allerersten Ranges,“ begann Hugo von neuem, und Bertram erwiderte mit plötzlicher Heftigkeit:

„Und wenn ich nicht auch eine Frau allerersten Ranges bekomme, wenn Deine Nichte mich verschmäht, bin ich ein

ärmerer Teufel, als ich je war. ‚Wer die Schönheit hat gesehen mit Augen'" . . .

Weißenberg verschränkte die Hände über dem Magen und sprach: „Ob ich's nicht vorausgesehen habe! Ich hätte sie wegschicken sollen. Hab' mir noch gedacht, schick sie weg."

„Das konntest Du Dir denken? Du wußtest, er muß sie lieben und hättest sie aus dem Wege räumen mögen? Du hättest mir das anthun können? Du, Du!" Er schüttelte den Kopf wie einer, der die bitterste, die schmerzlichste Enttäuschung erlebt hat.

Weißenberg drückte sich in die Ecke des Wagens und sah ihn von der Seite an: „Wenn Du sie nicht gesehen hättest, würdest Du sie schwerlich geliebt haben, mein ich." Und jetzt fiel er aus dem Ton des weichen Vorwurfs in den der Anklage: „Du bist unrettbar verliebt. So unvernünftig redet ein sonst Vernünftiger nur, wenn er unrettbar verliebt ist."

„Und wenn ich's bin?"

„Und wenn sie's wird und Dich nimmt — Du bist nicht reich, und sie bekommt von uns nur ein ganz kleines Heirathgut — dann hast Du Dich sehr geirrt, wenn Du auf ein sorgenfreies Leben in Deinem Vogelhaus gehofft hast. Dann geht die Müh' und Plag' erst recht an."

„Frevle nicht! Sprich nicht von Müh' und Plage — Du kennst sie nicht. Mensch, der immer hat, was

man nicht zu schätzen weiß, wenn man's nicht hat — Zeit. Was schiert mich Müh' und Plage, wenn ich Zeit hab', mich zu mühen und zu plagen? Es gibt nur eine Qual: Mehr Arbeit als Fähigkeit sie zu bewältigen, innerhalb einer unverrückbaren, eisernen Frist. Und was für Arbeit — nicht gebenedeite Feldarbeit unter Gottes freiem Himmel, bei der die Brust weit, das Auge hell wird und die Kräfte wachsen — wie ich sie jetzt schon wachsen fühle in diesen meinen Armen!" Er hob sie hoch empor. „Nein, Gedankenarbeit, ein Aufwerfen schillernder Blasen, in denen fremde Gedanken sich spiegeln, mehr ist's nicht. Mein ganzes, sogenanntes Schaffen Rauch und Dunst, aber auch der, lieber Freund, auch der kann nur einem siedenden Gehirn entsteigen."

„Na, na," sagte Weißenberg. „Ich bitte Dich, hör' auf. Du sprichst Dich sonst in einen Anfall von Nervosität hinein."

„Er ist vorüber. Ich wollte Dir nur erklären —"

„Brauchst nicht. Wenn man auch nur einen Don Juan u. s. w. vor der Ankunft eines gewissen Jemand fertig bringen wollte, kann man sich schon einen Begriff machen . . . aber ich sag' Dir doch . . . es gibt Aergeres."

„Du sagst mir?" — Mit Entrüstung hatte er's hervorgestoßen und — schämte sich ihrer sofort, denn der Freund sprach:

„Was wird aus meinem Hagen werden?" — Plötzlich, mit einem schmerzlich gepreßten Laut entrang es sich

seiner Brust. Man sah es wohl, das war seine Lebenspein. Wie selten er sie aussprach, sie quälte ihn immer.

„Ich will Dir einen Vorschlag machen," erwiderte Bertram. „Gib mir den Jüngling mit nach Wien."

„Nach Wien? Dort geht er vielleicht ganz zu Grunde."

„Hier aber gewiß, in seiner Ausnahmsstellung auf dem Gymnasium Eurer kleinen Stadt. Die einen hofiren ihm aus Interesse, die anderen feinden ihn an aus Neid oder Vorurtheil — lauter Gift. Schmeichelei oder Verfolgung — seine Eitelkeit wird durch beide genährt."

Nun sprach er von einem gemeinsamen Freunde aus früherer Zeit, einem gewiegten Pädagogen, mit dem er in Verbindung geblieben: „Dem möcht' ich Hagen anvertraut sehen, das ist der rechte Mann! Der würde ihn im Zügel halten, ohne ihn je die Abhängigkeit unnöthig fühlen zu lassen."

„Aber Wien . . . die Versuchungen einer großen Stadt."

„Versuchungen hat er in der kleinen auch. Sie rücken ihm da noch viel näher."

Halb und halb gab Hugo ihm recht, wollte die Sache erwägen, sich jedenfalls mit seiner Frau darüber berathen.

„Thu' das," versetzte Bertram, und sie versanken wieder in ihr früheres Schweigen.

XXI.

Morgen rede ich mit ihr, — heute rede ich mit ihr, war Bertrams letzter Gedanke beim Einschlafen und sein erster beim Erwachen gewesen. Er stand zeitig auf und ging in den Garten und hoffte sie dort zu finden, aber umsonst. Das Wetter war freilich nicht einladend, der Himmel aschgrau, am Horizont ballten sich schwer und drohend riesige Wolken und glichen einem phantastischen Gebirgszuge.

Später erst traf Bertram die Ersehnte in Gesellschaft ihrer Cousine, auf dem Wege nach der Nähschule im Dorfe, und von dort aus gedachte Gertrud einen Krankenbesuch bei einer alten Pensionistin im Namen der Tante abzustatten.

Das könnte die gute Baronin auch selbst thun, dachte Bertram, ging auf sein Zimmer, legte seinen neuen Lodenanzug an, der ihn vom Kopf bis zu den Füßen wetterfest machte und begab sich nach Vogelhaus.

Auf dem Felde nächst der Villa war eine Anzahl Tagelöhner und Fuhrleute in voller Thätigkeit. Das Getreide sollte noch vor dem Ausbruch des Regens unter Dach gebracht werden. Ein hochbeladener Erntewagen

fuhr eben ins breit gähnende Thor der Scheune ein, auf einen anderen wurden die letzten Garben kunstvoll gehäuft. Waniek leitete die Arbeit, hatte die Augen überall, gab gelassen seine Befehle, und ohne Einwand und ohne aufhaltsame Hast wurden sie vollzogen.

Als Bertram erschien, änderte sich das Bild. Die Weiber legten die Rechen weg, wischten den Schweiß vom Gesicht und jammerten über die Hitze. Die Arme und Beine der Männer waren plötzlich wie mit Blei eingegossen. Die aufgespießten Garben schwankten lange auf den Zinken der Gabel, ehe die Lader die Kraft aufbrachten, sie zum Ordner emporzuheben, und den hatte eine solche Müdigkeit überkommen, daß Waniek ihn vom Wagen herabsteigen hieß und seine Stelle einnahm.

Ein paar heftige Windstöße erbrausten, Staubwolken wirbelten, dann fielen die ersten schweren Regentropfen. Männer und Frauen verlegten sich auf Wetterbeobachtungen und drangen alle zugleich auf Bertram ein; einige bittend und klagend, andere mit brüsk heischenden Gebärden.

Er verstand sie nicht, wandte sich an Waniek und fragte:

„Was wollen sie?"

„Ganzen Tagelohn wollen's" war die phlegmatisch und verächtlich ertheilte Antwort.

„Sie sollen ihn haben, natürlich, was können denn sie dafür, daß es regnet?" Bertram nickte gewährend und rief den Leuten eines der wenigen Worte zu, die er erlernt hatte:

„Ano, ano!“

„Ano!“ wiederholten sie und lachten den großmüthigen Arbeitgeber an, und er konnte sich mit dem besten Willen nicht verhehlen, daß diese Lustigkeit eine starke Zugabe von Geringschätzung hatte. So schweigsam man früher gewesen war, jetzt wurde geplaudert, geschrien, aller Thätigkeitsdrang schien sich in die Zungen geflüchtet zu haben. Nicht ruhig, wie die früheren, fuhr der letzte Wagen in die Scheune. Die Pferde, übermäßig angetrieben, wurden stutzig, mußten ausgespannt und andere vorgespannt werden. Einzig und allein der Energie Waniek's war's zu danken, daß auch diese Fuhre eingebracht wurde, ehe der Platzregen niederging.

Bertram begab sich ins Haus. Es kam ihm heute ganz besonders schmuck vor und war in der That auf den Glanz hergerichtet. Auf der Stiege lag ein Lauftuch aus Kokosstroh, eine Binsenmatte auf dem Gange, die Klinke der Thür, die zum Wohnzimmer führte, blinkte freundlich einladend wie ein Freundesauge. Komm nur, komm, tritt ein, schien sie zu sagen. Jetzt sah er auch, daß ein Pergamentstreifen an dem Schlüssel hing und auf dem waren die Worte zu lesen: Bertha's Dank.

Nein, diese Baronin, diese allerletzte Romantikerin, welch einen wunderbaren, guten, lieben Einfall hatte sie gehabt! Bertram fand seinen Salon genau wie den Goethe's in Weimar eingerichtet. Im Schlosse mußten sich Möbel aus der Zeit der großen Klassiker vorgefunden haben, denn da standen sie, altmodisch ehrwürdig und

prächtig erhalten. An der Wand das wohlbekannte Kanapce mit steifen Rücken- und Seitenlehnen und abgestumpftem Aufsatz unter einer trefflichen Reproduktion der aldobrandinischen Hochzeit und davor der runde, mit einem Teppich bedeckte Tisch. Auch ein Klavier war da, dieses aber kein alterthümliches Juwel, sondern ein, wenn auch nicht neues, doch vorzügliches Instrument. Hingegen stand im Arbeitszimmer ein dem Goetheschen ähnlicher Bücherschrank. Das Stehpult ihm gegenüber, der Tisch in der Mitte der Stube, die beiden Sessel, das Kissen erinnerten gleichfalls deutlich an ihre Urbilder. In solcher Nutzanwendung ließ sich Bertram die Litteratur gefallen und ging äußerst gerührt von einem Einrichtungsstück zum anderen, ans Klavier aber setzte er sich und schlug einige Akkorde an. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er keine Taste mehr berührt. Nun kam plötzlich die Begeisterung über ihn. Sein musikalisches, sein kleines, aber sein wirkliches, armes, vernachlässigtes Talent gab einige schwache Lebenszeichen. Er phantasirte, er begann zu singen: „Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten," anfangs leise, dann immer lauter, immer hingerissener, endlich brüllte er's hinaus: „Hier gedachte still . . ."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihn, Waniek trat ein, und Bertram ward bestürzt und entschuldigte sich:

„Lieber Waniek, ich glaube, ich habe gesungen, ich kenne mich nicht vor Freude, müssen Sie wissen; welche Ueberraschung habt Ihr mir bereitet!"

Waniek sah ihn mit der freudigen Theilnahme eines gerührten Vaters an: „Wirdé hochwohlgeborene Frau Baronin fraien, wenn héerte, daß gnädiger Herr Fraide haben.“ Ein gutes Lächeln lagerte auf seinen breiten Lippen, er wußte etwas von jedem Gegenstand zu erzählen, der aus dem Möbeldepot des Schlosses nach Vogelhaus geschafft worden war. Das Schreibpult hatte dem seligen Excellenzherrn gedient, auf dem Kanapee hatte Kaiser Joseph gesessen, als er den Großvater des Herrn Baron in Obositz besucht hatte. Bald aber ging Waniek vom Historischen zum Praktischen über. Er mußte sagen, daß der gnädige Herr Vogel nicht weiter wirthschaften dürfe, wie er angefangen habe. Für einen halben Arbeitstag einen ganzen Taglohn auszahlen, „isé nix.“ Die Leute sollen nicht eben so viel Geld wie gewöhnlich und noch einmal so viel Zeit haben, um es auszugeben. Dabei kommen nur Räusche heraus, die statt um vier Uhr früh, wie sich's gehört, erst um Mittag ausgeschlafen sind. Auch mit dem Arbeiten des gnädigen Herrn Vogel auf dem Felde war Waniek nicht einverstanden. Wenn er sich durchaus nützlich machen wolle, könne es höchstens als Aufseher geschehen, sonst lachen die Leute den gnädigen Herrn aus.

„Aber, mein lieber Waniek, wie soll ich denn ein Aufseher sein, wenn ich gar nichts verstehe?“ wandte Bertram ein.

„Wer'n schon lernen.“

„Von Ihnen! Nehmen Sie mich in die Schule, ich

habe Ihnen gut zugesehen. Die Leute gehorchen Ihnen und haben Respekt vor Ihnen, weil Sie alles hundertmal besser verstehen und machen können als jeder andere. Darum will auch ich Ihnen gehorchen und so lange Unterricht bei Ihnen nehmen, bis aus mir ein tüchtiger Oeconom geworden ist. Sie sind Soldat gewesen, richten Sie mich ab, wie ein Wachtmeister den Rekruten, kommandiren Sie mich."

Waniek hatte wieder sein prächtiges Lächeln: „Werd' schon kommandiren, wenn befehlen," sagte er und verabschiedete sich in seiner kraftvollen und bescheidenen Ruhe; der Beneidenswerthe!

Bertram trat ans Fenster und sah ihm nach. Da stand er im Vorgärtchen und schnitt aus bereitliegenden Rasenziegeln Streifen zurecht, die wahrscheinlich zur Einfassung von Blumenbeeten bestimmt waren. Bei der Arbeit könnte Bertram ihm helfen und würde es mit dem größten Vergnügen thun; aber leider ging's nicht an. Leider gebot ihm die einfachste Pflicht der Höflichkeit, augenblicklich nach Obositz zurückzueilen, um der Frau Baronin zu danken, gleich im ersten Freudenausbruch. Hastig knöpfte er die Lodenjoppe zu und griff nach seinem Hute. Ein dunkles Gefühl sagte ihm freilich: Was dich jetzt wieder auf und davon jagt, ist ein ganz anderes als reines, pures Dankbarkeitsbedürfniß, es ist die fieberhafte Unstetheit, die dich seit Tagen in schwebender Pein, ein lebendes Pendel, hin und her treibt zwischen Obositz und Vogelhaus. Ja, das war's und war ein unabwendbares

Schicksal, in das es hieß, sich fügen mit männlicher Ergebung.

Nachdenklich ging er die Treppe hinab und mit etwas verlegenem Gruße an dem fleißigen Waniek vorbei in den strömenden Regen hinaus. Gar bald besiegte das Bewußtsein, daß jeder Schritt ihn der Vielgeliebten näher führte, alle unbehaglichen Empfindungen. Herrlich erschien ihm sein Spaziergang unter der Himmelstraufe. Welch ein Unterschied zwischen der Stadt und dem Lande! Dort schütten die Wolken nassen Ruß auf unsere Häupter, hier weiches, thauklares Wasser. Uebermüthig schob Bertram den Hut ins Genick, warf den Kopf zurück und bot sein Gesicht dem Regen dar. Wohlthuend kühl rann er ihm über die Stirn und die Wangen. Der Sturm hatte sich gelegt, mit sanftem, gleichmäßigem Rauschen fiel der Regen zur heißdürstigen Erde nieder, die ihm alle ihre Poren öffnete und neu belebt den Duft ihrer urkräftigen, zähen Schollen als urgesunden Athem ausströmte.

In der Nähe der Wegstelle, an der ein Fußsteig abzweigte und dem Dorfe zulief, waren einige Linden im Dreiecke gepflanzt. Am Stamme der einen lehnte eine weibliche Gestalt, in einem langen, grauen Mantel, und sie schien etwas Rothes in den Armen zu tragen und nun etwas Weißes in Bewegung zu setzen. Sollte das vielleicht ein Taschentuch sein, und gab sie ein Nothsignal?

Er beschleunigte seine Schritte und hörte ganz deutlich seinen Namen rufen, und nun überrieselte es ihn

auch im bildlichen Sinne, denn o Zufall, verhüllter, geheimnißvoller Gott! Die ihn rief, war sie, seine unbewußte Quälerin, die geliebte Feindin seiner Seelenruhe.

Er rannte, er sprang mit beiden Füßen über einen Graben (was der Mensch nicht alles kann, ohne zu ahnen, daß er's kann) und war bei ihr und fragte: „Was befehlen Sie, mein Fräulein?"

„Sehen Sie nur diese Verzweiflung," antwortete sie und wies auf ein Knäblein von etwa fünf Jahren, das auf dem Boden lag, sich an ihren Mantel anklammerte und jämmerlich schluchzte. Der rothe Gegenstand aber, den Bertram von weitem gesehen hatte, war ein Federbett, und in dem steckte ein Wickelkind, das zu Gertrud, die es sanft und liebkosend wiegte, mit weitgeöffneten erschreckten Augen emporsah und jeden Augenblick bereit schien, in ein Geheul auszubrechen.

O du dummes Kind! dachte Bertram.

Er hörte nun, daß der Junge, der sein kleines Schwesterchen trug — sie hatten es nach hiesiger Sitte mit einem Tuch an seinen Hals festgebunden — vor Gertrud hergelaufen war, als sie von ihrer Pflegebefohlenen zurückkehrte. Plötzlich glitt er aus und fiel und konnte nicht aufstehen, ehe sie ihm zu Hülfe kam.

„Und nun muß man ihn nach Hause tragen," sagte sie, „seine Eltern sind im Meierhof bedienstet. Er hat sich weh gethan, kann nicht gehen, sehen Sie nur, sein Knie blutet, bitte, heben Sie ihn auf."

Bertram war betreten: „Ich habe noch nie ein Kind aufgehoben," sagte er.

„So will ich's thun, übernehmen einstweilen Sie das Kleine."

Ihn überfiel ein Grauen: „Da nehme ich doch lieber den Buben," erwiderte er, beugte sich nieder und hob ihn in die Höhe, und das Knäblein schrie wie am Spieße und schlug mit den Füßen und Fäusten gegen ihn. „Gebrochen hat er sich wenigstens nichts," sprach Bertram beruhigend.

Plötzlich und mit merkwürdig kräftiger Stimme, fiel das Baby ins Gezeter des Bruders ein. Unter schmetternder Vokalbegleitung zogen Herr Vogel und Fräulein von Weißenberg in den Hof und erregten die Heiterkeit aller, denen sie begegneten. Zwei junge Mägde standen vor dem Thor des Kuhstalles; Gertrud richtete in gebrochenem Czechisch eine Bitte an sie und deutete dabei nach der Wohnung der Meierknechte. Aber die Angeredeten schüttelten die Köpfe und wiesen mit ausgestreckten Fingern auf ein dürres, schiefgewachsenes Weib, das jetzt von der anderen Seite des Hofes herübergestoben kam.

„Das wird wohl die Mutter sein," sagte Gertrud.

Megärenhaft drohend war die Frau der Gruppe am Stallthor zugeeilt und übergoß das betroffene Menschenpaar, das ihre kreischenden Sprößlinge in den Armen trug, mit einem Schwall von Verwünschungen. Sie schien Rechenschaft von den Beiden zu fordern, Antwort zu

heischen. Eben so gut wie mit ihr hätte man sich aber mit dem Rheinfall in eine Kontroverse einlassen können. Sie befreite zuerst Bertram von seiner Bürde, indem sie ihm den Buben entriß und ihn so jäh und heftig auf den Boden stellte, als ob sie ihn hineinstoßen wollte, legte ihm eine Hand auf den Scheitel und drehte ihn mit der anderen an der Schulter einige Mal wie einen Kreisel um seine eigene Achse.

Er war plötzlich verstummt und ließ sich das rauhe, mütterliche Verfahren lautlos gefallen. Mit bedenklichem Kopfschütteln, aber sichtlich enttäuscht, schob das Weib ihn hinweg, trat auf Gertrud zu und nahm ihr das Kindlein vom Arm. Es hörte alsbald zu weinen auf und jauchzte und strampelte seiner Mutter entgegen. Sie blickte mit boshaftem Triumph um sich, lauter und lauter erscholl ihr Geschrei, und wenn ihre Worte für Gertrud und Bertram auch unverständlich blieben, deutlich sprachen ihre wild anklagenden Gebärden, ihr leidenschaftlicher Ton: Seht, seht, das Kind athmet auf, ich hab's von seinen Peinigern erlöst. Die Mägde lehnten am Thürpfosten, zwinkerten ihr zu und machten sich ein Vergnügen daraus, durch eine Bemerkung, ein Auflachen, Oel ins Feuer ihres Zornes zu gießen.

„Ich bitte Sie," sprach Gertrud, „schenken Sie ihr etwas, ich habe nichts mehr bei mir. Sie führt diese ganze Scene nur auf, weil sie etwas geschenkt haben will."

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein," erwiderte Bertram, „ein so nichtsnutziges Vorgehen darf man nicht

belohnen.“ Stark wie ein Löwe kam er sich vor, weil er vermochte, der Vielgeliebten eine Bitte abzuschlagen. Er wendete sich und rief dem kreischenden Weibe mit Entschlossenheit das zweite czechische Wort, das er wußte, zu: „Ne! Ne!“

Dann wurde der Rückzug angetreten, aber langsam, um ihm jeden Anschein von Flucht zu nehmen. Gertrud hatte ihren Gleichmuth gewahrt, Bertram war tief gebeugt:

„Diese fürchterliche Person scheint zu glauben,“ sagte er, „daß wir ihre Kinder überfallen und mißhandelt haben und sie ihr meuchlings hinlegen wollten, wie der grimme Hagen den erschlagenen Siegfried.“

„Gott behüt's, sie glaubt nicht das geringste Böse, sie wollte uns nur eine unangenehme Komödie vorspielen und Geld bekommen — fürs Aufhören.“

„Sie meinen?“

„Gewiß. Es macht mich oft staunen, wie wunderbar die Leute hier Komödie spielen können.“

Er blickte sie liebreich an und rief: „Ich danke, danke Ihnen!“

„Wofür denn?“

„Dafür, daß Sie die Sache so leicht nehmen; wenn ich jetzt allein gewesen wäre, ohne Sie, meinen eigenen Grübeleien überlassen — den ganzen Tag hätte der Auftritt mit dem widerwärtigen Weibe mir verdorben. Einen ganzen, von den wenigen Tagen, die ich mir gönnen darf zur Erholung von jahrelanger, verhaßter Thätigkeit.“

„Wirklich so sehr verhaßt? Und es war doch eine erfolgreiche Thätigkeit.“

„Erfolgreich? Wenn ich etwas nicht sehe, ist's eben der Erfolg. Wen hab' ich belehrt, erhoben, gebessert?“

„Nun, Sie haben doch gewiß veredelnd auf den Geschmack der Schriftsteller und des Publikums gewirkt, Sie haben auch viele erheitert.“

„Aber eine verletzt, die mir mehr gilt als viele, als alle.“

„Sie sind fast Ihr Leben lang von dieser Thätigkeit erfüllt gewesen; wird sie Ihnen nicht abgehen? Wird die ungewohnte neue Beschäftigung Ihnen die alte ersetzen können?“

„Welche Frage! Was Sie die neue nennen, ist mein Ausgangspunkt, ist das, wozu ich mich als Knabe schon berufen fühlte, nach dem ich mich als Mann heiß gesehnt habe. Eine Heimkehr wird es sein, die ich hier, einlaufend wie in den Hafen, feiern werde. Dort draußen war ich bloß ein schwaches Echo aller Stimmen in der modernen Litteratur, ein venetianischer Löwenrachen, eine Art Dionysiusohr.“

Gertrud unterbrach ihn lachend: „Was nicht alles noch?“

„Verstehen Sie mich, ich will sagen, ich war nichts und gebe nichts auf . . . Aber denken Sie an Shakespeare, der sich in Fülle der Kraft schaffens- und ruhmesmüde nach seinem Stratfort zurückgezogen hat und wieder Landmann und Jäger geworden ist. Und ich armseliger

Skribler sollte Sehnsucht empfinden nach meiner jämmerlichen Frohnarbeit?“

Sie waren aus dem Bereich der kleinen Seen, die sich auf der Straße zu bilden begannen, in den Schutz des Gartens gelangt. Ganz nahe dem Eingang breitete ein blüthenbedeckter Tulpenbaum sein dichtes Gezweig über eine Bank, die seinen Stamm umschloß. Bertram und Gertrud traten unter die grüne Kuppel und standen eine Weile schweigend vor einander. Er versank in ihren Anblick. Sie war herzbezwingend in ihrer ruhigen Anmuth, ihrer edlen Gelassenheit.

„Krankenwärterin also,“ sagte er auf einmal ganz unmotivirt. „Und Sie wollen natürlich viele Patienten pflegen, mein gnädiges Fräulein . . . Aber entschuldigen Sie! ich sage immer ‚mein Fräulein,‘ statt Ihnen den Titel zu geben, der Ihnen gebührt.“

„Dafür habe ich Ihnen von Anfang an gedankt.“

„Um so besser. Ich weiß freilich keinen so hold und adelig wie die Verkleinerung des schönsten deutschen Wortes: Frau, Herrin, Gebieterin. Fraue mein! wer das sagen darf zu der Geliebten, was bleibt dem zu wünschen übrig, was kann das Schicksal ihm anhaben? Und wenn ihm sein Haus über den Kopf angezündet wird, und wenn ihn die Sozialisten um Hab und Gut bringen und wenn er für einen Vivisector kleiner Kinder gehalten wird, er trägt's, er bleibt aufrecht, was soll ihn beugen, so lange sie in Treuen zu ihm steht? Fraue mein! . . . ich will sagen, mein Fräulein, mein gnädiges . . .“

Er hielt inne, er zitterte am ganzen Leibe: „Setzen wir uns," sagte er. Und sie setzten sich neben einander auf die Bank; er warf seinen Hut ins Gras und lehnte den Kopf an den Stamm des Baumes.

„Viele Patienten, ja, ja. Einen einzigen zu pflegen, einen unerträglichen, nervösen Menschen, der sein eigentliches Selbst verloren hat und erst wiederfinden muß, zur Vernunft bringen, ihm helfen, seinen Frieden wiedergewinnen, die Aufgabe wäre Ihnen zu gering?"

„Sie ist nicht gering. Es ist eine schöne Aufgabe."

„O, wäre sie's! Dann wäre sie ja Ihrer würdig . . . und Sie könnten sich entschließen, sie zu übernehmen, es wenigstens zu versuchen?"

„Versuchen? ja — vielleicht."

Ein unaussprechliches, ein kindisches Entzücken erfaßte ihn: „Wissen Sie, was Sie sagen? Wissen Sie, daß in dem Falle ein Versuch schon das Gelingen und himmlische Gewißheit ist? . . . Antworten Sie mir . . . oder nein, antworten Sie nicht, erwägen Sie! Das Leben, das ich Ihnen zu bieten habe, ist ernst und arbeitsvoll . . ."

„Hab' ich je Anspruch auf ein anderes gemacht?" unterbrach sie ihn. „War ich nicht darauf gefaßt, meinen Weg durch dieses ernste Leben allein zu gehen?"

„Und wenn sich nun ein Gefährte findet, der Sie beschwört, lassen Sie uns miteinander wandern, lassen Sie uns fest und treu zusammenhalten" — er machte

eine jähe Bewegung, als ob er auf das Knie sinken wollte.

„Nicht knieen," flüsterte sie, „nicht auf dem feuchten Boden knieen!"

Aber da lag er schon zu ihren Füßen: „Doch, doch! so muß ich Ihnen in Demuth gestehen, daß ich Sie liebe, Sie geliebt habe vom ersten Augenblick an."

„Und ich — wenn ich denke — ich habe Sie gefürchtet."

„Gertrud!" Er nahm ihre Hände und preßte sie an seine Lippen: „Fraue mein, darf ich Sie so nennen? O Gertrud, welche Wonne, welche Wohlthat!"

Sie beugte sich über ihn und drückte mit scheuer Zärtlichkeit die Wange auf seinen Scheitel: „Sagen Sie doch nicht Wohlthat, ich habe Sie ja von Herzen lieb."

„Ist das möglich? wirklich möglich?"

„Es ist. Ich kenne Sie erst seit kurzer Zeit, und doch kommt mir vor, als hätte ich Sie schon lang sehr lieb."

„Wie lang?"

„Seitdem ich aufgehört habe, Sie zu fürchten . . . oder vielleicht sogar schon etwas früher . . ."

„Früher? trotz der Furcht?"

„Trotz der Furcht, und wahrscheinlich auch vom ersten Augenblick an."

„Ihr Ernst? Gertrud, Sie Wunderbare, ich muß es glauben, wenn ich weiterleben soll — aber lehren Sie mich es glauben. Daß ich nur Vogel heiße, macht Ihnen das nichts? . . . Und," er fuhr erschrocken mit der Hand

nach seinem Kopfe, „daß ich eine Glatze habe, macht Ihnen das auch nichts?"

„Gar nichts," erwiderte sie und lächelte ihn an, freundlich, zutraulich, liebreich.

Glückstrahlend sah er zu ihr empor, sprang auf, setzte sich wieder an ihre Seite, schlang den Arm um sie und sprach, sprach sehr viel und nicht ein gescheidtes Wort und gab sich davon gar keine Rechenschaft. Er hatte vergessen, wonnig vergessen, daß es je sein Metier gewesen war, geistreich zu sein.

Sie fand das nicht lächerlich, es rührte sie. Dann erzählten sie einander ihre Lebensgeschichte, und das Schönste war, daß sie keine hatte, oder doch nur eine, deren Inhalt sich in zwei Sätze fassen ließ: Ich habe kränkliche Eltern gepflegt. Ich habe standesgemäß gedarbt von Jugend auf.

Und die seine?

So streng er sein Gewissen erforschte, so sehr ihm daran lag, der Geliebten ein wahres und nicht ein geschmeicheltes Bild von sich zu entwerfen, er mußte seiner milden Richterin zugeben, daß er im Leben mehr Plage als Genuß gehabt und mehr gelitten als gesündigt hatte.

Sie hörte ihm theilnehmend zu und fand eine Entschuldigung für jede seiner Selbstanklagen. Und er war ein stolzer glückseliger Mann, küßte sie und hielt sie in seinen Armen wie ein Heiligthum.

Der Regen hatte ein wenig nachgelassen; von den kleinen Zweigen, aus den Tulpenkelchen fielen einzelne,

helle Regentropfen schwer zu Boden. In dem Wipfel des Baumes ließ ein sanftes, wohliges Rauschen sich vernehmen, als wüßte der Alte, daß er zwei glückliche Menschen unter seinem mächtigen Gezweige barg.

Bertram und Gertrud traten in das Zimmer Weißenberg's. Sie hatte sich Zeit genommen, ihren Hut und ihren Mantel abzulegen, er brachte den Regen des Himmels auf seinen Kleidern mit.

„Freund, o Freund, sie ist mein, ich hab' ihr Jawort!“ rief er aus, stockte aber plötzlich, denn sein Erscheinen hatte Verlegenheit hervorgerufen. Hugo und seine Gattin, die neben ihm stand, schienen sehr ergriffen; die Augen Weißenberg's waren feucht, die Baronin schwamm in Thränen und sah aus wie eine ältliche Rose im frischen Morgenthau.

Auf einem Tische in der Nähe des Kamins lagen zwei Pakete. Das eine war Bertram wohlbekannt; unter seinen Augen hatte der Freund es kürzlich erst in stiller Ergebung so nett zusammengefaltet, wie es sich da wieder präsentirte. Das andere war viel größer, eine gewaltige, verschnürte und versiegelte Postsendung. Auf der Adresse las man außer dem Namen der Baronin: „Hundert Gulden Nachnahme“.

Bertram schlug mit der Faust darauf: „Schuft von einem Carolus!“

„Verzeihen Sie ihm, wie ich ihm verzeihe,“ sprach

Bertha mit vielem Gefühl, „in meiner Seele ist heute kein Platz für eine herbe Empfindung, ich grolle nicht."

„Wie gut für uns, daß wir Sie in so milder Stimmung finden, theure, verehrte Frau! . . . Hugo, mein Freund, segne uns, wir sind ein Brautpaar. Gnädigste Baronin, segnen Sie uns."

Die vortreffliche Baronin sandte einige gerührte: „Ah!" zum Himmel, gratulirte ihrer Nichte, gratulirte Bertram und gratulirte sich selbst zu ihrer Divinationsgabe. Sie hatte es ja gedacht, daß es so kommen müsse. Ein seltener Geist, eine eben so seltene anmuthige Gediegenheit können nichts Besseres thun, als sich vereinigen zum ewigen Bunde. Schön bewegt wollte sie die Hände erheben, aber ihr Gatte sprach:

„Einen Augenblick; jetzt will auch ich eine Rede halten." Er hatte diesen Vorsatz etwas voreilig ausgesprochen, blickte nun hülflos umher, suchte nach Worten und fand sie erst nach einer Weile: „Junges Paar, vor dir steht ein altes, das zum ersten Mal nach zwanzigjähriger Ehe ein Geheimniß vor einander gehabt hat. Der Vertraute beider, ein Ehrenmann, würde es ewig bewahrt haben, aber sie hielten es nicht aus, die beiden, daß ein Dritter in irgend einer Sache von einem von ihnen mehr wußte, als einer der beiden vom andern. Sie hielten es nicht aus . . ." Seine Stimme gerieth ins Schwanken. „Ihre alte, treue Liebe — alte Liebe . . . ich will sagen" . . . Jetzt kippte die Stimme völlig um.

Die Baronin hüllte ihren Gatten in einen Blick

voll Zärtlichkeit und sprach: „Du willst sagen, Hugo: das Geheimniß war begraben in der Brust des Freundes, aber nicht einmal den Schatten eines todten Geheimnisses konnten die Beiden zwischen einander dulden."

„So ist es, sie spricht gut, die Tante," sagte der Baron etwas kleinmüthig zu Gertrud, und diese ergriff seine Hand und küßte sie rascher, als er's wehren konnte.

„Wir verstehen Dich aber doch und lieben Dich, Onkel Weißenberg."

„Und auch mich?" fragte die Baronin und machte ihrerseits Anstalt, die Arme auszubreiten — aber gegen Bertram.

„O gnädigste Frau!"

„Sage Tante, mein Neffe Vogelweid."

Und nun kam es zu mehreren Umarmungen.

„Rührstück, fünfter Aufzug, letzte Scene", ließ eine schrille Stimme sich vernehmen. Hagen, gefolgt von Sieglinde, war eingetreten. Er warf einen kurzen Blick auf Bertram, der Gertrud an seine Brust gezogen hatte und prallte zurück. In der nächsten Sekunde aber schon wurde er seiner Bewegung Herr und sprach kalt und höhnisch: „Der reine Kotzebue, wir verschimmeln hier"

In einem Tone, so streng, wie er ihn dem Liebling gegenüber noch nie angeschlagen hatte, versetzte Weißenberg:

„Du wenigstens nicht. Du kommst fort aus dem Elternhause, Du kommst nach Wien."

„Nach Wien?“ Die Wangen des Jünglings flammten in freudiger Röthe auf; alsbald jedoch kam der Skeptiker wieder zum Vorschein: „Nach Wien, das geschieht nicht, das wäre zu gescheit.“

„Mama!“ rief Sieglinde weinerlich, „hörst Du? er fährt nach Wien, und ich kann hier sitzen bleiben, an mich denkt Niemand.“

„Es bildet ein Talent sich in der Stille, junge Dichterin,“ tröstete Bertram. „Sie bleiben, um in Erwartung des eigenen Glückes das unsere zu besingen.“

Sieglinde lächelte unter Thränen. Daß der strenge Kritiker sie Dichterin nannte, war ein heilendes Pflaster auf die Wunde, die man ihr durch eine vermeintliche Zurücksetzung geschlagen hatte.

Am Mittagstische fehlte Herr Meisenmann. Die Baronin deutete auf seinen leeren Platz und sprach:

„Der Professor läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff — nach Böhmen.“

Beim Dessert eine neue Ueberraschung, ein Telegramm für Herrn Vogel. Er erbat von der Hausfrau die Erlaubniß, es zu lesen. Es lautete:

Artemis Wassiljewna Tschertschaptschikow, Gutsbesitzerin, Just Carolus, Schriftsteller, empfehlen sich als Verlobte.

Bertram brach in Lachen aus: „Ist das eine unmoralische Geschichte! Einem Spitzbuben wird die Bußfahrt, die er antreten soll, zur Brautfahrt.“

Für Bertram und Gertrud folgten wunderschöne

Tage. Der unbarmherzige Vogelweid war weich wie ein Kind in der Reconvalescenz. Das Glück hatte alle Bitterkeit in ihm aufgezehrt. Längst entschlummerte Tugenden: Nachsicht, Geduld, erwachten wieder in seiner Brust und regten schneeweiße Engelsflügelchen. Ohne den leisesten Spott berichtigte er die nicht ganz zutreffenden Schlagworte der Baronin, und lächelte sanftmüthig, wenn sie sich gedrungen fand, ihm die Honneurs der Litteratur zu machen.

Ganz selig und geläutert und über alle irdische Mühsal erhaben, fühlte er sich, wenn Gertrud in einem solchen Augenblicke aufstand, zu ihm trat, seinen vielgeplagten Kopf zwischen ihre Hände nahm, ihn auf die Stirn küßte und sprach:

„Mein Freund, mein geliebter.“ Einmal sagte sie auch: „Vielgefürchteter, Du bist das Höchste, das es gibt, Du bist die Güte selbst.“

Viel, viel zu rasch kam die Stunde der Trennung herbei. Nicht allein, wie er gekommen war, trat Bertram die Rückreise an. Der Herr und der Sohn des Hauses begleiteten ihn; die sämmtliche Dienerschaft folgte und nahm Aufstellung unter dem Thor.

Weißenberg umarmte seine Frau und seine Tochter: „In acht Tagen, sobald der Junge installirt ist, bin ich wieder da.“

„Und ich im Juli,“ rief Hagen, und schwang sich flatternd vor Ungeduld neben den Kutscher auf den Bock. „Adieu, adieu.“ Ein unterdrücktes Schluchzen der Ba-

ronin, Sieglinden's, einiger Diener und Dienerinnen machte sich Luft. Gertrud und Bertram standen Hand in Hand. Sie war sehr blaß; über sein Gesicht blitzte das fatale Zucken, das die ganze Zeit hindurch nicht mehr zum Vorschein gekommen war. Traumverloren stieg er in den Wagen, schrie aber, sobald sich der in Bewegung gesetzt hatte:

„Halt! halt! um Gotteswillen halt! ich habe ja vergessen, mich zu empfehlen." Der Kutscher riß die Pferde zusammen, Bertram sprang zur Erde, eilte auf die Baronin zu und küßte ihre Hand: „Dank für alle Ihre Güte und Gnade. Dank dafür, daß Sie mich zu den Ihren zählen. Gnädigste Baronin, verehrte Tante, bewahren, behüten Sie mir mein Glück!"

Die Baronin wollte sprechen, konnte aber nicht, sie war zu bewegt.

Bertram wendete sich zu Sieglinde: „Baronesse" . . .

„Cousine," verbesserte sie erröthend.

„Liebe, theure Cousine, leben Sie wohl; außerordentlich wohl! Ich bitte um Ihre Photographie. Und Sie — und Du Gertrud, mein Trost, mein Hoffnungsstern, mein Alles, bleib mir treu und gut . . . übers Jahr, meine, meine Gertrud." Er breitete die Arme aus, er schloß die Geliebte noch einmal vor der langen Trennung an sein Herz.

Verschollen.

Eine Künstlergeschichte.

In der Frühjahrsausstellung des Malerheim siegten die Jungen. Eine Reihe glänzender Artikel im großen Kunstblatt „Der Mystagog" feierte ihre Triumphe mit Wärme und Schwung. In einem der letzten sagte ihr Verfasser unter Anderem:

„Bogenlichtglänzend wirken diese psycho-physiologischen, von prometheïscher Urkraft brodelnden Schöpfungen. Mit dröhnenden Legionenschritten stampfen sie durch unsere neurasthenische, wurmstichige Weït, zermalmend unter ihren gigantischen Sohlen alle leimsiederisch breiige Sentimentalität, Moralität, senilen Verfall ankündigende Pietät; zermalmend auch alle trennenden Grenzen, ihren Codex in die einfache Lehre fassend (hier war die Fußnote angebracht: Simplex sigillum veri sagten sogar schon, die Modernen vorahnend, die faden Alten, denen doch sonst gar nichts ahnte): Das Kunstwerk offenbart sich als die ewige Umarmung, als das Durcheinander- und Ineinandersein aller Künste, der Quintessenz aller Wissenschaften und einiger Handwerke."

Das wurde schlagend dargelegt, die „Univocation" sämmtlicher bildenden Künste bewiesen, und dann der

Uebergang zur Vereinigung mit der tönenden Kunst hergestellt. Da hieß es denn:

„Musik ist nicht bloß Architektur, auch Malerei, Bildhauerei, höchste Mathematik; sie erbaut, sie tanzt, meißelt, feilt, philosophirt. — Malerei ist Musik, begreift alles Wissen und Können der Schwesterkunst in sich, gibt sie wieder in Harmonien und Disharmonien, die volle, die ganze vom Gregorianischen Antiphonarium bis zum Zigeunerbaron. Wer hört nicht aus den dunkeln, tiefen Schattentönen Orgelklänge brausen? Wem gellt nicht aus den keck aufgesetzten Glanzlichtern lustiger Geigenjubel, übermüthiges Geschmetter der heitern Clarinette, der schallfrohen Zinke, des neckischen cornet à piston entgegen?“

Den Schluß des vortrefflichen Aufsatzes machte eine Art Compliment an die Adresse des Publicums, das endlich herangereift war zum Verständniß des Unbegreiflichen und sich aufzuraffen begann aus der „muhenden“ Lethargie, mit der es bis jetzt vor den neuen Thoren der gegenwärtig gewordenen Zukunftskunst gestanden hatte.

Das Publicum erwies sich dankbar und kaufte fast Alles. Keine Familie, die nicht wenigstens ein Bild besitzen wollte, aus dem man Philosophie studiren und Beethoven oder Offenbach genießen konnte. Die Säckel der neuen Meister schwollen; ruhmgekrönt und reich schickten sie sich an, die Stadt zu verlassen, um unter freiem Himmel rothe Sommerfreuden im Grünen zu genießen.

Im Atelier des vielgefeierten Heini Rufin war eine „Auf Wiedersehen-Orgie" mit kraftgenialer Turbulenz gefeiert worden. Der Morgen graute. Die Künstler und ihre Damen taumelten fort; Heini blieb allein. In ein paar Stunden dampfte der Zug ab, der ihn zunächst nach den Bergen Oberösterreichs bringen sollte. Hinter einer Draperie verborgen, standen ein sauber gepacktes Kofferchen und eine elegante Malerausrüstung. Er zog sie hervor und lavirte sie bedächtig bis zur Thür zwischen dem charakteristischen Allerlei hindurch, mit dem der Boden bedeckt war: Ueberreste von Speisen und Getränken, Glas- und Porcellanscherben u. s. w.

Das Aufräumen der Stube war die Sache der Hausleute, aber seine Mappen, in denen indiscrete Hände gestöbert hatten, ordnete Heini selbst und stieß dabei eine Menge französischer Flüche aus, die er von seinem zweijährigen Aufenthalt in Paris heimgebracht hatte. Er öffnete auch mit einem Schlüsselchen eine große, immer verschlossen gehaltene Tasche, die bekritzelte, zerknüllte und wieder geglättete, zerrissene und wieder geflickte Papierstreifen und -Fetzchen enthielt. Das waren, in Gegenwart der Jünger mit beneidenswerther Virtuosität in raschen, kühnen Zügen hingeworfene Einfälle und Ideen, Geschenke des Augenblicks, die der erfindungsreiche Heini Rufin achtlos in die Ecke geschleudert hatte. Sobald aber die Schüler ihrer Wege gegangen waren, lag der Lehrer auf den Knieen und durchsuchte das Kehricht nach den ihm anvertrauten Schätzen. Sie hatten oft nur

gewonnen an ihrem drastischen Aufenthaltsorte. Der schwarze Staub des Kohlenkorbs, die Asche in der Nähe des Ofens hatten gedichtet und componirt, noch ungeahnte Effecte angedeutet, die seltsamsten Stimmungen anklingen lassen. Heini weidete sich schmunzelnd an dem Anblick der vielen Stoffe für zukünftige Verblüffungserfolge, die da angesammelt waren. Er hatte sich lange nicht mehr Zeit genommen, seine Vorräthe durchzusehen, und staunte nun über ihren Reichthum. Wenn ihm der Quell der Erfindung auch versiegen sollte, an Vorwürfen für Bilder würde er nie Mangel leiden; und welcher Laune immer die Mode gehorchen mochte, er konnte mit jeder gehen. O liebe Leute! — „Was Ihr wollt!“ geschreckt oder getröstet, angewidert oder hingerissen, Ihr könnt Alles werden.

Ein Blatt, das Heini eine Zeit lang betrachtete, machte ihn laut auflachen. Da hatte er in übermüthig wilder Laune die letzten, athmenden Creaturen auf dem letzten, bewohnbaren Fleck der vereisten Erde hingezeichnet. Sie drängen, sie schmiegen sich an einander, in Feindseligkeit vereint; sie kämpfen einen grausigen Kampf, den Kampf um Lebenswärme, bilden einen schauerlichen, kaum entwirrbaren Knäuel, aus dem verglaste Augen stieren, weiße Lippen grinsen, fluchende Hände sich erheben . . .

„Hört Ihr ihr Zähneklappern? Seht Ihr, wie ihnen die Haut schaudert?“ hatte Heini die Jünger gefragt, die ihn umstanden und ihm zusahen, wie er „schmierte und schmierte“, und murmelte: „Chaque coup porte!“

Und dann kam der Schlußeffect, der seine Wirkung nie verfehlte. Heini ließ einen Augenblick den Stift ruhen, betrachtete sein Werk und schleuderte es mit dem Ausruf: „Pah — Schmarn!“ zu Boden.

Diese Skizze da war nicht in den Ofenwinkel geflogen, sondern der Thür zu, durch die eben der Professor eintrat. „Den Alten“ nannten sie ihn in der Akademie, nicht wegen seiner hohen Jahre, sondern wegen seines eigensinnigen Festhaltens an einer längst überlebten Richtung in der Kunst. Der Alte war — zufällig oder nicht? — über Rufin's Zeichnung hinweg geschritten und hatte auf ihr die Spur seines feuchtschmutzigen Stiefelabsatzes zurückgelassen. Ein Halbkreis bildete sich über den eisstarrenden Firnen, ein kleiner, gespenstige, phantasmagorische Strahlen aussendender Halbkreis, ein — Mondregenbogen. Ein Regenbogen auf einem Planeten, auf dem es nicht mehr regnet. Evoë! Das ist unbezahlbarer, waschechter, in die Posaune stoßender Unsinn, ein Schlag ins Gesicht des gemeinen, gesunden Menschenverstandes, der conditio sine qua non der sumpfzufriedenen, dickbreiigen Mittelmäßigkeit. Und o! des schrillen Widerspruches, der sich hier in eins zusammenballt: oben der Bogen des Friedens, also Versöhnung, Verheißung, unten Untergang in Verzweiflung. „Höllenmäßig dämonisch!“ ironisirte Heini sich selbst und schob das Bild in die Mappe zurück.

Das Nächste, was ihm in die Hände kam, war eine Oelskizze. Schau, schau, er wußte gar nicht mehr, daß

die unerschöpfliche Mappe auch dergleichen verwahrte, zog das Stück bemalter Leinwand hervor und sah es an, erst flüchtig, dann immer aufmerksamer, betroffener . . .

„Sacrebleu!“ war das von ihm, das Ding? Es war nicht von ihm, das konnte er nicht. „Cré nom d'un nom!“ Was lag da drin in dem Ding, dem vermaledeiten! Ein Schatz an Können, den stundenlanges Sichhineinversenken eines sehenden und verstehenden Auges nicht zu heben vermöchte. Und doch war auf dem alten Leinwandfleck nichts dargestellt als ein Weiberarm in ein Drittel Lebensgröße. Ein Weiberarm und der Ansatz der Schulter und des Halses. Aber „Diable!“ damit hat der Maler das Ziel alles künstlerischen Verlangens und Sehnens erreicht. Er hatte es wiedergegeben, das uns Allernächste, uns Innewohnende, überall Seiende und doch unfaßbare, das Selbstverständliche und ewig Räthselhafte — das Leben. Da pulsirte, da blühte es in Jugendherrlichkeit und schmeichelte sich liebkosend allen Sinnen ein. Die schlanken Finger der Hand dieses paradiesischen Armes ruhten auf dem nur in Umrissen, mit fast trockenem Pinsel angedeuteten Haupt eines Kindes; und in dem Ruhen, dem Berühren lag Schutz und Segen, und Heilkraft strömte von ihm aus. — So hatte er's gedacht und empfunden, der große Könner, der das gemacht hatte, so quoll's über mit Naturgewalt auf den Beschauer und machte in ihm jeden Blutstropfen wallen und jede Fiber erzittern, die im Herzen des Meisters — ja, der war's in Wirklichkeit — während seines Schaffens

gewallt und gezittert hatten. Das Machtwort des Künstlers: „Das sieh, das fühle!“ — da war's gesprochen.

Und bei diesem Werke hatte Heini vor Jahren seinen alten Lehrer gefunden — in Verzweiflung. Er stand vor der Staffelei, die starken, grauen Haare zerwühlt und krause Wellen bildend, die mächtigen Brauen zusammengezogen über den müden Augen mit ihren geschwollenen, gerötheten Lidern. Die scharf eingeschnittenen Thränensäcke, die wie mit dem Prägstock in das eckige Gesicht gepreßten Stirn- und Kummerfalten, der schmerzverzogene Mund erzählten mit herber Beredtsamkeit von einem langen, in rastlos heißer Gedankenarbeit durchkämpften Leben.

Nie war der Lehrer dem Schüler so ehrwürdig vorgekommen wie in diesem Augenblick, und so greisenhaft kindisch, da er im Zorne die breite Hand zur Faust ballte und mit dieser durchaus nicht einladenden Gebärde Heini zurief:

„Herbei! Vorwärts, vorwärts, Kaulquappe! Blas Dich auf, zukünftiges Fröschlein! Jetzt bist Du dran. Der Alte ist fertig. Was er kann, gefällt ihm nicht mehr, und was Ihr könnt, noch nicht!“

Die Staffelei hatte einen Fußtritt bekommen und war umgestürzt, und Heini hatte dem Alten ermunternd und tröstend zugesprochen und sich sehr überlegen und klug gefühlt. Der Professor beruhigte sich, er lachte sogar und schien erfreut, als Heini sich die Studie ausbat, die der Alte mit Ingrimm von sich geschlendert hatte.

Was ihm geschenkt wurde, wußte er damals noch nicht. Er dachte unbefangen: vielleicht kann ich's brauchen, nahm es mit, schnitt es vom Rahmen herunter, verbarg es in der Vorrathskammer und vergaß es.

Und jetzt hatte es sich ihm in Erinnerung gebracht, auf Nimmerwiedervergessen, denn jetzt wußte er, was an der Arbeit war, erfaßte völlig ihren Werth . . . „Diantre!“ den Arm da in originellem Rahmen, unter Glas, signirt: Heini Rufin, im großen Saal des Malerheim bei der nächsten Ausstellung — der Gedanke packte, der berauschte ihn.

Daß der Alte nicht reclamiren werde, dessen konnte er sicher sein; der Alte war verrückt geworden. Er hatte eine Menge seiner letzten Bilder und Skizzen ins Feuer geworfen und war aus der Stadt verschwunden. In seiner Wohnung, in der Kunstfreunde und -Händler und einige seiner Schüler noch sehr oft und noch lange Zeit nach ihm fragten, hieß es: „Er ist verreist, wir wissen nicht wohin.“ Ein paar seiner Bekannten wollten ihn in Oberösterreich getroffen haben, der an einem See, Jener auf einer Alpe, Keinem aber, der sich ihm näherte, wurde die Erwiderung eines Grußes oder einer Ansprache zu Theil. Ein ablehnendes Gebrumm, der breite Rücken eines Entfliehenden war Alles, was die Neugierigen oder die Verehrer von dem Herrn Professor zu hören und zu sehen bekamen. Man wurde endlich müde, sich ihm aufzudrängen, man gab ihn auf.

Er war längst verschollen, er war ganz gewiß —

Heini machte das Zeichen des Kreuzes in der Luft und begrub ihn. Auch seine Werke waren begraben in den Katakomben, zu denen die Jugend nicht mehr wallfahrtet — in Bildergalerien. Im Handel kamen Arbeiten des Alten kaum noch vor oder höchstens bei Auktionen nach einem Trauerfalle. Dann freilich wurden sie mit horrenden Preisen bezahlt.

Heini versank vor seiner Armstudie in scharfes und eifriges Nachdenken. Der Mann der phantastischen Erfindungen, der Maler des Unerhörten war ein sehr überlegter, sehr kaltblütiger Gesell. Sicher ist sicher! Wenn er auch fest überzeugt ist vom Tode des Alten, bevor er über seine Verlassenschaft verfügt, will er an seinem Grabe gestanden haben. Dieses Grab zu suchen, fuhr er aus. Seine Reise in die Alpen hatte einen bestimmten Zweck erhalten.

Drei Wochen lang blieben seine Nachforschungen fruchtlos; endlich aber kam er, in einem Dörfchen in der Nähe von Heiligenblut, auf die erste Spur des Malers. Ein alter Mann, der der Beschreibung, die Heini von ihm machte, vollkommen entsprach, hatte vor einigen Jahren eine Zeit lang da gewohnt, war aber plötzlich abgereist, tiefer ins Gebirge hinein. — Warum? Ja, warum — weil ein paarmal nach einander Sommerfrischler vom Muschlsee herüber gekommen waren, die bei seinem Anblick die Köpfe zusammengesteckt und ihn angegafft hatten. Und Einer redete ihn an und nannte ihn „Herr Professor". Das Alles ist ihm zuwider ge-

wesen; er hat die Stadtleute mit ihrer Neugier und Zudringlichkeit nicht leiden können. Man hat ihn nachher in der Gegend nie wieder gesehen.

Heini zog von Ansiedlung zu Ansiedlung, von Almhütte zu Almhütte, forschte dem Verschwundenen überall mit feinstem Spürsinn nach und gelangte endlich zu der Gewißheit, die ihm die erwünschteste war.

Ein kaiserlicher Jäger, dessen Bekanntschaft er auf einem seiner Ausflüge machte, hatte vor zwei Jahren im Spätherbst mit einem Herrn, der kein Anderer sein konnte als der Professor, in der Schutzhütte auf der schwarzen Schneid übernachtet.

„Der Herr hat sich in den Bergen so gut ausgekannt wie ich selber,“ sagte der Waidmann, „und so hab' ich ihm nicht weiter viel abgerathen, wie er in der Früh gegen Alpenkocheln aufgebrochen ist. Ein gefährlicher Weg überhaupt, und gar in der Jahreszeit. Einen Grad unter Null hat es gehabt, und ein tüchtiger Schneefall hat gedroht. Der alte Herr mußte seine Tollkühnheit auch büßen. Nach Alpenkocheln ist er wohl gekommen, aber wie? — als Leiche. Und wann? — erst im Frühjahr. Da hat ihn der Ziegenfranzl gefunden. Unter einem Felsvorsprung im Eis: fast unversehrt, aber beraubt und bis aufs Hemd ausgezogen. Er ist dort auf dem kleinen Friedhof begraben worden.“

„Begraben!“ fiel Heini dem Erzähler in die Rede. „Todt, begraben . . . in Alpenkocheln . . . wirklich?“

Das wurde mit solcher Gemüthsbewegung hervor-

gepreßt, daß der Jäger theilnehmend fragte, ob der Verunglückte vielleicht zu Heini's „Freundschaft" gehört hätte.

„Ein großer Maler ist er gewesen und mein Lehrer," erwiderte Rufin.

„Ein Maler, richtig!" das hatte der Jäger ohnehin schon gedacht. Die Maler — man trifft ihrer genug hier herum — haben eine besondere Manier, sich die Dinge anzusehen; so ein bißchen die Jägermanier. Bei dem alten Herrn machte sie sich auffallend bemerkbar. Er war voll Eigenthümlichkeiten und Einer von Denen, die man nicht wieder vergißt, wenn man auch nur eine kurze Zeit mit ihnen verkehrt hat.

Der Jäger citirte Witze von ihm, in denen Heini lauter Bekannte begrüßte. Einst waren sie ihm „zum Hals heraus gewachsen", jetzt bejubelte er jeden und fand ihn — im Gebirge liebte er's, seine Sprache im „schuhplattlerischen" Genre zu halten: „sakrisch gut."

„Ich geh' morgen nach Alpenkocheln," sagte er auf einmal und wiegte sich recht bäuerisch in den Hüften. „Ich muß dem Alten sein Grab besuchen."

„Aha!" er wolle ihm gewiß ein Monument setzen lassen, meinte der Jäger. Vor drei Jahren sei drüben in Mattern auch ein Fremder abgestürzt, und im Sommer wären dann „Herrschaften" gekommen und hätten ihm auf dem Dorffriedhof etwas Wunderschönes errichten lassen. Wie eine Capelle sähe es aus und hätte einen Namen,

den der Jäger sich nicht merken könne: „'s ist was von einer Maus dabei.“

Heini lächelte. Das war ein Wink, den er beachten wollte. Der berühmte Schüler gedenkt dem verschollenen Lehrer, wenn auch nicht ein Mausoleum, doch ein Denkmal zu errichten. Er eröffnet eine Subscription. Die Anderen tragen Geld bei, er gibt mehr, er gibt seine Idee, seine Kunst, seine Zeit; der Entwurf zu dem ganz einzigen Denkmal ist von ihm. Zu reich für den, den es ehrt, zu grandios in der Erfindung, aber — zügle Du die Phantasie eines Rufin, gebiete dem Maß zu halten, wenn sein Herz überquillt, dieses Kinderherz in der Brust des genialen, männlichen Mannes!

Am nächsten Morgen, in aller Gottesfrühe, begab er sich, von einem Führer begleitet, der sein Gepäck, seinen Malkasten und seine Feldstaffelei trug, auf die Wanderung nach Alpenkocheln. Ihm war herrlich zu Muthe, und herrlich war die Welt, die ihn umgab, und wonnig war's, ihre feine, reine Luft zu athmen und dahin zu schreiten, jung und rüstig, und mit dem beseligenden Glauben an eine große Künstlerzukunft im Herzen.

Der Weg führte zuerst durch steil aufsteigende Schluchten, dann ging's Stunden lang durch den Wald. Manchmal, an abgeholzten Stellen, bot sich ein prachtvoller Ausblick auf die Gletscher und Berge. Ihre Häupter ragten in den strahlenden Morgenhimmel, dichte Nebel wallten und ballten sich über ihren Abgründen und Thälern, ihre Felswände schimmerten wie Metall, eine

kleine, kräftige Vegetation von Krummhölzern und Moosen bildete dunkle Adern in dem Steingeklüfte, dem sie ihr Dasein abgetrotzt hatte.

Heini blieb stehen und versank in entzückte Betrachtung.

„Schön ist's bei Euch," rief er seinem Führer zu, und der wortkarge Bergseppl mit der schweren Zunge murmelte kühl:

„Hau jo."

Er schien ohne Sinn für Naturgenuß und ziemlich stumpf überhaupt, und doch, man sah es wohl, ging die Gedankenmühle in seinem Kopfe nicht leer; er lauerte und spähte ohne Unterlaß, während er vor Heini herstappte, gebeugten Rückens, etwas schlottrig und knieweich, aber mit Schritten, die den Maler zwangen, sich zeitweise in Trab zu setzen, wenn er den angeschlagenen Tact nicht verlangsamen wollte.

Auf einmal hielt Bergseppl an, wendete sich, ein heiserer, halb erstickter Ton brach aus seiner Kehle; er streckte die Hand aus und deutete auf einen winzigen, kaum sichtbaren Punkt, hoch oben auf der Felsenwand: „A Gams!" sprach er, und aus seinen Augen blitzte ein Wildschützen- und Raubthierblick . . . Wer den malen könnte!

„Wer all' das malen könnte!" dachte Heini gar oft an dem Morgen. Nie durchdrungener, nie inbrünstiger als am Ziel seiner Wanderung, da er auf dem grünen

Vorberge stand, auf dessen Abhang der Friedhof von Alpenkocheln ein ummauertes Viereck bildete.

Friedhof — ein schönes Wort. Ja, hier herrscht Friede. „Wer das malen könnte,“ seufzte Heini; „diese Stimmung! Und euch, wie ihr da drinnen schwimmt in dem Glanz, in dem Duft!“ Er breitete seine Arme den rosig überhauchten Alpenketten entgegen. Eine Weile noch dauerte diese Verzagtheit, dann schnellte sein Selbstbewußtsein neu gestärkt nach dem Demuthsanfall empor. „Ich kann malen!“ schrie er laut auf. „Wer Heini Rufin heißt, wer's in den Fingern hat und so vor der Natur steht mit diesem Erfassen, diesem Begreifen — der kann!“

Er nahm ein großes Skizzenbuch aus dem Rucksack, den er umgehängt hatte, und schickte den Führer voraus in die Dorfschenke, wohin er ihm in ein paar Stunden nachkommen wollte. Der Weg ins Dörfchen war nicht zu verfehlen. Man sah die Dächer der wenigen Häuser, aus denen es bestand, ärmlich und grau und mit Steinen beschwert, beim Abstieg vor sich liegen. Am Nachmittag sollte es dann weiter gehen nach Mattern.

Heini betrat den Friedhof. Er hatte kein Thor, nur einen Eingang, breit genug, um einen Sarg und seine Träger durch zu lassen. Die Wege und die Grabhügel waren mit Gras und Wiesenblumen überwachsen. In der Mitte der stillen Ruhestätte erhob sich ein Capellchen, halb verfallen und wohl nur noch selten betreten. Und doch öffnete es so gastlich und bescheiden einladend sein verwittertes Pförtlein.

Rufin war geraden Weges darauf zugegangen; es wehte ihm kalt entgegen aus den rissigen Mauern und von den Steinfliesen herauf: alten Grabplatten mit verwischten Inschriften. Auf den Gesimsen über dem morschen, hölzernen Altar und den halb abgebröckelten Pilastern waren bis hinauf zur Decke Todtenschädel geschichtet, die unheimlich grinsend aus ihren leeren Augenhöhlen hinaus zu blicken schienen ins sonnige Leben. Verdorrte, mit Schimmel bedeckte Kränze, Heiligenbilder in goldpapiernen Rähmchen hingen an den Wänden. Arme Zeichen treuer Erinnerung — wer gedenkt noch Derer, die hier liebreich ihrer Entschlafenen gedachten?

Die zwei verhältnißmäßig großen Fenster der Capelle lagen einander gegenüber, und der Ausblick, der sich aus ihnen darbot, bildete einen eigenthümlichen Contrast. Eines sah auf wildes, wüstes Steingeröll zu Füßen hochragender Firnen; dräuend und unnahbar standen sie da in stolzer Todesmajestät, die weißen, königlichen Häupter von schimmernder Glorie umleuchtet. Und drüben aus dem nach Osten gelegenen Fenster ein anderes, ein allerlieblichstes Bild. Grün, unendliches Grün, ein Meer von Grün in allen denkbaren Schattirungen, vom dunkeln Grün des Nadelholzes und der Moose bis zum hellen der Farrenkräuter und dem Seegrün der Fettpflanzen, die aus der Friedhofsmauer brachen. Der Friedhof selbst aber war eine Welt von Blumen, ein buntfarbiges Beet von Vergißmeinnicht, Nelken, feurigen Ranunkeln. Es sah aus, als ob eine Feenhand einen riesigen Früh-

lingsblumenstrauß gepflückt und über dieses Fleckchen Erde ausgestreut hätte . . . Und dort im Winkel lag das Grab, das Heini suchte; er hatte sich die Stelle durch den Jäger genau bezeichnen lassen. Dort schlief der Alte einen traumlosen Schlaf, drückte sich in die Ecke, um der Jugend, die im Triumphmarsch heranzog, bescheiden Platz zu machen — oder um sich stolz noch im Tode zu vereinsamen, wie er sich im Leben vereinsamt hatte?

Sein Hügel erhob sich als der letzte, der hier errichtet worden war, zwischen eingesunkenen Gräbern und umgestürzten Kreuzen. Ein Flor von wilden Geranien hatte einen purpurnen Königsmantel über ihn gebreitet.

Einen bessern Aussichtspunkt auf das Grab, als dieses Fenster ihm bot, hätte Heini nicht finden können; er setzte sich in die kleine, alte Kirchenbank, kniff die Augen zusammen und fing an zu zeichnen. Fast Alles, was er sah mit diesen halb zugekniffenen, körperlichen Augen, und immer mehr und mehr von dem, was er allein sah mit seinem inneren Auge. Die Erde wurde ihm Schneewittchens gläserner Sarg; hinter zarten Schleiern lag der große Todte in seiner erhabenen Ruhe, eine kraftvolle Herrschergestalt. Sie, der Mittelpunkt des grandiosen Gemäldes, das da entstehen sollte und dessen Umrisse der Stift des Künstlers mit Leichtigkeit aufs Papier zauberte. Nie war ihm die Arbeit so von der Hand gegangen. Wie von selbst fügte und gruppirte sich das Ganze, und diesmal war wirklich jeder Strich ein Treffer,

und schon in dieser ersten Skizze kam die Idee so klar und sieghaft zu Tage wie nur selten bei einem „Heini Rufin."

„Des fremden Königs Grab" sollte das Bild heißen. In der Fremde hatten sie ihn bestattet, der ein König war in seiner Kunst, und die Ahnung seiner begnadeten Nähe hatte die Erde durchzittert und die Lüfte, und zu gespenstischem Leben erweckt und neu in Menschenform geballt, was seit Jahrhunderten gemodert hatte, in Staub zerfallen verweht worden war. Und die im Frieden und die im Kampf und in Mühsal Hingegangenen aus Nah und Fern, und die Abgestürzten im Felsgeklüft, die Verirrten im Walde, und die Opfer des Sturmes und die Opfer des Sees, in langen Zügen kamen sie, in lichten Scharen. Von den Höhen wie wallende Wolken, wie gleitende Nebel, aus den Tiefen wie qualmender Rauch Schon waren in dem Gewoge einzelne Gestalten zu erkennen, und seltsam ergreifend und schauerlich das Suchende, das Verlangende in erloschenen Augen, die verzehrende Sehnsucht dürstender Lippen, ins Leere gebreiteter Arme. Der gewaltige, unwiderstehliche Drang des Dahingeschwundenen nach dem Sein riß sie hierher mit Sturmesmacht, die Zahllosen, die das Mal der Vergänglichkeit auf den fahlen Stirnen trugen, zu der Stätte, an der ein Unsterblicher ruhte. Zur neidvollen Huldigung jagten und stoben sie einher, und jeder ihrer Blicke, jede ihrer Gebärden sprach:

„Verewigter, die Todten grüßen dich!"

Die Zeit verging, wie sie nur dem Schaffenden vergeht. Heini zeichnete und zeichnete. Was er nicht Alles sah — was ihm nicht Alles einfiel! Und was die gehorsame, treue, fleißbeseelte Hand nicht sofort festhielt! Alles da, die ganze, in sich abgerundete Composition im Kleinen — im Keime nur — aber welcher Entwickelung fähig! Mit einem Male, ganz plötzlich, versagte seine Kraft, eisiger Frost schüttelte ihn, seine Finger waren steif, ihre Spitzen wachsgelb geworden. Niederschmetternde Müdigkeit, wüthender Hunger überfielen ihn wie ein paar Wölfe. Jetzt mußte er aufhören. Im Rucksack fand sich ein Stück Brot, das er auf dem Fleck verzehrte. Dann verließ er die Capelle und schritt durchs hohe Gras, auf dem weichen, quellendurchsickerten Boden bis zum Grab des Alten. Eine kindische Regung ergriff ihn, er schlug sein Skizzenbuch auseinander, hielt es dem Hügel entgegen und fragte: „Wärst du zufrieden, Meister?“ — „Du wärst zufrieden!“ antwortete er sich selbst. „Du hättest das nicht machen können, vielleicht nicht machen wollen, aber gefallen hätte es dir doch. Du warst ein Mann und fähig zu loben und zu lieben, was deiner eigenen Richtung feindlich entgegen stand.“

Noch einen Blick auf sein Bild, und wieder lief es ihm kalt den Rücken hinab. Jetzt aber mit einem Wonneschauer. Aus seinem eigenen Werk wehte der Athem der Größe ihn an. Er sah es im Geiste in der nächsten Jahresausstellung an dem selben Platze hängen, an dem Schindler's „Pax“ gehangen hatte, und daneben seine

Armstudie. Die seine, ja, natürlich. Jetzt dämmerte es in ihm auf — die Geschichte mit dem Alten war ein Traum, und jener Arm der des schönen Modells zu seiner „gefallenen Vestalin." Oder war's vielleicht der Arm der blonden Netti, den er an jenem tollen Abend . . . Wenn er sich scharf besann . . . Nun lachte er laut und ziemlich albern auf. Sich scharf besinnen mit dem wüsten Kopf, in dem die Vorstellungen flatterten wie Vögel, die noch nicht flügge sind. Genug gedacht für heute. Im Kopf ist's wüst, der Verstand ist hin. Aber in der Brust dehnt sich's und quillt, rauscht der Born unversiegbarer Frische und Jugend. O Künstlerblut — Künstlernatur! Heini empfindet mit himmlischem Entzücken die höchste Seligkeit, die ein Menschenkind zu empfinden vermag: Er fühlt sich.

Ihm war, als flöge er den Berg hinab. Ein Fußpfad führte über felsigen, nur spärlich bewachsenen Grund zu der kleinen Hochebene, auf der das Dörfchen lag. Er mußte ihm schon nahe sein, mit Getreide bebaute Feldstreifen ließen auf die Nähe menschlicher Ansiedlungen schließen. Und da war auch das erste Haus. Unter hohen Kastanienbäumen erhob sich sein weit vorspringendes Giebeldach, die grünen Jalousien standen alle offen, die hölzernen Säulen der kleinen Altane im ersten Geschoß waren grün umrankt, und an der Ecke stand ein Rosenstock, der seine Zweige schon bis zum Dach hinauf getrieben hatte, köstliche, von weißen Knospen strotzende Guirlanden über die Fenster hängen ließ und überhaupt

sehr gewillt schien, allmählich das ganze Haus mit seinen starken und zierlichen Armen zu empfangen. Ein ziemlich großer, schattiger Garten zog sich hinter der Hecke hin, und nun vernahm Heini ein Geräusch, das ihm unsagbar lieblich klang, das muntere, eifrige Plätschern eines Brunnens. Ein Trunk frischen Wassers wäre ein Labsal gewesen für den Dürstenden. Aber er hätte einen hölzernen Zaun und die Hecke übersteigen müssen, um in den Garten zu gelangen, ein Eingang war nirgends zu sehen. — Schon wandelte die Versuchung ihn an, einen Einbruch zu wagen, als er einen Menschen erblickte, der bei einem Gemüsebeete jenseits des Hauses mit dem Einsetzen von Pflanzen beschäftigt war.

„He, Zens! Wastl, Hiesl, oder wie Ihr heißt!“ rief er ihn an.

Der Arbeiter hob den Kopf, wendete sich und kam auf Heini zu, gemächlich, den Setzstock in der herabhängenden Hand, die er baumeln ließ. Ein grober, breitrandiger Strohhut bedeckte seine Stirn und seine Augen, sein weißer Bart hing ihm über die Brust herab auf den schmutzigen Kittel, die weite, aufgekrempte Hose umschlotterte seine Beine, an den Füßen trug er dunkle Socken und gelbe, ausgetretene Schuhe.

Mit einem Blick, den er an der breiten Gestalt herunter gleiten ließ, sah der Maler das Alles und fragte sich: „An wen mahnt der Alte nur?“ Doch hielt er sich bei dem Gedanken nicht auf, sondern schrie:

„Wasser, ich bitt' Euch, Wasser, ich vergeh'!“

Hätte er das Brünnlein nicht rauschen gehört, er wäre ruhig weiter gewandert. Sich ungelabt in der Nähe eines sprudelnden Quells befinden, mit solch' lechzendem Durst wie der seine, das konnte er nicht ertragen. Der Alte antwortete nicht, aber Heini sah ihn ins Haus gehen und wieder heraus kommen mit einem großen Henkelglase. Dann begab er sich an den Brunnen — er that Alles ruhig und behäbig nach Bauernart.

Das gefüllte Glas wurde über den Zaun gereicht — Heini griff danach — ergriff es aber nicht. Und in der Stellung verblieben die beiden und starrten einander an mit erschrockenen und dräuenden Augen.

Auf einmal murmelte der Alte einen deutschen Kernfluch und machte eine Bewegung, die Heini veranlaßte, zur Seite zu springen, denn er meinte, das Glas müsse ihm an den Kopf fliegen. Dabei stieß er ein „mille sacrés tonnerres!“ mit erstickter Stimme hervor.

Der Todte! Da stand er vor ihm und war ganz lebendig, der vermaledeite Todte! Er sah sogar blühend aus, wenn man das von einem Greise sagen darf, und jedenfalls gesunder denn je.

Mit grimmigem Hohne brach er los: „Kaulquappe! Was willst Du? Was suchst Du? Was hast Du wieder für Schmerzen, denen ich abhelfen soll, Du Streber, Du! . . . Bist umsonst gekommen, wisse, ich thu' nichts mehr, ich helf' Niemandem mehr, und Alles, was ich Dir zu sagen habe, ist: Pack' Dich!“

Empört über diesen Empfang, empört darüber, daß

er den Alten noch am Leben fand, nahm sich auch Heini kein Blatt vor den Mund. Seine Erwiderung auf den Willkommgruß lautete: „Ich habe Sie nicht gesucht, ich will nichts von Ihnen. Ich komme von Ihrem Grabe, und wenn mir etwas leid thut, rasend leid, so ist's, daß Sie nicht drin liegen!"

Diese Worte übten eine besänftigende Wirkung auf den Alten aus. Er faßte den ungebetenen Gast scharf ins Auge mit dem seinem Schüler wohlbekannten, Herz und Nieren prüfenden Blick, vor dem das Innerste des Menschen sich dem großen Künstler entschleierte.

„Trink'!" rief er brüsk und reichte Heini das Glas, und der ergriff es mit Hast und trank es leer, ohne abzusetzen. Dann that er einen tiefen Athemzug und murmelte:

„Köstliches Wasser!"

Der Alte hatte geduldig zugesehen, wie er sich erquickte. „Willst noch?" fragte er.

„Möcht' gern."

„So komm' herein."

Es war ungefähr in der Weise gesagt, in der man zu einem Hunde spricht, der einen eben geärgert hat, und dennoch folgte der empfindliche Heini dieser Einladung und dem mürrischen Winke, der ihn aufforderte, sich ein Stück Weges längs des Zaunes zurück zu begeben und um die Ecke zu biegen. Dort erwartete ihn schon der Professor hinter einer schmalen, durch Gesträuch fast völlig verdeckten Drahtgitterthür, die er geöffnet hatte,

und ließ ihn in den Garten ein. Der war nichts Anderes als ein gewöhnlicher Bauerngarten. Ein Wiesenplatz, auf dem auch Unkraut vortrefflich gedieh und Obstbäume standen. Fast lauter alte. Ihre knorrigen Stämme, ihre wunderlich verkrümmten Aeste trugen weiße Hemdchen aus Flechte und warme, köstliche Moospelze, dunkel, mit lichten Spitzen. Die Zweige aber verschwanden unter dem reichen, flockigen, dem rosigen Schnee ihrer Blüthen.

Der Alte bemerkte, daß Heini die Augen bewundernd zu dieser Frühlingspracht erhob. „Verblüffend — was? Sag's nur, Dein Lieblingswort; ich werde drüber nicht mehr wüthend wie einst, ich werde überhaupt nicht mehr wüthend," behauptete er und machte dazu fürchterlich zornige Augen.

„Versprechungen, lauter Versprechungen!" fuhr er fort und sah flüchtig zu den blühenden Bäumen hinauf. „Wart' nur, wenn die Reife kommen soll. Kaum grün geworden, fallen die Früchte ab, und was wird aus dem Wenigen, was nicht abfällt?"

Sie waren in die Nähe des Hauses gekommen, zu den Gemüsebeeten. Ein Greis saß dort auf einem Bänkchen und hielt Siesta.

„Der frühere Eigenthümer, jetzt Mitbewohner des Hauses," sagte der Professor und rief ihn an: „Herr Simon, was wird aus unserem Obst, wenn's eins gibt?"

Der Greis stand auf. Er hatte ein feines, hübsches Gesicht und regelmäßige Züge, mit kindlich-einfältigem Ausdruck, und erwiderte: „Futter für die Schwein'."

Heini zuckte die Achseln, ging rasch auf den mit Sand bestreuten Vorplatz des Hauses zu und stellte das Glas auf den Sims eines der offenen Fenster. Dann nahm er den Rucksack von der Schulter, zog sein Skizzenbuch hervor, und in den Schatten der hohen Kastanienbäume tretend, schlug er es auf und hielt es mit ausgestreckten Armen dem Meister hin. Der war ihm gefolgt und pflanzte sich vor dem Bilde auf und betrachtete es ganz und gar in seiner, allen Jüngern der Akademie wohlbekannten Manier. Die Arme in die Seiten gestemmt, die Füße ausgespreizt, den Kopf so weit vorgeschoben, als sein kurzer Hals es zuließ, die Augen, die immer größer wurden, unverwandt auf den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gerichtet. Wenn er etwas so ansah, horchte die ganze Schule auf, dann kam aus seinem Munde Leben oder Tod — ein unerbittlicher Verdammungsspruch oder das höchste Lob.

Heini Rufin fühlte kalte Tropfen über seine Stirne perlen, und er fühlte sein Herz überall schlagen, in der Brust, in den Schläfen — in den Fingerspitzen. Und der verdammte Alte schwieg und schwieg. Heini ertrug die Erwartungsqual nicht länger und quetschte mit herausforderndem Galgenhumor ein Wort aus seiner Kehle, ein einziges Wort, eine Frage:

„Schweinefutter?"

Der Professor reagirte nicht. Sein Ausdruck veränderte sich nicht, blieb immer gleich unerforschlich, und was er endlich sprach, war weder Lob noch Tadel: „Das

Grab des stützigen Esels! Ich habe dem stützigen Esel gesagt: Dort kommen Sie nicht durch; folgen Sie mir, bleiben Sie bei mir, ich bring' Sie hinunter, ich kenn' den Berg. Alles umsonst. Der Stützschädel war voll Mißtrauen, hat Alles besser gewußt. Und war hier doch fremd. Ich weiß nicht, wer er war."

„In dem Grabe da liegt nicht er. Sehen Sie nicht, wer in dem Grabe da liegt?" rief Heini. Er hätte sich auf den Boden werfen, weinen mögen, heulen, wüthen!

„Soll ich das sein?" spöttelte der Professor. „Mir scheint wirklich. Und das Publicum, das daher kommt, mir zuseh'n, wie ich modre."

„Sie vermodern eben nicht! Sie leben!"

„Richtig — symbolisch. Impressionistisch — symbolisch gedacht, realistisch ausgeführt. Oder gibt's das nicht? Red' ich Unsinn? Du mußt verzeih'n, ich bin ein alter Ignorant, kenn' mich in der Sprache der neuen Kunst nicht aus."

Er vertiefte sich wieder in die Betrachtung des Entwurfes. Ein schwacher Luftzug bewegte die Wipfel der Bäume, kleine, unbestimmte Lichter glitten durch das Blätterdunkel, huschten über das Bild hinweg, brachten wirkliche Bewegung in die Massen seiner phantastischen Gestalten. Die Brauen des Meisters zogen sich immer finsterer zusammen.

Heini's Arme begannen zu erlahmen, und eine tödtliche Verzagtheit schlich ihn an. „Es wird nichts!" stammelte er.

„Ein echter Rufin wird's, ein guter; für die Leute natürlich, die mit der Mode gehen."

Heini wollte nur die Worte gehört haben, die ihn freuen konnten: „Ein guter Rufin." Er hätte ein absprechendes Urtheil jetzt nicht ausgehalten: „Halbe Lebensgröße," sagte er. „Abendstimmung. Die Nacht schickt ihre Schatten voraus. Fahlgrauer Himmel. Ueberhöht?"

„Behüt's!" fiel der Meister ein. „Dieses Gelichter kommt nicht von oben, ist Erdenschaum, niederträchtiger; das geht ins Breite." Er sann noch eine Weile nach und hob langsam den Blick von dem Bilde zum Maler hinauf. Ein kurzes Zögern noch, dann sprach er: „Der Hunger sieht Dir aus den Augen. Ich will Frau Simon fragen, ob sie Dir etwas zu essen geben kann."

Er nahm den Rucksack auf — da half kein Depreciren — ging voran ins Haus, und während er selbst sich in die Küche begab, ließ er den Gast ins erste Zimmer links vom Eingang treten. Die Stube war geräumig und kühl, die Einrichtung: einige Holzsessel, eine alterthümliche, geschnitzte Truhe, höchst einfach. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch und auf ihm eine Anzahl irdener Teller, ein mit Apfelwein gefüllter Krug, eine hölzerne Platte mit Butter und Käse. Neben dem Gedeck lag ein angeschnittener Laib Schwarzbrot. Der Hausherr war bald wieder da, er trug einen Napf voll köstlich duftender, gebratener Kartoffeln, und gleich nach ihm erschien Frau Simon mit einem Fleischgericht.

„Alles, was wir haben," sagte der Professor. „Du

mußt vorlieb nehmen, auf Gäste sind wir nicht eingerichtet.“

Das bescheidene Mahl war bald verzehrt, Heini's Heißhunger bald gestillt. Die Nähe des Meisters wirkte bedrückend auf ihn; ihm war, als säße er bei Tische mit einem vom Tode Erstandenen. Er haßte ihn und konnte sich doch der mächtigen Anziehung nicht erwehren, die der Mann von jeher auf ihn ausgeübt hatte. Ja, er haßte und er liebte ihn, den unvergleichlichen Lehrer, der ihn oft grausam gepeinigt und verhöhnt, ihm aber immer geholfen hatte, wenn einmal Erfindungsebbe eingetreten war, oder eine technische Schwierigkeit, die dem Schüler unüberwindlich schien.

Der Hausherr, der Anfangs recht einsilbig gewesen, begann gesprächiger zu werden, als der Gastfreund sich nach seiner Lebensweise erkundigte. Er erzählte von seinen Ausflügen, von Bergbesteigungen, Kahnfahrten in den Jahreszeiten, in denen das herrliche Land nicht verseucht wird durch Sommerfrischler- und Touristengezücht. In der kleinsten seiner Schilderungen verrieth sich der gewiegte Kenner, der leidenschaftliche Freund der Natur. Ueber die Frage Heini's, ob er den Umgang mit seinesgleichen nicht vermisse, lachte er.

„Ich geh' um mit meinesgleichen und auch mit weit höher Gestellten, viel, viel mehr als sonst. Ich lese. Unter der Adresse ‚Alois Simon‘ kommen regelmäßig

Sendungen von Büchern und Zeitschriften nach Mattern und werden dort auf der Post abgeholt. Im Sommer jede Woche einmal, in der schlechten Jahreszeit so oft der Weg passirbar ist. Ich weiß von Allem, was vorgeht in der Welt, und freue mich immer herzlicher, daß ich draußen bin."

Das war mit einer Durchdrungenheit gesprochen, die keinen Zweifel aufkommen ließ.

„Merkwürdig, merkwürdig," murmelte Heini. „Und — und — Sie malen aber doch noch?"

Jetzt traf ihn ein harter und mißtrauischer Blick: „Malen! malen!" schrie der Professor ihn an: „Pinselseele! Farbentopf . . . Als ob's unter Gottes Sonne absolut nichts Anderes zu thun gäbe, als Leinwand anzustreichen."

Komödie! flog's Heini durch den Kopf. Das ist Komödie. Er hat sich versteckt, um in Ruhe und Verborgenheit sein bestes Bild zu malen. Wie lang er dazu braucht, rechnet ihm hier Keiner nach, und wenn er fertig sein wird mit dem Werk, wird er kommen und uns Alle todtmachen. Ich hör' schon die Kritik in ihre Posaunen stoßen über diese Auferstehung, ich seh' schon das Publicum in Scharen das Bild umdrängen und alles Andre, was sich in den letzten Jahren mit Müh' und Noth einen Weg gebahnt hat, darüber vergessen!

„Herr Professor," brach er aus, „Sie malen noch!"

Der Alte sah die Angst und Pein im Gesicht des Aufgeregten, betrachtete ihn mit einem mitleidigen Lächeln

und sagte: „Beruhige Dich, ich störe Deine Kreise nicht, wenn ich auch noch male, manchmal — in schwachen Stunden, während sonst — nun, Du weißt, was ich sagen will, bist ja selbst ein Künstler!"

„Bin ich's?" Die Stimme Heini's zitterte. Das adelnde Wort aus diesem Munde, mit diesem Tone gesprochen . . . „Künstler!" wiederholte er, „Sie nennen mich so?"

„Soll ich nicht? bist Du's nicht? fühlst Dich nicht?" versetzte der Alte wieder barsch wie früher.

„Das wohl! Aber daß Sie mich so nennen . . . Ich habe Sie niemals einen ihrer Schüler so nennen gehört . . . Meister," unterbrach er sich, „unsereins wird gleich übermüthig, wenn man ihn ehrt — lassen Sie mich die Früchte Ihrer ‚schwachen Stunden' sehen!"

„So komm in Kuckucksnamen!" Der Professor stand auf. „Ueberzeug' Dich, daß ich abgewirthschaftet habe. Ich bin nicht eitel. Aber Dein Wort: Mein Name kommt nie über Deine Lippen, außer als der eines Verschollenen. An meine Verschollenheit soll keine profane Neugier rühren. Aus diesem Zufluchtsort möcht' ich nicht vertrieben werden, wie schon aus manchem andern, in den ich mich verkrochen hatte wie ein Maulwurf, und wo vermaledeite Sammler und Bilderhändler mich doch aufspürten."

Heini leistete den feierlichen Eid, lieber zu sterben, als ihn zu verrathen, und sie gingen die steile, hölzerne Treppe hinauf und durch einen schmalen Vorraum in

die Stube, die dem Meister als Atelier diente. Sie lag gegen Norden, war völlig schmucklos und hatte nur ein großes Fenster, aus dem sich die selbe Aussicht auf das todte Gebirge bot, wie aus dem einen Capellenfenster. An den grau getünchten Wänden war eine große Anzahl von Farbenskizzen in doppelten und dreifachen Reihen befestigt.

Heini blieb schon am Eingang stehen, sah um sich, immer aufmerksamer, immer bedrückter, und sagte nichts, als von Zeit zu Zeit: „No ja — no ja!“

Das war der Alte. Noch ganz und gar er, in seiner Beherrschung aller Gebiete in dem großen Bereich der Welt, das sich dem Künstlerange offenbart. Alles liebevoll geschaut, die Menschen mit zärtlicher und mit richtender, die Natur mit ehrfurchtsvoller Liebe.

Dort wirbelte ein junges Pärchen lachend und glückselig im Tanze hin, dort ballte ein Raufer die braune Faust — weh dem Kopf, auf den sie niederfällt! Dort schlief ein Mütterchen in der Kirchenbank sanft und selig ihren Sonntagspredigt-Schlaf, dort verendete ein angeschossenes Reh in der Waldschlucht, die Zunge lechzend nach dem Quellchen ausgestreckt, das neben ihm fröhlich und thauklar zu Thale rauschte. Und dort — und dort — und die Landschaften in der Sonnengluth, der Weiher am grauenden Morgen — der See im Mondschein . . .

„No ja! no ja! Sac à papier! — Sie können noch Alles,“ sagte Heini und seufzte tief und schmerzlich auf.

Der Professor hatte sich auf eine Kiste gesetzt, die in der Fenstervertiefung stand, und lud seinen Gast ein, Platz zu nehmen auf dem Strohsessel vor der Staffelei. Es war die alte, die einst den Fußtritt bekommen hatte und zu Boden gefallen war.

Heini lehnte ab, fuhr fort, sich im Zimmer umzusehen, und sagte mit gallbitterm Scherze: „Setzen soll ich mich? Könnt' sonst umfallen vor Neid und Bewunderung. Sie sind immer der selbe — das heißt, immer Sie und nie der selbe. Welcher Reichthum!"

„Einfälle, ja, Einfälle genug," erwiderte der Professor. „Die Fähigkeit, auszuführen, zu vollenden, nicht mehr. Was Du siehst, sind Funken, die aufflackern und verglimmen. Das Feuer, das mit immer wachsender Kraft den Stoff aufzehrt, an dem es sich entzündet hat und zum Kunstwerk verklärt, das durch die Zeiten dauert — dieses göttliche Feuer ist in mir erloschen. Funken sprühen noch in Menge auf — in Hülle und Fülle — ohnmächtiges Geflacker . . . Ueberproductivität ist ein Schwäche-Zustand. Das bewährt sich beim Einzelnen wie im großen Ganzen. Komm endlich," fügte er nach einer Pause hinzu, „setz' Dich daher und schau."

Heini folgte jetzt dem einladenden Winke und setzte sich an die Staffelei. Eine Farbenskizze war darauf zu sehen. Sie stellte die selbe Friedhofsecke dar, die er eben gezeichnet hatte, bei heranbrechendem Dunkel — in wunderbarer, unheimlich traumhafter Beleuchtung.

Die Betroffenheit, mit der Heini das Bild anstarrte,

ergötzte den Professor. „Merkwürdig, was?“ fragte er. „Wärst Du gestern abends statt heute morgens in die Capelle gekommen, Du hättest mich dort gefunden, und Dein bestes Bild wäre ungemalt geblieben und die Welt um ein Kunstwerk ärmer. Von solch' einem kleinen Zufall hängen oft die größten Dinge ab,“ spöttelte er.

Die runden, lichtbraunen Augen Heini's wurden immer größer, sein schmales Gesicht wurde immer länger, während er mehr und mehr in sich zusammensank.

„Ist die Stimmung die rechte?“ fragte der Professor.

„Ja, es ist die rechte,“ war die Antwort, und lautete ganz kleinmüthig.

„In der Beleuchtung hast Du's machen wollen. — Kannst es brauchen? Nimm's. Ich brauch's nicht — ich lass' es verschimmeln dort an der Wand. Nimm's und geh'. Gehab' Dich wohl. Und vergiß! vergiß, daß ich lebe! Gehab' Dich wohl!“ wiederholte er.

Aber Heini rührte sich nicht: „Sie schenken mir die Skizze, wirklich?“

„Hab' ich's nicht gesagt? — Verstehst kein Deutsch? Du kannst sie brauchen. Nimm sie.“

„Meister,“ sprach Heini dumpf, griff mit seinen beiden Händen nach der Hand des Alten und schüttelte sie.

„Was hast? was ist Dir? Schon wieder eine Regung? Du warst von jeher der Mann der Regungen. Sei kein Narr!“ rief der Professor und suchte sich von ihm los zu machen. Es war vergeblich. Die schmächtigen Finger Rufins hielten die seinen zu fest umklammert.

„Sie haben mir schon einmal etwas gespendet. Eine Armstudie. Und ich war halb — nein, ich war ganz entschlossen, sie für meine Arbeit auszugeben. Ja, ich sag' es Ihnen jetzt, für eine Arbeit von mir!"

Der Alte lachte schallend: „Zu viel Ehre!"

„Nein, die wär' erst nachgekommen. Ich hätte Ihnen ein Monument setzen lassen."

„Was der Teufel!"

„Der Arm, Ihr Geschenk — erinnern Sie sich noch? — paßt zu der Frauengestalt mit dem edlen Kopf, auf dem Bilde dort, mir grad gegenüber. Sie steht halb abgewendet, ihre reichen, braunen Haare sind in einen Knoten verschlungen. Wie schön ist sie! Wie jung, wie zart ist das Oval der Wange — und dieser Nacken! Meister, haben Sie das auch jetzt gemalt?"

„Das stammt aus einer früheren Zeit, ist nur um ein paar Tage älter als der mißlungene Arm."

„Mißlungen? Nom d'une pipe!" unterbrach ihn Heini mit tragischem Ausdruck, und der Professor wetterte:

„Mißlungen! Weißt denn Du, was ich machen wollte? was sich in der Gebärde dieses Arms ausdrücken sollte? (ich hätte ihn mit einem leichten Stoff bekleidet, so Spitzenzeug) und in dem Neigen des Kopfes? . . . Durch das Dachfenster wäre ein breiter Lichtstrahl hereingefallen, über den Kopf, die Schulter, die Hand — die immer nur Segen ausgeströmt hat."

„Durch das Dachfenster? Ja, ja, ich seh', 's ist angedeutet," sprach Heini. Die schöne Frau steht in einer

Mansarde — vor einem Bett, in dem liegt ein Weib — eine Sterbende? und ein Kind . . . Ihr Bild hätte ‚die Wohlthäterin‘ geheißen. Die edle Dame kommt als rettender Engel zu einer armen Elenden.“

Aus den Augen des Professors schoß ein Blitz: „Du ahnst nicht, wie wahr Du redest. Nebenbei sollte es aber auch das Denkmal eines Augenblicks werden, in dem das Seltenste, das es gibt, sich vollzogen hat — eine Wandlung in einer Menschenseele. Die Aufgabe hatte ich mir gestellt — an der bin ich gescheitert. Zu meinem Glück. Die letzte Wohlthat der großen Wohlthäterin, daß ich an der Aufgabe, sie in ihrer holden Hoheit darzustellen, gescheitert bin. Ihre letzte und höchste Wohlthat . . . Aber Du weißt nicht, was ich meine.“

„Wie sollt' ich?“

„Freilich, wie solltest Du?“ Der Professor deutete mit dem Kopf nach der Skizze, ohne hinzusehen. „Es ist noch etwas . . . Rechts im Vordergrund öffnet sich eine Thür, ein Mann tritt auf die Schwelle — sieht, was der Beschauer hätte sehen sollen — die Frauengestalt herausleuchtend aus dem Helldunkel, das in der Stube herrscht . . . und der Anblick erhebt und verwirrt ihn . . . Diese Frau, die als Trösterin am Bette der Sterbenden steht, ist seine Frau. Er ist ihr nachgeschlichen voll Mißtrauen, eine Hölle im Herzen.“

„So?“ Heini zwirbelte seinen Schnurrbart, lachte und ließ seine hübschen, weißen Zähne blinken, auf die er sehr stolz war. „Das sind am Ende Sie,“ sprach er.

„Sie sollen ja auf Ihre schöne Frau kolossal eifersüchtig gewesen sein. Wir haben sie nie zu sehen bekommen.“

„Voll Mißtrauen ist er ihr nachgeschlichen,“ fuhr der Professor fort, „und hat sie gefunden bei dem armen jungen Ding, an dem er sich — schwerer als er's wußte — versündigt hatte. Armes Ding, ein Modell, — und der Mann, ein Maler, ein häßlicher Kerl, nicht mehr jung — aber — der erste Mensch, der ein bißchen gut mit ihr war, der ihr eine Spur von Mitleid gezeigt hat. In seinem Atelier hat sie sich zum ersten Mal im Leben satt gegessen, die ersten guten Kleider, die sie an ihrem zierlichen Leibe trug, waren Geschenke von ihm —“

„Ist's ein Wunder, wenn er dann . . .“

„Schweig, schweig — ein Wunder ist nichts und Alles — davon ist nicht die Rede, sondern von dem armen Ding, das die Sache, die so gar nicht ernst gemeint war, ernst genommen hat. Freilich hatte sie dazu mehr Grund, als er ahnte . . .“

„So? — Ja, das ist ein Unglück. Indessen — wenn er keine Idee gehabt hat, wie's mit ihr steht . . . Und ewig kann doch so etwas nicht dauern.“

„Nun, das hat er ihr ungefähr zu verstehen gegeben, und sie, als gutes Modell, andern Malern empfohlen. Sie ließ sich aber in der Akademie nicht mehr blicken, und als er nach ihr fragte bei ihren Hausleuten, da hieß es, sie sei von ihnen fortgezogen. Mehr wußte man nicht. Ein paarmal noch hat er sich nach ihr erkundigt, nichts erfahren können und gedacht: Wird schon

ein Unterkommen gefunden haben. Er war eben ein Maler und sonst nichts. Den Kopf immer voll von Gedanken und Entwürfen, beim Ausführen des einen schon wieder besessen von hundert neuen, die drängen, die werben: Mich laß entstehn! Ich bin das Rechte, das Große. Arbeit! Arbeit! Rastloses Schaffen — es gibt nur das — alles Andre ist Plunder . . . So war ich damals —"

„Sie, ja Sie!" — triumphirte Rufin; „ich hab' mir's gleich gedacht, daß Sie Ihre eigene Geschichte erzählen."

„Aber — wenn auch gar Vieles an mir vorüberglitt — das hat mir einen Eindruck gemacht. Ich hatte meiner edlen Frau das Schlechteste zugetraut . . . Komme am Tage vorher zu ungewohnter Stunde nach Hause und finde sie nicht, und als sie heimkehrt, mich sieht — erschrickt sie. Ich gleich — wie ich sage — das Schlechteste gedacht. Schnauze sie an: ‚Wo warst Du?' — Erhalte eine stolze, abweisende Antwort . . . Denk' nur — ein Eifersüchtiger und — das! . . . So hab' ich ihr aufgepaßt am nächsten Morgen, habe sie aus dem Thor treten sehen und bin ihr nachgeschlichen den ganzen langen Weg bis zu dem armseligen Vorstadthaus, die Stiege hinauf . . . Und so — so hab' ich sie erblickt" . . . Er streckte plötzlich beide Hände gegen die Skizze aus, machte eine Gebärde der Enttäuschung und wendete sich ab.

„Was — so! Das ist ja nichts. Ich habe sie ge-

sehen, die Hand auf das Haupt des Neugebornen legen, ich habe sie liebreich, trostreich zu der Sterbenden sprechen gehört. Nicht bloß liebreich und trostreich — demüthig! Aus jedem Laut der tiefen, milden Stimme klang die Bitte: ‚Verzeih mir, daß ich glücklich bin‘ . . . Und wie das arme Weib zu ihr empor geschaut hat, der Erlöserin . . . Ich Narr, der das malen wollte!“

Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann ohne Uebergang: „Wir waren seit drei Jahren verheirathet, und ich wußte von meiner Frau nur, daß sie schön war . . . Damals habe ich sie in Wahrheit kennen gelernt . . . Sie hat der Sterbenden Wort gehalten, sie ist ihrem Kinde die beste Mutter gewesen. Ich konnte kein Herz zu ihm fassen. Ja, wenn es ihr Kind gewesen wäre! Aber dieses Glück ist mir versagt geblieben, dieses eine — kein andres, das eine Frau einem Manne gewähren kann.“

Abermals machte der Alte eine Pause, und Rufin bemühte sich, eine Phrase zu finden, um seinen Mangel an Interesse für die Familiengeschichte, die ihm da vorgebracht wurde, zu verbergen.

Noch war ihm nichts eingefallen, als der Professor wieder begann: „Schad' um die verlorenen Jahre! Ewig, ewig schad'! Als ich meine Frau kennen lernte, war mir, als würde ich erst ich . . . Glücklicher, besser . . . Aber — das ist Eins! Wer eine Frau so liebt, wie ich dann die meine geliebt habe, für den gibt's keine andre auf der Welt. Sie war mein Weib und mein Freund und

mein bestes Publicum und mein strengster Kritiker. Alles war sie mir. Kein Gedanke, von dem sie nicht wußte, und jeden, den sie aufgenommen hatte in ihr Herz, in ihre Seele, und darin bewahrt — fand ich wieder — immer geläutert, wie oft vertieft! . . . Das war eine schöne Zeit."

„Sie sind früh Wittwer geworden," sprach Heini. Na, jetzt wird er doch endlich wieder auf seine Bilder kommen, dachte er und machte ein ernstes und theilnehmendes Gesicht.

„Ja, früh ist sie mir genommen worden. Innerhalb einer Woche gesund und — begraben. In der Blüthe ihres Lebens ist sie dahingegangen, als wenn sie in meiner Erinnerung fortleben sollte, im vollen Glanz und Zauber ihrer Jugend und Schönheit. Das Kind war kurz vor ihr gestorben."

„Sehr traurig, sehr. Man hat Sie allgemein bedauert. Auch ich natürlich. Aber gerade damals am meisten — beneidet. Sie sind auf der Höhe Ihrer Kunst gestanden. Ihr ‚Tänzer unsrer lieben Frau' — wenn ich an den denke! . . . Das nennt man erzählen! Der schlanke, nervige, graziöse Bursch, der Vagabund, der sich in die Klosterkutte gerettet hat. Sapristi, das war! das war! Die stille, dunkle Kirche mit ihrem edlen und mit ihrem kindlichen Schmuck . . . ich hab' den Weihrauchduft gerochen, sag' ich Ihnen, der diese Luft durchwallt hat! Ich hab' den Athem der heißen Gebete gefühlt, der in sie ausgeströmt worden ist, und Alles gesehen . . .

Wie der arme Bursch, der Tänzer, es den frommen Brüdern nachmachen und der heiligen Mutter Gottes seine Ehrfurcht bezeigen, sein Bestes darbringen möchte — und nichts weiß und versteht, als seine sündige Kunst. So hat er ihr denn vorgetanzt in aller Lumpenunschuld, so lang er konnte, und liegt jetzt da zu ihren Füßen, erschöpft und verzückt. Und die Heilige zürnt nicht, sie lächelt, sie neigt sich — Meister, wie haben Sie das gemacht! — in himmlischer Hoheit neigt sie sich und wischt dem armen Sünder mit ihrem Tüchlein den Schweiß von der Stirn. O, ich weiß jetzt — wer Ihnen gesessen hat zu Ihrer lieben, wahrlich lieben Frau. Und wenn England und Amerika beinah in Krieg gerathen wären um das Bild — ich begreif's!"

„Mag sein, daß ich damals auf meiner Höhe war," sagte der Professor nachdenklich. „Ich weiß nur, daß ich an ein Sinken nicht dachte. Die Sorge quälte mich nicht, aber meine Frau, mein verkörpertes künstlerisches Gewissen ging mir ab. Mein höchster Lohn, ihr: ‚Es ist gut,' ihre Theilnahme, ihre Nähe, ihr Umgang fehlte mir. Und — ja, der Widerspruchsgeist im Menschen! — auch das Kind, das mir so oft lästig gewesen war, fehlte mir. Ich vermißte die kleinen Schritte, mit denen es hereingetrippelt kam — immer weggewiesen, immer wiederkam und mich mit den zärtlichen, vertrauensseligen Augen seiner Mutter ansah."

„Aber — dabei haben Sie Ihre besten Bilder gemalt."

„Und alles Andre ist gleichgültig, meinst Du?“

„Nebensächlich wenigstens.“

Ein seltsam herber Zug bildete sich um die Lippen des Alten. „Gut denn, ich geb's zu, ich hab' in den Jahren meine besten Bilder gemalt. Ich war davon überzeugt. Freilich, der Künstler, der sein Letztes nicht für sein Bestes hält, ist noch nicht geboren. Auch war das Getreibe nach meinen Sachen nie so arg wie damals . . . Aber — aber — die guten Freunde, die ehrlichen Enthusiasten, lauter Leute, die auch etwas verstanden von der Kunst, und die mich nicht weniger als meine Werke liebten — die waren's . . . die tödteten mich.“

Er sagte das ohne eine Spur von Bitterkeit, vielmehr mit stiller Freude. In dem selben Tone hatte er sagen können: „— die befreiten mich!“

„Wieso?“ fragte Heini.

„Keiner, der zu seiner Portion Bewunderung nicht eine ebenso große Portion Verwunderung zugegeben hätte. ‚Und diese Frische! Diese unglaubliche Frische!‘ . . . Den Nachguß schenkten sie mir nie. Das hat mich zuerst aufmerksam gemacht: ihr Staunen über meine ‚Frische‘. Sie war also eine Anomalie, und eigentlich hätte sich's für mich geschickt, zu welken, zu verdorren — die Zeit war da. Und ich Thor hatte mich überlebt und merkt' es nicht. Nun ja, meine Hand war noch so fest und leicht wie je, mein Auge so scharf und unermüdlich wie

je, der Quell der Erfindung sprudelte mir so reich wie je. Das verborgene Leiden im Herzen, das Leiden, dieses Stahlbad der Seele, dessen Keiner mehr bedarf als der Künstler, wenn etwas aus ihm werden soll, das Leiden hatte auch das Seine an mir gethan . . . In ruhiger Sicherheit schuf ich meine Werke und fühlte meine Kraft . . . Und da — just da — bin ich auf einmal irre an mir geworden durch die Erkenntniß: Du bist alt . . . Ich weiß nicht, ob es den Künstlern immer so gegangen ist — in den großen glorreichen Tagen der Kunst zum Beispiel. — Du hältst mich nicht für einen Narren, der sich mit dem Unerreichbaren vergleicht — aber glaubst Du, daß die Zeitgenossen Michelangelo's vor Allem seine ‚Frische‘ bewundert haben, als er, ein Siebziger, an den Bau der Peterskuppel ging? Nun, Alles wechselt; es wechseln selbst die Begriffe von Jung und Alt. Oder nicht nur die Begriffe? Sind wir ein kurzlebiges Geschlecht geworden? Beim Tode Raffael's trauerte ganz Italien um seinen Malerjüngling. Er war Siebenunddreißig. Unsere modernen sechzehnjährigen Impressionisten, Veristen, und so weiter! würden sagen: ‚Hat er sich endlich gedrückt, der Alte?‘“

„Sie sind spaßhaft, Herr Professor.“

„Ganz ernst, Rufin, und mit Allem einverstanden, was ist, oder ins Unabänderliche ergeben. Daß ich eine gewisse Schwäche für eine Zeit habe, in der die Künstler erst in späten Jahren groß wurden, mußt Du meinen späten Jahren zu Gute halten. Den Ruhm des Cin-

quecento haben Greise begründet, den des zwanzigsten Jahrhunderts zu begründen, schicken Kinder sich an."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wenn er quälende Gedanken verscheuchen wollte: „Sei's, wie's sei! . . . Das mörderische Lob der Freunde war ein Segen, ich verdank' ihm viel. Am Ende liegt's nur an ihnen, wenn sie die Spuren des Alters in deinen Werken nicht gefunden haben, sagt' ich mir. Vielleicht sind sie doch drin. Und ich habe gesucht und gefunden und bin gleich scharf ins Gericht gegangen und habe aufgeräumt."

„So ist's wahr? Mille tonnerres! Sie haben Bilder verbrannt, die einen Andern berühmt gemacht hätten? Ich hab's nicht glauben können. Wenn Einer sagte: ‚Wieder ist ein Bild aus dem Atelier des Alten — entschuldigen Sie — verschwunden,' lacht' ich nur: Wird schon wiederkommen im richtigen Moment. Kann auch sein, daß er's unter der Hand verkauft hat, an einen Amerikaner oder Russen um den doppelten Preis, den Jackson in London, mit dem er den Contract hat, dafür bezahlt."

„Dank für die gute Meinung," rempelte der Professor ihn an und ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Daraus machen sich heutzutage die Wenigsten ein Gewissen. Bekannt! Ich hätte mir ein Gewissen daraus gemacht. Mir war leid um den Jackson, als er einmal eigens herüber kam, um ‚Die Auswanderer' abzuholen, die er vor einem Jahre halb fertig auf meiner Staffelei gesehen hatte. Er that mir leid, wie er da beim Ofen

saß, mit den Flämmchen weißer Haare über den Ohren, dem rosenfarbigen Gesicht und den neugierigen Augen — fast so neugierig wie die Deinen, Rufin. Es brannte mir auf der Zunge, ihm zu sagen: Das Feuer, an dem Sie sich wärmen, dicker Jackson, ist mit den ‚Auswanderern‘ angezündet worden.“

„Und ich hab' ein Verhältniß gehabt mit dem Bild!“ schrie Heini entrüstet, „ich war in das Bild verliebt. Stundenlang hätt' ich's anschauen können. Sie haben nie eine grandiosere Landschaft gemalt, als dieses durch den Bergsturz verwüstete Thal mit dem herrlichen Gletscherhintergrund und dem grünen See, aus dem die Eisblöcke ragen. Wie die Scenerie, die Handlung verblüffend . . . Sie haben auch nie ein so farbenstarkes Bild gemalt . . . Es wär' Ihr allerbestes geworden. Nicht mehr Genre, schon ein Stück Geschichte . . . Der Abschied einer Bevölkerung von der in eine Grabstätte verwandelten Heimath — herzzerreißend und erhebend der Anblick dieser“ . . .

„Laß gut sein!“ unterbrach ihn der Professor. „Ganz gleichgültig, wie's Dir vorkam; ich habe nur die Mängel gesehen an der Arbeit wie an jeder, die ich in dieser Zeit gemacht habe. Ein abscheulicher Zustand. Die ganz Großen und die ganz Kleinen kennen ihn nicht. Der Schaffensdrang nicht erloschen, aber der Glaube an Dich selbst. Und ist's nur einmal so weit, dann erhebt die Rechtschaffenheit ihre Stimme: Dein Können ist nicht mehr Dein Müssen! Entwöhn' Dich, alter Knabe, ent-

wöhn' Dich von der Mutterbrust der Kunst! Eine Folter so etwas, und war doch die beste Vorbereitung" — —

Er hatte immer leiser gesprochen und schwieg nun völlig.

Heini rückte näher zu ihm: „Vorbereitung, wozu? Reden Sie, Meister, reden Sie doch!"

„Es war vor sechs Jahren. Im März," sagte der Professor, hielt den Kopf gesenkt und sah unverwandt vor sich hin. „Am Abend des Elften. Ihr hattet Actzeichnen gehabt in der Akademie, war't im Fortgehen, als ich eintrat — ich bin damals ein nachlässiger Lehrer gewesen. Das Modell, das mir den Rücken zukehrte, war im Begriff, von seinem Staffel herunter zu steigen, und hat sich dabei mit der rechten Hand auf einen Säulenstumpf gestützt. Die Bewegung des schönen Körpers — seine leicht vorgeneigte Haltung — die wundervoll geschwungene Linie, die der Arm bildete . . . es packte mich, daß der Athem mir stockte . . . Eine Erinnerung war in mir aufgestiegen, leuchtend wie ein Lichtstrahl, der plötzlich in einen dunklen Raum fällt . . . Vor lauter Sehen siehst Du nichts im ersten Moment. Aber dann hast Du auf einmal hundert Augen fürs Größte und fürs Kleinste, überblickst das Ganze und siehst zugleich jede Einzelheit und jede an der rechten Stelle, und Alles ist schön und gut und ist, wie es sein soll . . . Heini Rufin! Maler! So stand in jenem Augenblick mein Bild vor mir!

„‚Bleib, Netti! Rühr' Dich nicht!‘ befahl ich, und sie gehorchte.

„Eine Stunde oder zwei Stunden nachher — ich weiß nicht — stand sie hinter mir, betrachtete mein Prima-Gepinsel und sagte: ‚Je, Herr Professor, i hab' gar nicht g'wußt, daß i so schön bin.‘

„Armer Teufel — sie war's auch nicht — ich hatte eine Andere gemalt, malen wollen — ja! — Morgen wird's besser, dacht' ich und ging heim und hielt's daheim nicht aus. Bin die ganze Nacht in den Straßen herumgeirrt. Ein Aufruhr war in mir — wie in den jungen Jahren, in denen sie einen Gelehrten aus mir machen wollten, während ich wußte, daß ich ein Künstler werden müsse, es ihnen aber noch nicht beweisen konnte."

Der Alte saß aufrecht, gradaus blickend, seine tiefliegenden Augen leuchteten. „Ich irrte durch die öden Straßen," fuhr er fort, „ich hörte das Hallen meiner Schritte. Und neben mir ging Jemand, dessen Schritte unhörbar waren. Sie ging neben mir, nach der ich mich sehnte, von der ich träumte — heute auch einmal im wachen Traum. Sie ging neben mir so still, so treu. Ein bleicher Schatten kam heran, glitt durch zwischen uns und trennte uns nicht. Ich sah auch das Kind, ich sah es, wie ich Dich sehe. Es blickte mich an mit seinen scheuen, bittenden Augen. Warum hatt' ich's nicht geliebt? Warum hatte ich ihm das Zärtlichkeitsalmosen, um das es bettelte, nicht geschenkt?

„Jetzt — wenn es jetzt da wäre . . . Vorbei! Nicht

mehr zu ändern . . . Aber fortleben sollten meine Todten in meinem Bilde . . . Jeder Wunsch, jeder Gedanke zerfloß plötzlich in den einen: Wär's Tag und könnt' ich weiter malen! . . . Und es wurde Tag . . . und ich trat an die Staffelei — zu meinem Entwurf . . . war's der meine? Hatte ich das gemacht?"

Er stöhnte. All' die Schmerzenszüge, die das Leben seinem harten Gesichte eingeprägt hatte, traten hervor und gaben Zeugniß von unvergessener Qual:

„In Wonneschauern empfangen, in seligem Leiden geboren und — leblos! Das war's — das blieb's!"

„Einbildung!" sprach Rufin kühl und überlegen. „Sie haben wahrscheinlich das Unmögliche von dem Bild verlangt. Die schöne Frau hat wahrscheinlich heraus-springen und Ihnen in die Arme fliegen sollen."

„Wirst Du mich lehren, was ich von einem Bild von mir verlangen darf?" fragte der Professor heftig und höhnend. „Was ich malen wollte, da," er schlug sich an die Stirn, „da drin Alles fertig, Alles durch-dacht, jeder Strich gefühlt, und die Hand auch noch die alte, und was auf die Leinwand kam, kraft- und saft-loses Gepinsel eines alten Routiniers . . . Schweig' . . . kein Wort . . . Acht Tage hab' ich gerungen. Der Wahnsinn war mir damals nah'. Du hast die letzten Zuckungen einer sterbenden Schaffenskraft gesehen . . . Dann stand es mir fest: Wenn Du das nicht gut machen kannst, kannst Du überhaupt nichts Gutes mehr machen . . ."

Heini wagte keine Einwendung, ließ aber einen sprechenden Blick über die Skizzen an der Wand gleiten.

Der Alte erledigte die Antwort mit einem Wink voll Geringschätzung: „Nichts Gutes, sag' ich, und was also? — Wasser zutragen zur Sintfluth der Mittelmäßigkeit, die von allen Seiten über uns hereinbricht? . . . Nicht um die größte irdische Seligkeit! So hab' ich ein Ende gemacht — bin entfloh'n aus dem Wirrsal Eurer Welt, habe mich in die Einsamkeit gerettet und lebe im Dunkel des Verschollenseins meine hellsten Friedenstage . . . Mensch!" unterbrach er sich und rief drohend: „Wenn Du schwatzest, wenn Du mir meine Ruhe störst . . ."

„Wenn, wenn!" erwiderte Heini. „Wenn ich Ihre Werke für die meinen ausgeben soll, werd' ich doch nicht schwatzen."

„Du hast recht — da hast Du recht." Er hatte einen völlig andern Ton angenommen, er sah ein wenig beschämt aus und wie Einer, der fühlt, daß er viel zu viel gesprochen hat, und sich vornimmt, von nun an recht einsilbig zu werden.

„Wo willst Du übernachten?" fragte er.

„In Mattern."

„Dann ist's Zeit aufzubrechen." Er stand auf und sah zum Fenster hinaus. „Es gibt heute einen schönen Abend, ich begleite Dich, führe Dich den kürzesten Weg, den nicht einmal alle Jäger kennen."

Im Dorfe fanden sie den Führer und schickten ihn

voraus zur Almhütte. Der Professor und sein Gastfreund folgten langsam. Heini schritt neben dem schweigsam gewordenen Alten, beobachtete ihn aufmerksam und dachte: „Ich mal' ihn aus dem Gedächtniß. Als König der Erdgeister mal' ich ihn. Grimmig genug sieht er drein, imposant grimmig. Alles spricht zu ihm, und er spricht zu Allem; er gehört in diese Bergwelt, ist ein Stück von ihr, hat ihre tiefsten, feinsten Geheimnisse gelöst, hört und sieht, wo für uns Alles stumm und dunkel geblieben ist."

Sie schritten jetzt — der Professor voraus — auf einem Gemssteig an der schroffen Wand hin, an der es niederquoll wie krystallene Fäden, wie weiße Schleier, den Steig übersetzte und leise weiterrieselte in die Tiefe. Rufin ging zögernd, die Augen auf den Boden geheftet. Der Weg wurde immer rissiger und schmaler, verlor sich vor einer vorspringenden Felsrippe und schien plötzlich ganz aufzuhören. Als Heini aufblickte, sah er den Professor nicht mehr. „Da geht's ja nicht weiter!" rief er angstvoll. „Wo sind Sie?"

„Nur vorwärts! Nicht hinabschauen! Halt' Dich an!" war die Antwort, und zu ihm herüber gereicht kam der Bergstock des Alten. Heini griff nach ihm — zwei Schritte, und er stand vor dem Meister und sagte mit einem Lächeln, das er sich mühsam genug abquälte:

„Klopfen Sie doch einmal an den Felsen. Ich wett', er thut sich auf, und wir treten ins große, märchenhafte Gnomenreich . . ."

„Und Du malst Gespenster nach der Natur. Nein; wir bleiben draußen. Hier ist's schöner."

„Ja, es ist schön. Blind müßte sein, wer das nicht sähe — wenn er auch nicht so liebevoll geschärfte Augen hat wie Sie. Ich begreif's ja, daß Sie gern da sind im Sommer . . . Aber im Winter, wenn die Stürme rasen und die Lawinen rollen —"

„Da ist's anders schön — immer schön. Die Natur ist immer schön."

„Manchmal sogar überwältigend schön. Nicht? Was thun Sie, wenn Sie eingeschneit werden?"

„Da schaufeln wir uns aus. Da geht's von meiner Klausnerei zum Dorf zwischen weißen Wänden. Ueber uns breitet sich der Himmel manchmal Wochen lang aschfarbig, und Wochen lang ist der Pfiff eines hungrigen Geiers der einzige Laut aus lebendiger Kehle, der zu uns dringt. Eine tiefe Stille herrscht, eine Vorbotin der tiefsten, die wir nicht mehr fühlen werden. Ich genieße sie schon in meiner seligen Verschollenheit, noch athmend ruh' ich in Frieden und genieße den Tod . . ."

Eine Weile noch wanderten sie schweigend, dann war die Höhe des Berges erreicht. Zu ihren Füßen lag, sanft abwärts gleitend und weit gestreckt, üppiges Weideland, von einer dunkel bewaldeten Hügelkette, halbkreisförmig umschlossen. Hinter ihr ragte eine dreifache Reihe zackiger Felsen und schneebedeckter Bergriesen empor.

Der Alte deutete auf eine Almhütte inmitten einer

der seichten Mulden, die der Boden bildete: „Dort wartet Dein Führer. Leb' wohl. Auf Nimmerwiedersehen!“ unterbrach er kurz und gebieterisch die Dankesworte, die Rufin zu sprechen begann, und „Gewiß, auf Nimmerwiedersehen!“ antwortete der verletzt und eilte abwärts. Bald aber wendete er sich und schwenkte grüßend den Hut.

Unbeweglich stand der Meister noch auf dem selben Fleck, auf dem Rufin ihn verlassen hatte, ganz versunken in den Anblick des Sonnenuntergangs. Der Widerschein der feurigen Lohe, die am Himmel aufgeflammt war, lag auf seinem dunklen Gesichte und auf seiner kraftvollen Gestalt.

„Sie glühen wie ein Fels!“ rief Hein und streckte die Rechte gegen ihn aus. Er hätte selbst nicht zu sagen gewußt, ob sich in seiner Gebärde mehr Huldigung oder mehr Verwünschung ausdrücken sollte. „Alter Ueberwinder Du! Fast könnt' man Dich beneiden!“ murmelte er.

Der Meister bemerkte ihn nicht. Seine Gedanken waren schon fern von ihm.

Ein Verbot.

Kulturbild.

Das Dörfchen liegt in einer Mulde, an einem sachten Abhang des Marsgebirges in Mähren, und ist im Westen von Waldungen umgeben. Es hat keine Kirche, nur einen Glockenthurm, keine Schule, keine Schenke, an öffentlichen Gebäuden überhaupt nur ein Armenhaus, und was dieses wieder nicht hat, ist viel schwerer aufzuzählen als was es hat. Aus seinem völlig schwarz gewordenen Strohdach guckt ein Rauchfang hervor, bei dem man sich wundern muß, wie so viel Kürze so viel Schiefheit aufbringen kann. Die Mauern sind mit hellen Punkten, den Resten der ehemaligen Tünche, übersät. Vier Löcher, ein größeres, das mit alten, zusammengenagelten Latten geschlossen ist, und drei kleinere, die im Sommer bis zur Hälfte, im Winter beinahe ganz mit Lehmziegeln verlegt werden, bilden die Thür und die Fenster.

In dem Armenhause leben in zwei Zimmern fünf Personen. Zwei Männer, ein Weib und zwei Kinder. Senior ist der einst wohlhabendste Grundbesitzer des Ortes, ein achtzigjähriger Greis, dem man heute noch ansieht, daß er bessere Tage gekannt hat. Seine Schwäche gegen seine nichtsnutzigen Kinder war's, die ihn ins

Elend brachte. Jetzt ist er selbst zum Kinde geworden und gutmüthig und nachgiebig geblieben. Zur Sommerszeit verdient er noch etwas mit Gänsehüten und Erdbeerenpflücken und weint nur — geräth aber nie in Zorn —, wenn seine Leidensgefährten ihm die erworbenen Pfennige wegnehmen.

Kürzlich hat er an dem ehemaligen Schweine- und Ziegenhirten einen Stubengenossen erhalten.

Der wandelnde Branntweinrausch, dieser Mensch! Gelb, kahl, Wahnsinn im stieren Blick; seine Sprache ein unverständliches Gelalle, sein Gesang — einst sein Vergnügen und sein Stolz — ein thierisches Geheul. Als die „Stärkungen", die er unaufhörlich zu sich nahm, ihn so schwach gemacht hatten, daß er umfiel, wenn er mit der Peitsche knallen wollte, steckte man ihn ins Armenhaus, wo er die Qualen einer nothgedrungenen Alkohol-Entwöhnungskur litt.

Die weibliche Bewohnerin der humanitären Anstalt war Franzka, die Arbeitsscheue. Sie hatte Schimpf und Schande und Prügel erduldet, ihr angebornes Laster aber siegreich durchgesetzt. Zur Arbeit war sie nicht zu bringen gewesen, hatte immer vom Betteln und Stehlen gelebt, dank ihrer Zudringlichkeit und ihrer guten, scharfen Diebesaugen besser als mancher Fleißige.

In der Pfründnerei war sie als Köchin angestellt worden und diesem Amt gewachsen, da es ja so gut wie nichts zu kochen gab. Auch hätte ihr Niemand auch nur eine Zwiebel anvertraut. So setzte die starke und ge-

sunde Person ihre altgewohnte Thätigkeit fort, bettelte jeden Vorübergehenden an und stahl, wo und was sie konnte.

Auch ihr Junge, ihr Franzko, mußte stehlen, mußte immer etwas mitbringen, wenn er nach Hause kam: ein wenig Holz, einige Nüsse, Erdäpfel oder Rüben. Kam er mit leeren Händen, waren ihm Schläge gewiß, doch nicht gar arge, denn Mutter Franzka mochte sich auch beim Züchtigen ihres Sohnes nicht anstrengen.

Er war brustkrank, hinkte und sah aus wie ein Sieben=, nicht wie ein Zehnjähriger, der er war. Sein mageres, blasses Gesichtchen hatte hübsche Züge und einen gutmüthigen Ausdruck. Seine dunkelbraunen Augen blickten so neugierig und lebhaft, als ob sie sich beeilten, zu erschauen, was ihnen nur irgend möglich war in der kurzen Zeit, die sie hatten, sich in der Welt umzusehen.

Um zwei Jahre mehr als Franzko zählte die Waise Milenka, der fünfte Gast des Armenhauses. Ihre Mutter, eine bildhübsche Bauernmagd, war nach der Geburt des Kindes gestorben, der Vater hüllte sich in Anonymität. Und diese Kleine — in höchster Armuth aufgewachsen, mißhandelt und verachtet, hatte doch Keiner je betrübt gesehen; eine übermüthige, wilde Lustigkeit lag ihr im Blute. Sie war von ihr besessen und von einer ausbündigen Arbeits= und Erwerbswuth. Ueberall wußte sie sich nützlich zu machen, scheute keine Mühe, keine Plage, vor den Pflug hätte sie sich spannen lassen, um ein paar Heller zu verdienen. Und nicht nur beim Taglöhnern

zeichnete sie sich aus. In der Schule des benachbarten Ortes Wolitz, die von den Kindern des Dörfchens besucht wird, erhielt sie immer gute Zeugnisse, und zwei Mal nach einander hatte sie schon einen ersten Preis für Fleiß und gutes Verhalten beim Religionsunterricht errungen. Daheim war sie ein Satan und gewöhnlich die Geißel, manchmal aber auch die Spaßmacherin ihrer Hausgenossen. Sie hatte Einfälle, die sogar den Senior lächeln machten.

Der Alte mußte freilich jedes Mal „blechen“ für die Unterhaltung. Milenka nahm ihm sein Geld nicht weg wie Franzka und der Hirt thaten; sie schmeichelte es ihm ab, nachdem sie ihn in gute Laune versetzt hatte.

Dann sah er abwechselnd sie und seine leeren Hände an und sagte traurig: „Mädel, Du bist schlecht.“

Und sie ganz bös: „Schimpf mich nicht! Ich werf' Dir Deine lumpigen Heller vor die Füß', und Du wirst schon sehen . . .“

Sie wußte selbst nicht, was er sehen würde, und er konnte sich ebenfalls keine Vorstellung davon machen, aber die vage Drohung erschreckte ihn, und er versuchte einzulenken:

„Warum sollst Du nicht schlecht sein? Kinder sind schlecht. Meine Kinder sind auch schlecht.“

Der Aelteste und der Jüngste im Hause erlitten den Einfluß der willensstarken kleinen Person. Für Franzko war's ein seliges Leiden. Er bewunderte seine Spielgefährtin immer, ihr Anblick machte ihm immer

Freude, nur wenn sie von ihrem baldigen Scheiden sprach, fühlte er sich unglücklich.

Sie sah es wohl, und es schmeichelte ihr und war ein Grund mehr für sie, recht oft davon zu sprechen.

„Zu Pfingsten geh' ich in Dienst nach Wolitz," sagte sie einmal wieder mit einem Stolz, wie wenn sie gesagt hätte: Ich gehe zur Krönung. „Es ist schon Alles ausgemacht. Ich krieg' dreißig Gulden aufs Jahr und ein neues Gewand. Und zehn Gulden hab' ich schon beim Herrn Pfarrer, und fünf verdien' ich mir heuer noch dazu mit Erdbeerbrocken."

In dem Jahre waren zum Glücke des Armenhauses die Erdbeeren wunderbar gerathen, und Absatz für sie fand man reichlich. Besonders gut wurden sie bezahlt in dem Badeorte an der Petsch, eine Viertelstunde Weges hinter Wolitz. Der Wald wimmelte von dörflichen Besuchern, und dabei mehrten sich täglich die Frevel an den Kulturen und an dem Wilde. Den ärgsten Unfug trieben nachweisbar die Armenhäusler. In seiner Kinderunschuld zertrat der Senior die jungen Anpflanzungen, und Franzka that's aus Faulheit, um sich einen Umweg zu ersparen. Man fand jämmerlich verendete Hasen und Rehe in Fallen, die — darüber herrschte nur eine Stimme — der Hirt gelegt hatte.

An der Spitze des Forstamtes in Wolitz, dem der Wald unterstand, hatte ein langmüthiger Oberjägermeister sich befunden, der zu den Unthaten der Dörfler ein Auge zudrückte. Um das andere war er vor langer

Zeit durch einen Schuß aus dem Gewehr eines Wilderers gekommen.

Nach dem Tode des alten Herrn trat sein Sohn an seine Stelle, machte der schwachen Regierung ein Ende und begann einen energischen Kampf ums Recht zu führen.

Erste Verordnung: Niemand darf mehr ohne Erlaubniß in den Wald! Die kann sich aber jeder Arme im Forstamt holen. Sie wird in Gestalt eines numerirten Blechplättchens ertheilt. Zweite Verordnung: Außer dürrem Holz, Erdbeeren und Schwämmen darf aus dem Walde nichts fortgetragen werden!

Die beiden Erlasse erweckten unendliches Gelächter. Was? Man darf nicht mehr ohne Erlaubniß in den Wald? Seit Menschengedenken haben ihn alle Leute als ihren Nährvater und als ihren Belustigungsort betrachtet. Er lieferte ihnen Holz und ab und zu einen Braten, und Streu und Gras für ihr Vieh. Er war das Stelldichein der Liebenden, die Wonne der Freunde unbefugter Jagd. Und was er gewesen ist, wird er bleiben. Es fällt keinem Menschen ein, sich an die neuen Verordnungen zu kehren. Wenn „die oben" sehen werden, daß sie sich umsonst plagen mit ihrem Verbieten, werden sie es schon aufgeben. Maßloses Staunen brach aus, als die ersten Strafen erfolgten, als eine Fuhre Waldstreu konfiscirt und der Dieb bei Gericht angezeigt wurde.

Der Spott verwandelte sich plötzlich in Erbitterung; den Schaden, den man dem Walde bisher durch Unacht=

samkeit und Muthwillen zugefügt hatte, verursachte man ihm jetzt durch Trotz und durch Bosheit. Mehrmals ertheilte, dringende Abmahnungen und Warnungen blieben unberücksichtigt. Da ergriff das Amt die strengste Maßregel, ließ sämmtliche Blechplättchen als ungültig erklären und untersagte allen Ortsbewohnern das Betreten des Waldes. Als einige Erdbeerpflücker auch diesem Befehl zuwider handelten, wurden die Beeren weggeschüttet und den Sammlern gedroht: „Wenn ihr wiederkommt, zerschlägt man euch überdies die Töpfe.“

Die Töpfe zerschlagen? Heilige Dreieinigkeit! das sollen sie nur probiren, die Spitzbuben, die Menschenschinder! Es gibt, Gott sei Dank, ein Bezirksgericht, das arme Leute in Schutz nimmt gegen die höllischen Teufel auf dem Forstamt!

Alle Klugen im Orte riethen, das Bezirksgericht aus dem Spiele zu lassen. Eine Krähe hackt der Andern die Augen nicht aus, ein Gericht läßt ein Amt nicht im Stiche. Am besten ist, eine Weile Ruhe halten. Der Eifer des neuen Oberjägermeisters wird sich schon legen, und gute Zeiten werden wiederkommen.

„Nein! nicht Ruhe halten! nicht nachgeben! nicht eine Weile, nicht einen Augenblick!“ Die phlegmatische, träge Franzka war's, die das ausrief, und wenn sie einmal in Aufregung gerieth, ließ sie sich nicht leicht beschwichtigen. Sie mahnte die Armenhäusler an alle Unbill und Härte, die sie von ihrer Gemeinde erfahren hatten, und schwor hoch und heilig, die Leute im Dorf

seien die letzten, von denen sie einen Rath annehmen werde.

Der Senior saß auf dem Bänklein am Hause und staunte zu ihr empor. „Die kann reden,“ sprach er in höchster Verwunderung zu Milenka, die in der Thür lehnte, das seltene Schauspiel, das Franzka im Zorne bot, aufmerksam betrachtete und einen Genuß davon hatte.

Am selben Nachmittage noch geschah etwas Unerhörtes. Franzka nahm den Kochtopf vom kalten Herde und erklärte, „in die Erdbeeren“ gehen zu wollen. Geht Jemand mit, ist's gut, geht Niemand mit, ist's auch gut. Sie weiß nur eins: entweder kommt sie mit dem Topf voll Erdbeeren zurück, oder ohne Topf. Dann hat sie ihn eben an dem Schädel des Hegers zerschlagen, der ihn ihr nehmen wollte. Nach einigem Zögern entschloß sich der Hirt, sie zu begleiten. Die Rückkehr der beiden wurde im Armenhaus mit namenloser Spannung erwartet und bereitete eine traurige Enttäuschung. Die Franzka hatte ihre Heldenthat nicht ausführen können. Richtig war sie überrascht worden, richtig war ihr das bißchen Erdbeeren, das sie gesammelt hatte, ausgeschüttet und der Topf zerbrochen worden — der Einzige, den das Armenhaus im Augenblick besaß! Der Zweite war beim Kochen der Kartoffeln zersprungen. Schreiend, weinend, schimpfend erzählte sie's, und der Senior fragte mit gutmüthig blöder Neugier:

„Gehst jetzt zu Gericht?“

Zu Gericht? O der alte Esel! Das wollen sie ja,

„die oben", das weiß sie ja, und der Heger, der sie erwischt hat, der Vikukal, der Sohn der alten Hexe, hat es ihr bestätigt.

Den Senior überlief's, als sie den Namen aussprach, und Franzko drückte sich an seine Mutter und verbarg sein Gesicht in ihrem Kleide.

Der Hirt wollte sich ins Gespräch mischen; Franzka gebot ihm, zu schweigen. Er sollte sich schämen, der Lump, der Feigling! Sie wollte nur wissen, wozu er eigentlich mit ihr gegangen war! Nicht eine Beere hatte er gebrockt, und davongelaufen war er vor dem Heger wie die Katz' vor der Feuerspritze!

„Gehst jetzt klagen?" fragte der Senior wieder.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein!"

„Warum denn nicht?"

Darum nicht, weil der Hexensohn zu ihr gesagt hat: Geht doch klagen, geht! Wir wünschen uns nichts Besseres. Wir werden schon sehen, was alles herauskommen wird vor Gericht. „Ja, das hat er gesagt. O, der Hexensohn! und o, der Feigling, der lumpige Hirt!"

Sie stöhnte, sie schluchzte, stieß den Franzko von sich, ging in die Kammer und warf sich dort auf ihr Bett.

Milenka hatte nicht ein Wort gesprochen, nur mit größter Spannung zugehört. Ueber ihr bewegliches Gesicht hatte es gezuckt wie kleine, aufblitzende Lichter. Lauter spitzbübische, nichtsnutzige Einfälle. Eine Weile wartete sie und horchte. Der Senior und der Hirt hatten

sich aufs Bänklein vor das Haus gesetzt; in der Stube wurde Franzka's kräftiges Schnarchen laut.

„Jetzt ist's gut, jetzt komm, jetzt thun wir etwas," flüsterte Milenka ihrem Spielkameraden zu. „Komm mit, wir machen's besser, wir sind gescheit, die Andern sind dumm, so dumm, so dumm!" Sie nahm Franzko bei der Hand und ging mit ihm dem Dorfe zu. Ganz langsam, so lange sie von den beiden Alten gesehen werden konnte; einmal außerhalb ihres Gesichtskreises, immer schneller, immer schneller. Im Dorfe rannte sie von Haus zu Haus, von Thür zu Thür, und schrie in einer Art Rhythmus, daß es klang wie ein wildes Lied:

„Erdbeerbrocken verboten! Die Heger zerschlagen einem die Töpf'! Nehmt Euch in Acht!"

Es war ein förmliches Jauchzen in ihrer Stimme. Mit triumphirendem Entzücken verkündete sie ihre traurige Botschaft. Die Leute traten aus den Häusern und blickten ihr nach, wie sie dahinraste und schrie und Franzko, ihr Trabant, ihr nachlief, hustend und hinkend.

Ein wahrer Jammer, der Bub'! Die dicke Frau des Gemeindeboten blieb mitten auf der Straße stehen mit ihrer ganzen Ladung gestohlenen Holzes auf dem Rücken und rief:

„Geh' nach Hause, Franzko! Hast ja keinen Athem!"

Sie ärgerte sich nicht einmal, daß er nicht gehorchte, ein menschlich Rühren ergriff sie. Sein Jäckchen ging in Fetzen, die ausgefranste Hose aus Sackleinwand reichte ihm bis zur halben Wade am kürzeren Bein, und bis

zum Knie am längeren. Ein Hemd hatte er sein Lebtag nicht am Leibe gehabt, und so legt seine Mutter ihn in den Sarg, sie ist's im Stande! Die Botenfrau nimmt sich vor, dem Buben, wenn er stirbt, was ja bald geschehen wird, ein ‚ausgewachsenes' Hemd von ihrem Jüngsten zu schenken.

Die Kinder hatten ihre Runde beendet und näherten sich jetzt einem unheimlichen Bereiche, dem der Hexe, der Vikukalka, die nur einige hundert Schritte hinter dem Armenhause wohnte. Ihre Hütte sah von außen sehr verfallen aus, sollte aber im Innern großen Reichthum bergen. So wenigstens behaupteten die Leute; und warum sollte es nicht sein, die Vikukalka konnte ja den Teufel beschwören! Wie viele hatten sie schon gesehen, wie sie auf dem First ihres Daches saß und Beschwörungsformeln flüsterte. Was sie da sagte, konnte man nicht verstehen, aber ihre Reden mußten Gräßliches enthalten, denn ein Grauen ergriff Jeden, der das leise Murmeln der geheimnißvollen Worte vernahm. Vor ein paar Jahren noch durfte man der Hexe nicht „Hexe" sagen, da wurde sie bös und machte einem Schaden am Vieh oder an den Feldfrüchten. Jetzt durfte man ihr sagen, was man wollte, denn sie war ganz taub geworden.

Milenka blieb stehen. „Schau, wie sie neugierig schaut!" sprach sie. „Die Tauben sind alle schrecklich neugierig, selbst wenn sie Hexen sind und ohnehin Alles wissen. Aber wart', jetzt machen wir uns einen Spaß mit ihr!"

In unbändigem Uebermuth trat sie an den Zaun fast bis auf Armeslänge heran und schrie:

„Verboten! Erdbeerbrocken im Wald verboten! Wenn Ihr vielleicht Lust habt, laßt sie Euch vergehen!“

„W—as?“ Die Vikukalka streckte ihren braunen, dürren Hals, daß er zum Entsetzen lang wurde. „W—as?“ und Milenka sprang einen Schritt zurück, schnitt Gesichter und äffte sie nach.

„Was? ein alt's Faß! Sitzen drei Weiber d'rauf, weiß keine was! Ich werd' mich da nicht heiser schrei'n mit Euch. Ihr seid taub wie eine todte Gans!“

O — grauenhaft und unbegreiflich; das hatte die taube Hexe gehört. Wuth verzerrte ihr Gesicht. „Gans?“ zischte sie. „Gans? Du Auswürfling!“ und ein Hagel von Worten prasselte aus ihrem zahnlosen Munde. Lauter Flüche, gewiß lauter schändliche, gotteslästerliche Flüche in der Hexensprache.

Dem Franzko schauderte die Haut, Schrecken lähmte ihn.

„Lauf!“ rief Milenka. „Jesus Maria, laufen wir!“

Wieder war sie voran, und wieder keuchte er hinter ihr her. Und plötzlich flog etwas über seinen Kopf weg an den Kopf Milenka's: der Reisigbesen, den die Hexe ihr nachgeschleudert hatte, und der sich in ihren Haaren verfing, sie ihr verwirrte, und den sie ein Stück Weges hinter sich herschleifte.

Franzko hatte die Nacht hindurch wüste Träume und stand am Morgen todmüde auf; er hätte sich am

liebsten gleich wieder hingelegt. Aber Milenka duldete es nicht. Sie befand sich in ihrer allermuntersten Laune, und auch er sollte munter sein. Sie zog ihr bestes Kleid an, weil Sonntag war, und lief und wirthschaftete im Hause herum „wie von der Tarantel gestochen.“ Offenbar führte sie irgend einen Streich im Schilde; Unternehmungslust funkelte ihr aus den Augen.

„Weiß der liebe Herrgott, was die wieder vorhat,“ sagte der Senior, wackelte mit dem Kopfe, zog seinen Rosenkranz aus der Tasche und fing an zu beten.

Der Hirt und Franzka gingen in die Kirche nach Wolitz. „Könntest auch mit, Du,“ hatten sie Milenka ermahnt und ein paar Anti-Kosenamen hinzugefügt.

„Geht nur voraus, ich hol' Euch ein!“ hatte sie geantwortet und ihnen, als sie den Rücken gewendet, eine lange Nase gemacht. Jetzt stand sie auf der Straße allein mit dem dummen Buben und war unbeschränkte Herrin der Situation. „So, jetzt komm,“ sprach sie, „jetzt thun wir's!“

„Was denn?“

„W — w — as? fragst wie die alte Hex' — w—as? — Das also! Heute traut sich keine Seel' in den Wald, ich hab' ihnen allen gestern eine gehörige Angst eingejagt, heute gehen wir und klauben Alles zusammen, Alles allein, wir zwei!“

Er meinte, daß sie ihn zum Besten habe wie so oft, zuckte die Achseln und sagte: „Was Dir einfällt!“

Sie faßte ihn entschlossen bei der Hand. „Wirst

schon sehen, was mir einfällt, komm nur! Ich zeig' Dir einen Platz, wo so viel Erdbeeren sind, wie Du in Deinem ganzen Leben nicht beisammen gesehen hast."

Ihr überzeugter Ton machte Eindruck auf ihn, besiegte aber seine Zweifel nicht. „Wie sollen wir sie denn nach Hause bringen, die Erdbeeren? Wir haben ja keine Töpf'!"

„Wir leihen uns halt ein paar aus."

„Ja, just, wer wird uns was leihen?"

Sie zeigte ihm die Zunge.

„Wer? Der's nicht weiß, daß wir uns bei ihm was ausborgen. Komm!" Und sie schlug den Weg ein, der zum Haus der Hexe führt. Ja wahrhaftig, zum Haus der Hexe, und als Franzko ihr dahin nicht folgen wollte, stieß sie ihn mit Fäusten und Füßen und nannte ihn einmal ums Andere: Kalb.

Und dann schmeichelte sie ihm und vertraute ihm ein Geheimniß an. Die Hexe ging, wie er ja wußte, zu Mittag immer fort mit ihren Ziegen, um sie am Waldesrand grasen zu lassen, und kam vor Abend nicht heim. Diese Zeit hatte Milenka schon einmal benutzt, um ins Hexenhaus einzusteigen.

„Einzusteigen! Verwundere Du, ‚zerkreuzige' Dich!" beantwortete sie seinen Ausruf des Entsetzens bei dieser vertraulichen Mittheilung. „Ich war drin. Den Laden, hinten beim Stall, den hab' ich aufgemacht. Wie? — halt so — — man muß halt geschickt sein!" . . .

Und was sie alles gesehen hatte im Hause der Hexe! Einen Schlangenkopf mit einer goldenen Krone, und eine abgeschnittene Hand, eine weiße, schmale, mit Fingern und Nägeln — ach — ach! . . . Und ein Messer, viel, viel länger und spitziger als die Zinken der größten und spitzigsten Heugabel, und die graue Haube, die die Hexe aufsetzt, wenn sie eine andre Gestalt annehmen will, oder wenn sie sich unsichtbar machen will. Und auf dem Bort neben dem Herd fünf schöne, glasirte Töpfe, zwei grüne, zwei braune und einen weißen mit einer Rose drauf.

Und zwei von diesen Töpfen wollte sie jetzt holen gehen, und Franzko mußte Wache halten, während sie einstieg bei der Hexe. An der Ecke des Zaunes, befahl sie ihm, stehen zu bleiben. „Und wenn Du Jemand von Weitem kommen siehst, gluckst Du wie eine Henne, verstehst?"

Es war aber weit und breit kein Mensch zu sehen. Franzko hörte auch nichts außer dem dumpfen Dröhnen in seinem Kopfe und dem Klopfen seiner Adern an den Schläfen. Gott, Gott! wenn sie doch käme! wenn sie heil zurück käme aus dem Hexenhaus! . . . Wenn ihr nichts geschehen wäre, müßte sie längst da sein. Er betete ein Vaterunser, er zählte bis zwanzig und betete wieder, verging fast vor Angst um sie und stöhnte: „Milenka! Milenka!" Seine Angst stieg aufs Höchste, und er begann zu glucksen. O Seligkeit! da war sie und brachte zwei Hafen mit. Für ihn einen vom Drahtbinder schon

geflickten, für sich — unfaßbare Keckheit! — den mit der Rose.

Und nun vorwärts, im Laufschritt in den Wald, ums Dorf herum, auf den schmalen Hohlweg, in dem man sich so gut verstecken kann hinter den üppigen Weißdorn- und Haselbüschen, wenn einem ein Angeber begegnen sollte. Die Kinder begegneten aber nur einem jungen Mädchen, das ihnen lachend zurief: „Gesindel!" und einem alten Mann, der eine störrische Kuh auf die Weide führte.

„Schon wieder in den Wald, verfluchtes Pack?" wetterte er die Beiden an. „Wißt ihr nicht, daß es verboten ist? Das Pack macht Schaden im Wald, und uns jagt man hinaus."

Milenka lachte laut und frech, und er schnalzte mit der Peitsche nach ihr — sie duckte sich, Franzko empfing den Streich, der ihr gegolten hatte und einen rothen Striemen auf sein Gesicht hinmalte vom Ohr bis zum Mundwinkel. Das machte ihm keinen Eindruck, auch er lachte.

„Ach, Du, Milenka, beinah' hätt' er Dich erwischt!"

Sie rannten weiter, und der alte Mann, der seine Kuh nicht verlassen konnte, schimpfte ihnen nach.

Und nun im Walde!

Ja, das ist wahr, Milenka weiß die besten Plätze! Eine Viertelstunde nur geradeaus hinaufgestiegen, zwischen den schlanken Buchen und Erlen, und man ist auf der

Stelle, auf der im vorigen Jahr der Holzschlag war. Die Baumklötze sind noch da und treiben gewaltig aus, es wuchert Alles in dem guten Waldboden, die Blüthenkerzen des Fingerhuts in ihrer wechselnden Farbenpracht, das dichtblättrige Bilsenkraut, der kampflustige Stechapfel stolziren als Bäumchen, und zu ihren Füßen schimmert es roth: Erdbeeren, lauter Erdbeeren! Man braucht sich nur zu bücken und hat die Hände voll. Im Nu ist der braune Hafen und der mit der Rose mehr als zur Hälfte mit Früchten gefüllt.

Milenka wirft einen raschen Blick nach der Ernte Franzko's, steht plötzlich auf, ergreift mit beiden Händen seinen Hafen und leert ihn in den ihren aus, daß die Erdbeeren hoch aufgethürmt an allen Seiten niederrieseln.

Er kniet auf dem Boden, schaut wie erstarrt zu ihr hinauf. „Milenka, was thust?"

Sie stellt den Hafen auf ihr Tüchlein, das sie vom Kopf genommen hat, knüpft die vier Enden zusammen, hebt sie in die Höhe und läuft davon.

Franzko macht keinen Versuch, ihr zu folgen, er weiß, daß er ihr nicht nachkommen kann, sie ist wie ein Reh. Nur schreien kann er, und schreit denn aus allen seinen Kräften: „Milenka, Milenka! Diebin, abscheuliche!" Bald aber ergreift ihn eine furchtbare Wehmuth; sein Zorn erlischt. „Milenka, liebe Milenka! Erbarm' Dich meiner! Komm' zurück! komm' zurück, Milenka!" In allen Tönen des Schmerzes und der Zärtlichkeit wiederholte er ihren Namen.

Sie hört ihn nicht, sie ist fort, hat ihn bestohlen und verlassen.

Was soll er anfangen? Er war noch nie im Badeorte, hat dort noch nie Erdbeeren verkauft, das hat immer die Mutter besorgt. Verzweifelnd wirft er sich auf die Erde und weint und schluchzt über sich, über Milenka, über sein Elend und über ihre Schlechtigkeit. In Strömen laufen die Thränen ihm über das Gesicht, er kommt sich unaussprechlich arm und bedauernswürdig vor. Immerfort weinend und schluchzend, fängt er nun aber doch an, die verschütteten Erdbeeren aufzulesen, fängt auch zu pflücken an, und der Beeren scheinen immer mehr zu werden, sie drängen sich förmlich von selbst unter seine Finger, rufen ihn förmlich an: Pflück' uns! Pflück' uns! — Es ist wie im Märchen, wie im Traum.

Ein paar Schritte weiter — da strotzt es von Erdbeeren, so groß wie Haselnüsse. Von solchen Erdbeeren weiß nicht einmal die verrätherische Milenka, nur er allein! Sein Stolz, sein Trotz erwachen: sie soll auch nichts von ihnen wissen, er sagt ihr nichts, er braucht sie nicht, wird seine Erdbeeren verkaufen ohne sie. Er wischt sich mit dem Aermel die letzten Thränen vom Gesicht und weint nicht mehr, weil er nicht mehr weinen will. Ueber das schwere Schluchzen, das seine schmale, eingesunkene Brust stoßweise hebt, hat er keine Macht, das dauert fort und beengt ihm den Athem. Er muß innehalten, sich aufrichten auf den Knieen, den Kopf er-

heben . . . Allmächtiger! . . . Wie gebrochen sinkt er im selben Augenblick in sich zusammen . . . Der kleine alte Jäger Slamek mit den krummen Beinen und dem lehmfarbigen Gesicht steht da, hat einen Hund an der Leine, und der ist auch alt und ist halb blind und schnüffelt und wittert am Boden herum, gibt aber keinen Laut. Unhörbar sind sie herangekommen. Franzko hat ihnen wohl selbst die Richtung angegeben, in der sie zu suchen haben, als er wie sinnlos nach Milenka schrie. Der Jäger wirft einen Blick auf den Buben und sieht dann weg. Gerührt sein ist nicht seines Amtes. Doch muß er denken: Welches Elend! und: Den lass' ich laufen!

Da knallt ein Schuß und gleich darauf ein zweiter . . . Der Oberförster ist im Wald, jagt an der Wolitzer Lehne. Daß er herüberkommt, hat keine Wahrscheinlichkeit, aber schon das Bewußtsein: Er ist im Wald! fährt einem in die Glieder . . . Slamek kriegt plötzlich ein Rückgrat von Eisen, wird ein Mann der Pflicht vom Wirbel bis zur Sohle. Es sind scharfe Weisungen ertheilt worden, und ein paarmal schon hat Slamek's nächster Vorgesetzter ihn lau im Dienst genannt. So bückt er sich denn, nimmt den Hasen, hebt ihn hoch, schleudert ihn mit aller Gewalt zur Erde und tritt dann auf die Scherben. — „Merk' Dir's," sagt er.

Der Junge hat aufgestöhnt: „Herr Jäger, Herr Jäger, ich hab' Ihnen keinen Schaden gemacht!"

Der Jäger brummt etwas Unverständliches in seinen

zerzausten und schütteren Bart hinein und geht seiner Wege.

Franzko hockt regungslos auf dem Boden. Unverwandt betrachtet er die Scherben, die vor ihm liegen.

Wie ein greller Blitz schießt es ihm durch den Kopf. Die Hexe! . . . Was wird die Hexe sagen, wenn sie am Abend ihren Hafen auf dem Bort vermißt?

Alles Andere, sein Schmerz über Milenka's Verrath, seine Freude über sein Finderglück, die Wonne des auflebenden Muthes, Alles vergessen — Alles verschlungen von einem entsetzlichen Gefühl: — Todesangst! Was wird die Hexe sagen? Wer ihr ihren Hafen genommen hat, weiß sie natürlich gleich, dafür ist sie eine Hexe. Herrgott im Himmel! am Ende weiß sie es jetzt schon, macht sich auf . . . Herrgott, wenn der Jäger die Scherben wenigstens nicht zertreten hätte, der Hafen wäre vielleicht zu repariren gewesen!

Auf einmal raschelt's — ein Wiesel? ein Erdzeisel? Ueber den abgehauenen Baumstamm mit den vielen Wurzeltrieben ist etwas hingelaufen. Kleine Augen haben Franzko aus dem Laube angeglänzt . . . Die Hexe kann allerlei Gestalten annehmen. O! o! Er sprang auf. Ein Vogel, ein großer schwarzer, ist aufgeflogen — das wird sie sein! Seine Haare sträuben sich — jetzt wird es ihm gehen, wie es Milenka gegangen ist. Er besinnt sich ganz deutlich, die Hexe hat den Besen nicht nach Milenka geworfen, sie selbst ist über Milenka hergeflogen und rittlings auf dem Besen gesessen, hatte ihre dunklen Beine

vorgestreckt und mit den Krallen an ihren Zehen Milenka's Haare gefaßt . . . Und Milenka hat geschrieen: „Jesus, Maria!“ und ist ihr entwischt. Vielleicht entwischt auch er, wenn auch er ruft: „Jesus Maria!“ Maria — wie er den heiligen Namen ausspricht, da fällt ihm ein: beim Muttergottesbild oben an der großen Eiche, da fände er Heil. In die Nähe der Muttergottes wagt eine Hexe sich nicht. Nur hinkommen, hinkommen bis zu der großen Eiche, das müßte man! Franzko rennt, so rasch er nur kann, den steilen Weg aufwärts und betet: „Lieber Gott, hilf, mach' sie todt, die Hexe, daß sie mich nicht packen kann . . . Ihr Heiligen, all' ihr lieben, guten, thut ein Wunder, gebt ihr ihren Topf zurück! Heilige Maria, Mutter des kleinen Jesukindleins, Du hast die Kinder gern, gib mir Kraft, gib mir Athem, daß ich laufen kann bis zu Dir!“

Und jetzt ist ihm, als ob er lachen hörte. Sein kurzer Fuß versagt plötzlich den Dienst, will nicht mehr mit. Franzko hüpft nur noch in kleinen Sätzen. Die Hexe hat ihn, spielt mit ihm wie die Katze mit der Maus. Sie ist hinter ihm, über ihm, neben ihm, streckt den Hals, ihre runzlige Wange streift seinen Arm, und sie blickt ihm von unten hinauf ins Gesicht. Und die Todtenhand greift nach ihm, er fühlt sie eisigkalt im Genick. O die Nägel! . . . die Nägel stechen ihn in den Rücken . . . Der Schlangenkopf ist auch da, rollt ihm vor die Füße . . . züngelt nach ihm . . .

Weiter, weiter mit Schandern, Stöhnen, Weinen . . .

Die Sonne steht im Scheitel, dunkel ragt der Wald vor dem weißglühenden Horizont, und einzelne Lichtstrahlen zittern durchs Laub . . . O gnädiges Licht! Es hat die Eiche getroffen. Es gleitet über ihren Stamm. Er sieht das heilige Bild. Der glänzende Schein um das Haupt der Gebenedeiten leuchtet ihm Trost und Erbarmen ins verzweifelnde Herz. Und das himmlisch holde Angesicht grüßt herüber: Da bin ich, komm zu mir!

Eine höchste, letzte Anstrengung. Franzko faltet die Hände und schreit auf.

Die Hexe hat ihr Aergstes gethan, sie hat ihm ihr Messer in die Brust gestoßen . . . Blutstropfen perlen auf seinen Lippen . . .

Aber das ist ja gut, das ist ja die Erlösung. Die Hexe ist fort, und er sieht — o liebliches Wunder! — die heilige Jungfrau sich ihm entgegen neigen . . . Lächelnd neigt sie sich ihm entgegen, breitet den blauen Mantel aus, und das Kind schmiegt sich niedersinkend in seine weichen Falten. Ueberirdische Seligkeit erfüllt ihn, der Himmel öffnet sich ihm, und mit den Engeln jubelt er: „Gegrüßet seist Du, Maria, Du bist voll der Gnaden.“

Milenka kam rechtzeitig heim, stellte den Hafen an seinen alten Platz, ging stolz ins Armenhaus und klimperte mit den kleinen Münzen in ihrer Tasche. Ihre erste Frage war nach Franzko.

„Ist der dumme Bub' noch nicht da? Er hat sich gewiß erwischen lassen, und sie haben ihm den Topf zerschlagen, und jetzt traut er sich nicht nach Hause."

Eine Weile wartete sie, dann ging sie ihn suchen.

Von Weitem schon erblickte sie ihn. Er lag auf der Erde vor der großen Eiche.

„Fauler Schlingel!" rief sie und eilte auf ihn zu und stieß mit ihrem Fuße gegen sein ausgestrecktes Bein: „Rühr' Dich!" . . . Das Wort erstarb auf ihrer Zunge, schaudernd wich sie zurück. In die weit aufgerissenen Augen, mit denen sie ihn anstarrte, schoß es ihr brennend heiß. Der rührt sich nimmer, mit Dem ist's vorbei . . . Und er hatte immer alles gethan, was sie wollte, und hatte sie lieb gehabt und bewundert . . .

„Franzko! sei nicht todt!" schrie sie plötzlich auf.

Aber er war todt, sie wußte es, sie ging ja von jeher jeden im Dorf Verstorbenen ansehen. Fast alle hatten einen friedlichen Ausdruck gehabt — keiner einen so still glückseligen. Von dem durchsichtig blassen Kindergesicht ihres kleinen Freundes ging ein förmliches Leuchten aus. Sein Kopf war im hohen, weichen Moose eingebettet wie auf einem rothen Polster. Es waren aber nicht Erdbeeren, was den Boden färbte, es war Blut.

Der Fink.

„Lux! Lux! Herein da! Gleich da herein! Garstiges, grausliches, miserables Thier!“ In allen Winkeln ihres Gedächtnisses suchte sie nach einem tödtlich beschämenden Schimpfwort, um es dem Hund an den Kopf zu schleudern, noch ehe sie selbst bei ihm ankam und ihm all' das Ueble anthat, das sie gegen ihn im Sinn führte.

Der Hund war ein großer, weißer, kurzhaariger Spitz. Er hatte einen rabenschwarzen Fleck über dem halben Gesicht und dem halben linken Ohr, was ihm etwas ungemein Herausforderndes gab, und er konnte so verächtlich dreinschauen wie kein zweiter Hund auf der Welt. Ganz flüchtig sah er sich nach dem schlanken Persönchen mit den blonden, nach Knabenart geschnittenen Haaren um, das auf ihn zugeeilt kam, und wendete seine Aufmerksamkeit gleich wieder etwas Kleinem, Lebendigem zu, das sich im Grase regte, beschnüffelte es, betupfte es mit seiner Pfote.

„Marsch!“ — Das R in dem Worte klang wie eine lange Reihe von R, die nach einander ausgesprochen worden wären, also fast wie rollender Donner. Zugleich erhielt der Spitz einen mit aller Kraft, über die ein acht-jähriges, eher zartes als starkes Mädchen disponirt, ge-

führten Faustschlag in die Flanke. Pia that sich dabei mehr weh als ihm, denn der Hund mußte irgend einen Vorahnen vom Geschlecht der Wale haben, wenigstens schien er aus lauter Fischbein zu bestehen.

Puterroth und die Augen voll Thränen, kniete Pia jetzt im Grase und hielt das kleine Lebendige in ihren Händen, streichelte, küßte, bedauerte es. Das liebe, das arme, ach so klein! so arm! Ein ganz junges Finklein. Zu früh hatte es sich aus einem der Nester auf der großen Rüster gewagt, dem ältesten unter den alten Bäumen des Gartens, der gar vielen Vögeln Obdach gewährte. Fast so hoch wie der Schloßthurm ragte sein Wipfel, seine Aeste und Zweige bildeten einen Hain. Wie konnte das verirrte, erschöpfte Vögelchen den Weg zurückfinden ins Vaterhaus?

Es schien sich der ganzen Größe seines Unglücks bewußt, stieß von Zeit zu Zeit jämmerliche Piepse aus, zwinkerte in Qual und Todesangst mit den dunklen glänzenden Aeuglein. Sein Körperchen zuckte, sein Herz schlug mit rasender Schnelligkeit. Es war gewiß schwer verletzt. Der garstige Lux hatte es gebissen oder ihm vielleicht die Brust eingedrückt . . . was wußte Pia, was er ihm gethan! Und jetzt hatte das miserable Thier noch die Unverschämtheit, heranzutreten, ganz vertraulich die Schnauze auf ihre Schulter zu legen, nachdem er dieselbe Schnauze mehrmals rasch nach einander mit der Zunge abgeleckt, und ihr mit seinen sehr sprechenden Augen und seiner naiven Missethätermiene zu sagen:

„Gib mir das Ding zurück. Ich hab's gefunden, 's ist mein. Ich brauch's zum Spielen. Es quietscht so nett, wenn ich drauf tupfe mit meiner Pfote!"

„Marrrsch!" Wieder rollte das R wie Donner. Pia sprang auf und gab dem Lux einen Tritt, bei dem sie sich fast den Fuß verrenkte, und der ihn lächeln machte.

Sie rannte ins Schloß, in die Küche, ließ sich Milch und Weißbrot geben und versuchte das Finklein zu füttern. Sie verstand sich auf die Kunst. Drei aus dem Nest gefallene Spatzen hatte sie im vorigen Sommer prächtig aufgebracht, und zwei von ihnen waren in noch zarterem Alter gestanden als das Finklein. Aber freilich, das waren eben Spatzen gewesen, zäh und ordinär, solche, wie es Hunderttausende gibt, nichts Feines, Exquisites, das auf ganz andere Lebensbedingungen gestellt ist als die große Masse.

Das Finklein verschmähte die Nahrung, die seine Wohlthäterin ihm bot, und wenn sie ihm den Schnabel mit sanfter Gewalt öffnete und ihm ein Tröpfchen Milch einflößte, schluckte es nicht einmal.

Die Köchin, eine majestätische, dicke Person, mit einem Suppentellergesicht und blauen, schmachtenden Augen, hatte von ihrer großen, blanken Werktafel aus den Bemühungen Pia's mitleidig zugesehen.

„Sie plagen das arme Thier umsonst," sagte sie sanft und freundlich. „Geben Sie's her. Ich mach's todt."

„W—as? todt machen?" Pia hob das schmucke Köpfchen, streckte sich, wurde ordentlich größer vor. Ent-

rüstung. „Sie wird man todt machen, Sie Grausame . . ."

Die Mörderin unzähliger Tauben, Hühner, Perlhühner, Truthühner zuckte mit ruhigem Selbstbewußtsein die Achseln: „Ich bin nicht grausam, ich könnt' ein armes Thier, dem nicht mehr zu helfen ist, nicht so leiden sehen, weil's mich freut, mit ihm zu spielen."

Pia schauderte; sie stürzte aus der Küche hinaus, fort von der Entsetzlichen, der Todtmacherin von Beruf, die so schreckliche Dinge sagte und vielleicht sogar — recht hatte:

Weil es sie freut, mit ihm zu spielen?

Wenn das wahr ist, dann ist sie ja viel schlechter als Lux, der keine Vernunft hat und ein Nebenthier quält, ohne zu wissen, was er thut . . . Menschen haben einen andern Standpunkt und eine andere Verantwortlichkeit.

Was ist neulich geschehen, als der Thierarzt zum alten Jagdhund Flock gerufen wurde und erklärte, daß er unheilbar krank sei? Da hat die Großmutter zu Papa gesagt: „Erlös ihn! Spend' ihm eine gnädige Kugel! Er soll den Tod eines braven Jagdhundes sterben." — Und Papa, dieser engelsgute Papa, hat ein Gewehr genommen, ist hingegangen und hat den alten Flock erschossen. Und Flock war Papas Lieblingshund.

„Du bist auch mein Liebling," flüsterte sie dem Vogel zu, „und ich will dich von deinen Leiden erlösen. Und ich weiß den schönsten Tod für dich, den

schönsten Vogeltod. Im letzten Augenblick noch sollst du glauben können: ‚jetzt flieg' ich'. Und dann wird Alles aus sein. Bei einem Vogel ist dann Alles aus."

Sie lief über den Hof, in den Gang und die Stufen hinauf, die zur Wohnung der Thurmwartels führten.

Kein wirklicher Wartel. Er hieß nur so und war ein greiser, pensionirter Hausdiener. Er that auch nichts mehr, außer Tabak schnupfen und schlafen. Den Thurm sah er als seine eigenste Domäne an, und weil er selbst nie mehr hinaufstieg, war sein schwarzer Kater angewiesen, die Besucher zu begleiten.

Die Thür des Wartelzimmers war nur angelehnt und hatte ein großes Guckloch. Pia warf im Vorübergehen einen Blick hindurch. Der Alte schlief in seinem Lehnstuhl, der Kater saß neben ihm auf dem Tisch und lauerte. Die Kleine erblicken und auf den Boden springen war eins. Er zwängte sich durch den Thürspalt wie eine Schlange aus Sammet und schlich hinter Pia her, unhörbar auf seinen elastischen Pfoten. Immer näher kam er heran, schmiegte sich an sie, warf ihr aus den großen, runden Topasaugen forschende Blicke zu.

Ob er den Vogel witterte? Ob er ahnte, was Pia in der Hand trug?

Auf der Treppe lag der Staub fingerdick, und ein unheimliches Zwielicht herrschte. Die wenigen Fenster waren nicht viel breiter als eine Zaunlatte und mit Schmutz und Spinn-Geweben überzogen. Manchmal huschte etwas vorüber — eine Ratte, gewiß. Dann schoß

der Kater drauf los, und dann gab's einen kurzen, wüthenden Kampf, ein schrilles Pfeifen gellte, ausgestoßen in Schmerz und Todesnoth.

Und das Raubthier war wieder da, und seine gelben Augen leuchteten und sahen wieder und wieder zu Pia hinauf und schienen zu sagen: „Die rechte Beute hab' ich noch nicht, die möchtest du mir vorenthalten. Wart' nur, ich hole sie mir, ich bin stark, ich habe Krallen."

Der Kleinen wurde bang, sie hastete, sie lief die Stiege hinauf. Ach, die wollte heute kein Ende nehmen! Und die Stufen waren so steil, und so schwindelig wurde man bei dem ewigen Rundherum und Rundherum!

Seit einer Weile schon hatte das Finklein kein Lebenszeichen gegeben. Plötzlich rührte sich's, sträubte seine Federn, seine Füßchen zappelten und zuckten . . .

Vorüber . . . nichts mehr. Das war vielleicht das Letzte. Das Finklein war vielleicht jetzt gestorben. Pia trug eine kleine Leiche in ihrer Hand . . .

Schrecklich, schrecklich, der Tod ist etwas Schreckliches, und ihn da haben, ihn fühlen . . . Ein Grauen überrieselte sie, und sie flüsterte dem Vogel zu:

„Stirb nicht, stirb nicht in meiner Hand!" Sie legte seinen Kopf an ihre Wange, hauchte leise über ihn hin, und — schrie auf. Der Kater war mit einem wilden Satze heraufgesprungen, ihr fast ins Gesicht, und fauchte und dräute. Eine feige Regung stieg in dem Kinde auf: Gib es ihm! Gib ihm das Vögelchen! Es ist ja todt . . . Aber vielleicht doch noch nicht ganz

todt und kann sich noch fürchten, noch etwas davon fühlen, wie es zerfleischt wird. Nein, und — nein! Man hat doch seinen Kopf, man wird nach seinem eigenen Kopf thun und nicht nach dem eines ekelhaften alten Katers.

„Fort, Unkatz! Unkatz!" ruft sie, und daß sie einen so verletzenden Namen für ihn gefunden hat, freut sie, stärkt sie. Sie stürmt die Stufen hinauf.

Da endlich war sie angelangt beim Pförtlein, das auf die Plattform führt. In seinem altersgrauen, von oben bis unten geborstenen Holze bildete das hereinströmende Sonnenlicht goldene und diamantene Stäbe.

Pia stieß es auf und betrat die Plattform. Der Kater ihr auf den Fersen. Sie fürchtete ihn nicht mehr, sie küßte den Vogel noch einmal auf sein Köpflein.

„Jetzt erlös' ich dich, bald wirst du nicht mehr leiden. Du wirst fallen — fallen — es wird dir sein wie im Traum."

Ueber die Mauerbrüstung gebeugt, blickte sie hinab.

Lauter Wipfel, und der alle überragte, war der der alten Rüster, und schien so nah, daß man meinte, ihn greifen zu können. Und ganz oben in den feinsten Zweiglein seiner Krone huschte es unstet hin und her, ward ein banges Schreien und Klagen laut, und so klein die Brust, der es entquoll, so groß und verzweiflungsvoll der Schmerz, der sich darin aussprach.

Bist du's, Finkenmutter? Bist du's, Arme? Du wirst dein Kind wiedersehen, es kommt, aber es ist todt.

Pia streckte den Arm aus, und im Augenblick war der Kater dicht an sie heran auf die Mauer gesprungen.

„Du bekommst ihn nicht, du nicht!" rief das Mädchen, drückte einen Moment die Augen fest zu und öffnete die Hand.

Das Vöglein entglitt ihr und sank eines Athemzugs Dauer. Dann . . . Herr Jesus, Herr Jesus — es war nicht todt, es lebte! Seine Flügel spreizten sich, aus seiner Kehle drang ein leises, halb banges, halb freudiges Zwitschern, es flog, ein bißchen ungeschickt und wie trunken, aber flog dem Wipfel der Rüster zu, und dort erschallte ein Jubeln, ein Jauchzen seligen Entzückens. Dazwischen ein eifriges, fragendes, besorgtes Piepsen: „Wie geht's? Bist gesund? Fehlt dir nichts?"

„Nein, jetzt fehlt ihm nichts mehr!" Pia brach in helles Lachen aus. Sie lachte dem Kater ins runde, flache, ins kläglich bestürzte Gesicht.

„Spring' nach! Hol' dir's, alter dummer Kater! Es ist gerettet vor dir, vor allen seinen Feinden, es ist bei seiner Mutter!"

Sie hielt plötzlich inne, sah nachdenklich in die Ferne und wiederholte langsam: „Bei seiner Mutter."

Wie einem da ist, wußte sie schon lange nicht mehr . . . Sie war damals so gar klein gewesen . . . aber herrlich muß es sein für einen Vogel und — für ein Kind.

Schattenleben.

Bist du dir schon einmal vorgekommen wie dein eigener Schatten? Ich mir wohl. Es ist ein seltsames, über allen Ausdruck friedliches Gefühl. Ich kann es in mir erwecken, wenn ich am Abend, besonders im Spätherbst, auf- und abgehe im geschlossenen Gang des ersten Stockwerks unseres Hauses. Er ist lang und ziemlich schmal und verbindet das hochgewölbte Treppenhaus mit einer Brücke, die in den Garten führt. An seinen Wänden hängen Teppiche und Bilder, die Fenster sehen auf eine vierfache Reihe uralter Linden. Einst bildeten sie eine undurchsichtige Wand, und ihre Wipfel überragten das Dach. Jetzt sind sie dürr und gestutzt, große Lücken haben sich im Laube gebildet, das morsche Geäst stöhnt im Winde, der Boden ist mit schwarzen, dürren Zweiglein bedeckt, Greisenkindern, die spät geboren, früh schon abfallen. Sie führen einen kleinen Todtentanz mit welken, raschelnden Blättern im Sande auf. Manchmal auch nimmt der Wind einige von ihnen auf seine Flügel, trägt sie durch die Lüfte und wirft sie an die Scheiben, und das gibt einen leisen, dumpfen Ton, wie wenn Nachtfalter ans Fenster stoßen.

Sonst Alles ruhig, das große Licht am Himmel untergegangen, die kleinen Lichter im Hause noch nicht angefacht. Die Leute gönnen sich eine kurze Rast vor der langen, die die Nacht bringen wird.

Ich bin allein mit den Geistern der Einsamkeit. Mein Gehen wird sehr bald ein Gleiten, ich brauche die Füße kaum mehr zu heben, ich bin federleicht, bewege mich vorwärts fast ohne mein Zuthun. Allerlei Gestalten tauchen dicht vor mir auf, aus dem Boden, aus den Wänden, oder kommen mir entgegen von weit, weit her. Und wenn ich an einem Ende des Ganges bin, weichen sie aus, scheinen verschwunden — sind wieder da, schweben mir nach . . .

Da taucht eine Erinnerung aus der Kinderzeit auf — und ich sehe mich rasch um, instinctmäßig. Ja, das war einst, das war eigen. Ich weiß, daß ich Jahre lang den Zweifel in mir trug, ob denn außer mir noch etwas wirklich sei,' ob ich nicht allein lebe, fühle, athme in einem ungeheuren Nichts. Wohin du nicht siehst, da ist nichts, dachte ich. Der Blick deines Auges zaubert die Welt, die du siehst, hervor. Ich war im Kampf mit diesem Nichts, das sich vor mir für Etwas ausgab; ich suchte es zu überlisten, es gleichsam auf der That zu ertappen. Ich rannte zuweilen im Garten vorwärts, so rasch ich konnte, und wendete mich dann plötzlich um und meinte: einmal wirst du's erwischen, das Weiße, das Leere. Aber ich erwischte es nie, es war immer schneller als ich; eh' ich mich umsehen konnte, hatte die Decoration

sich wieder aufgestellt. Das fortwährende Mißlingen dieser Versuche betrübte mich übrigens nicht sehr, wie mich denn auch merkwürdiger Weise der Gedanke nicht traurig machte, daß alle Menschen, die ich liebte, an denen mein Herz hing, nichts Anderes waren als Gebilde meiner Phantasie, die zerrannen, sobald ich sie nicht mehr ansah.

Und daß sich unter diesen Phantasiegebilden einige befanden, die mich mit großer Strenge behandelten, die ich fürchtete, denen ich gehorchen mußte, auch das beirrte mich nicht im Glauben an ihre Wesenlosigkeit. Dummes Kind, das ich war, und immer fröhlich, ohne Grund zur Fröhlichkeit . . . Arme, mutterlose Kindheit!

Ist der reich, der nicht weiß, wie arm er ist, oder doppelt arm? Arm oder reich, geliebt oder ungeliebt — ich war. O Glück zu sein, unausrottbare Lust am Dasein! Jetzt noch, in einem schwachen Nachhall, in einem Schein des Lebens regst du dich. — Wie gut, zu sein, wie gut auch, zu vergehen. Ins Nichts? O nein. Das hab' ich gelernt: Alles ist, nur nicht das Nichts. Kein banges Sterben, ein Scheiden in tiefster Seelenruh. Wie der Weg auch sei, Allweisheit hat ihn vorgezeichnet, Allwissenheit kennt sein Ziel. In seliger Zuversicht betret' ich ihn, kein Bangen vor dir, Allwissenheit!

Da schwebt er vorbei, der Schatten der Kindertage, und welche lange Reihe von Schatten ihm nach. Viele sind dunkel, düster und kalt, manche sind hold und duftig, wie die Schatten rosiger Wolken, die hinfliegen über das Gefild. Mir bangt nicht vor den dunkeln, ich

freue mich nicht der holden, ich weiß nichts von Angst und von Freude, mir thut nichts weh und nichts wohl.

Nun tauchen Bilder auf. Wollt ihr mich Lügen strafen? Weckt ihr noch Freud und Leid? Ihr seid Erinnerungen. Wer hat euch gerufen? Geht dahin, wo eure Heimath ist — ins große Reich des Vergessens. In Scharen ziehen sie. Was doch ein langes Leben bringt und — nimmt. Vorbei, vorbei — nicht alle. Da sind einige, die wurzeln fest. Sie dräuen, sie möchten noch im Tode verwunden. Nun denn, beharrt; thut so weh, wie man einem kühlen, dahin gleitenden Schatten thun kann. Kindheit, Jugend, reifes Alter, Alles vergangen, Alles wie gehüllt in die Nebelschleier des Traums. Vergangene Freuden, überstandene Leiden sind wie geträumte Freuden und Leiden.

Nun wieder an der Glasthür angelangt und einen Blick hinaus geworfen ins Dunkel; ein Wagen rollt. Die Hunde schlagen an. Jauchzendes Gebell. So begrüßen sie nur Einen. Große, wuchtige Schritte kommen rasch über die Brücke. Ist er's? Ja, das ist die geliebte Wirklichkeit. Eine hohe Gestalt tritt in die Thür:

„Aber Marie," sagt der beste aller Brüder, „so spät noch auf dem Gange, Du mußt Dich ja erkälten."

Der Vorzugsschüler.

Mutter und Sohn saßen einander gegenüber am Tische, der als Arbeits- und Speisetisch diente, und dessen eine Hälfte schon für die Abendmahlzeit gedeckt war. Eine Petroleumlampe mit grünem Schirm beleuchtete hell die Schulbücher, die der Knabe vor sich aufgeschichtet hatte, und die ungemein geschont aussahen nach einer mehr als halbjährigen Benutzung. Es war Ende März, und in wenigen Monaten mußte Georg Pfanner aus der dritten Classe, wie aus jeder früheren Vorbereitungs- und Gymnasialclasse, als Vorzugsschüler hervorgegangen sein. Mußte! Wohl und Weh des Hauses hing davon ab, der — wenigstens relative — Frieden seiner Mutter, der Schlaf ihrer Nächte . . . Wenn dem Vater schien, daß „sein Bub" im Fleiß nachlasse, wurde sie zur Verantwortung gezogen. Das wirkte viel stärker auf den Jungen, als die strengste Ermahnung und Strafe gethan hätte. Für seine Mutter empfand er eine anbetende Liebe und war das Ein und Alles der freudlosen, vor der Zeit gealterten Frau. Die Beiden gehörten zu einander, verstanden einander wortlos, sie hatten, ohne es sich selbst zu gestehen, ein Schutz- und Trutzbündniß

gegen einen Dritten geschlossen, dem sie im Stillen immer Unrecht gaben, auch wenn er Recht hatte, weil sie sich im Grund ihrer Seele in steter Empörung gegen ihn befanden. Frau Agnes würde erstaunt und wahrscheinlich entrüstet gewesen sein, wenn man ihr gesagt hätte, daß ihre Empfindung für ihren Mann längst nichts mehr war als eine Mischung von Furcht und von Mitleid. Georg würde eher die ganze Schule zum Kampf herausgefordert, als geduldet haben, daß ein unehrerbietiges Wort über seinen Vater gesprochen werde. Aber weder der Mutter noch dem Sohne wurde es wohl in seiner Nähe. Seine Anwesenheit bedrückte, löschte jede heitere Regung im ersten Aufflackern aus. Und doch war der einzige Lebenszweck dieses Mannes die Sorge um das Wohl seines Kindes in Gegenwart und Zukunft.

Frau Agnes ließ ihre Arbeit in den Schoß sinken und blickte nach der Schwarzwälder Uhr, die an der Wand neben dem Kleiderschrank ihr blechernes Pendel schwang. So spät schon, und der Mann kam noch immer nicht aus dem Bureau. Sie lasteten ihm dort so unbarmherzig viel Arbeit auf, und er besorgte sie widerspruchslos und nahm noch Arbeit mit nach Hause, um die Vorgesetzten nur gewiß zufrieden zu stellen und beim nächsten Avancement berücksichtigt zu werden.

Ja, der Mann plagte sich, und es war sehr begreiflich, daß er übermüdet und mürrisch heimkehrte. Und der Junge, der liebe, geliebte Junge, plagte sich auch. Heute ganz besonders. Dunkelroth brannten seine

Wangen, und sogar die Kopfhaut war geröthet, und die Stirn zog sich kraus. In Hemdärmeln saß er da, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, preßte das Kinn auf seine geballten Hände und starrte rathlos zu seinem Hefte nieder. Drei Mal schon hatte er die Rechenaufgabe gemacht und jedesmal ein anderes Resultat erhalten, und keines, das sah er wohl, konnte das richtige sein.

Die Mutter wagte nicht, ihn anzusprechen, um ihn nicht zu stören, warf nur verstohlen von Zeit zu Zeit einen bekümmerten Blick auf ihn und vertiefte sich wieder in ihre Arbeit und flickte emsig am schadhaften Futter der Jacke, die er ausgezogen hatte.

Nun wurde nebenan ein Geräusch vernehmbar. Im Schloß der Küchenthür drehte sich der Schlüssel.

„Der Vater kommt,“ sprach Frau Agnes. „Bist fertig, Schorschi?“

„Mit der Rechnung noch lang nicht.“ Sein Mund verzog sich, und unter seinen blonden Wimpern quollen plötzlich Thränen hervor.

„Um Gotteswillen, Schorschi, nicht weinen, Du weißt ja — der Vater . . .“

Da trat er ein, und sie stand auf und ging ihm entgegen, und er erwiderte ihr schüchternes Willkomm mit einem ungewohnt freundlichen:

„Na, grüß Euch Gott.“

Official Pfanner war um ein Weniges kleiner als seine Frau und ungemein dürr. Die Kleider schlotterten ihm am Leibe. Seine dichten, eisengrauen Haare standen auf dem Scheitel bürstenartig in die Höhe, seine noch schwarz gebliebenen Brauen bildeten zwei breite, fast gerade Striche über den dunkeln, sehr klugen Augen. Den Mund beschattete ein mächtiger, ebenfalls noch schwarzer Schnurrbart, den Pfanner sorgfältig pflegte, und der dem Beamten der Kaiserlich Königlich österreichischen Staatsbahn etwas Militärisches gab.

Pfanner hatte einen großen Pack Schriften mitgebracht und war doch nicht unwirsch. Er ließ sich von seiner Frau den Ueberrock ausziehen und sagte sanft und ruhig: „Bring das Essen und lösch die Lampe in der Küche aus. Die brennt, ich weiß nicht zu was. — Lern weiter!“ befahl er dem Sohn, der sich nach ihm gewendet hatte und ihn scheu und ängstlich ansah.

„Es ist so schwer,“ murmelte Georg.

Der Vater stand jetzt hinter seinem Stuhle: „Schwer, fauler Bub? Deine Faulheit überwinden, das wird Dir schwer, sonst nichts. Einem Kind, das Talent hat, wird nichts schwer. Faul bist.“

„Ich hab' Alles fertig,“ sprach Georg mit einem trockenen Schluchzen und drängte die Thränen zurück, die ihm wieder in die Augen treten wollten, „nur die Rechnung nicht . . .“ da kippte seine Stimme um, der Satz endete in einem schrillen Jammerton, und zugleich beugte der Kopf des Jungen sich tiefer. Seinem Bekenntniß

mußte die Strafe folgen, er erwartete die unausbleibliche mit dumpfer Resignation, den wohlbekannten Schlag der kleinen, harten Hand, die wie ein Hammer niederfiel und das Ohr und die Wange Georg's auf Tage hinaus grün und blau marmorirte.

Aber heute zürnte der Vater nicht. Nach einer kleinen Weile streckte sich sein Arm über die Schulter des Knaben, der Zeigefinger bezeichnete eine Stelle in der Rechnung, deren sorgfältig geschriebene Zahlen eine Seite des Heftes bedeckten.

„Da sitzt der Fehler. Siehst Du?"

War's möglich, daß Georg ihn noch immer nicht sah? daß er sich keinen Rath wußte, auch dann nicht, als der Vater zu erklären begann. Er that das auf eine so völlig andere Art als der Lehrer. Dem Kind wollte und wollte das richtige Verständniß nicht aufgehen, trotz aller Anstrengung und Mühe. Dazu die Furcht: Jetzt reißt dem Vater die Geduld, jetzt kommt der Schlag. Zuletzt dachte er nur noch an den und wünschte, die Züchtigung wäre vollzogen, damit er sich nicht mehr vor ihr ängstigen brauche.

„Gib Acht, Du gibst nicht Acht!" rief Pfanner und begab sich auf seinen Platz am oberen Ende des Tisches, wo für ihn gedeckt war. Die Mutter hatte das Abendessen aufgetragen. Kartoffeln in der Schale, ein schönes Stück Butter, ein Laib Brot, eine Schüssel mit kaltem Fleische. Die stellte sie zagend vor ihren Mann hin, und seine Mißbilligung blieb nicht aus.

„Fleisch am Abend — was heißt das? Keine neue Einführung, bitt ich mir aus.“

Sie entschuldigte sich. Sie log. Die Nachbarin hätte so schönes Fleisch vom Land bekommen und ihr dieses schon eingekaufte um ein Billiges abgetreten: „Es ist auch noch für morgen da,“ setzte sie hinzu, um einer wiederholten Rüge vorzubeugen, die viel schärfer ausgefallen wäre. Sie hätte aber auch die schärfste über sich ergehen lassen. Es galt einen Kampf, in dem sie, die sonst willensschwache Frau, um keinen Preis nachgeben durfte.

Das Abendessen war längst vorbei, die Mutter längst zur Ruhe gegangen, Vater und Sohn saßen noch bei ihrer Arbeit. Pfanner befaßte sich mit dem Aufstellen einer statistischen Tabelle, Georg kam mit seiner Rechnung nicht zu Ende. Die Aufmerksamkeit weder des Einen noch des Andern war völlig bei seiner Beschäftigung. Jeder von ihnen hatte heute ein Glück erfahren, und die Erinnerung daran stellte sich immer und immer wieder zerstreuend und ablenkend ein.

Pfanner war dem Herrn Subdirector begegnet, und der hatte ihn angesprochen und ihn der Wohlmeinung des Herrn Directors und seiner eigenen versichert. Der Herr Director warte nur auf die erste Gelegenheit, dem unermüdlichen Fleiß und Diensteifer des Officianten die gebührende Anerkennung zu Theil werden zu lassen.

„Für außergewöhnliche Leistungen außergewöhnliche Auszeichnungen. Verlassen Sie sich darauf.“ Mit diesen

Worten hatte der hohe Vorgesetzte ihn verlassen, und Pfanner war weiter gewandert, von einem berauschenden Glücksgefühl ergriffen. Worauf durfte er sich Hoffnung machen? Auf Beförderung außer der Tour? Auf eine große Remuneration? Die wäre ihm vielleicht das liebste. Georg's Sparkassenbuch würde dadurch eine unverhoffte Bereicherung erfahren. An jedem letzten Tag des Monats nahm er es aus der Lade und ließ die wenigen, mühselig vom Gehalt ersparten Gulden eintragen, um nur ja nicht unnöthiger Weise einen Heller Zinsen einzubüßen.

Der Sparkassenbeamte lachte schon: „Was bringen's denn heut, Herr Official, einen halben Gulden, einen ganzen?"

Pfanner's Hochmuth litt unter diesen Spötteleien. Und jetzt stellte er sich vor, wie ihm sein würde, wenn er einen Hunderter oder gar zwei hinlegen könnte und nachlässig sagen:

‚Bitte, tragen Sie heute das ein, ins Buch von meinem Buben.'

Sein Georg an der Spitze eines, wenn auch kleinen Vermögens — er liebte ihn mehr, wenn er daran dachte.

Der zukünftige Capitalist hielt die Feder in der Hand und sann. Nicht über seine Rechnungsaufgabe. Seine Gedanken trugen ihn weit weg aus der kahlen, dürftig eingerichteten Stube ins Freie, wo jetzt schon neues Leben sich zu regen begann, und ein Frühling sich ankündigte, von dem er wieder nichts haben sollte. Dem

Frühling würde der Sommer folgen, die Schule geschlossen werden, und die Kameraden würden auf Ferien gehen, einige in die Nähe von Wien, andere glückliche ganz aufs Land, auf das wirkliche Land, oder gar ins Gebirge, in die Wälder, an die schimmernden Seen und Flüsse, an brausende Wasserfälle . . . Nur er kam nie hinaus aus den trostlosen Straßen der Vorstadt, nie fort vom müdmachenden, langweiligen, verhaßten Straßenpflaster, auf dem man sich die Schuhe zerriß und die Füße wund ging. Dazu des Vaters ewig wiederholtes: „Lern! Hast gelernt? Kinder sind da, um zu lernen."

In seinem Jungen aber schrie es: Nicht nur um zu lernen! Manchmal schon hatte er sich ein Herz gefaßt und gesagt: „Die Andern sind jetzt auf Ferien und lernen nicht."

Da war der Vater bös geworden. „Sind das Vorzugsschüler?" Wenn ja ein paar darunter sind, dann sind sie nicht leichtsinnig und zerstreut wie Du, fauler Bub. Haben vielleicht nicht einmal Talent wie Du, dafür aber Fleiß, eisernen Fleiß. Ferien . . . was Ferien! Ein tüchtiger Mensch braucht keine, will keine. Hab' ich Ferien?" Es war der Stolz Pfanner's, daß er noch nie Urlaub genommen.

Indessen, trotz all der väterlichen Strenge, ein wahres Löschhorn für jede heitere, lustige Regung, hatte es einige Jahre gegeben, in denen Georg eine Frühlingsfreude genossen. Und heute war der gesegnete Tag, an dem ihm endlich ein langgehegter, heißer Wunsch erfüllt wurde.

Er trug das Mittel, Frühlingsfreude wieder zu erwecken, in seiner Tasche.

Um ein Stockwerk tiefer als die Familie Pfanner, im dritten des gegenüber liegenden Hauses, wohnte ein Schuster, der eine Nachtigall besaß. Wenn der Frühling anbrach, hing er ihren Käfig unter den Fenstersims an die Mauer. Der Käfig war eng und schmal, hatte dicke Sprossen und bot seiner Bewohnerin wenig Raum und wenig Licht. Sie sang wundersam in ihrer traurigen Gefangenschaft. Ihre süßen Lieder klangen nicht nur klagend und sehnsuchtsvoll, auch hell und jubelnd und wie voll des seligen Entzückens über die eigene Herrlichkeit, berauscht vom Triumph über die eigene hinreißende Macht. Die Töne, die der kleinen Brust entquollen, erfüllten die Gasse mit Wohllaut.

Georg brachte jeden freien Augenblick am Fenster zu, beugte sich hinaus und sandte der Nachtigall seine Liebesgrüße. Der Schuster, das konnte man leicht bemerken, kümmerte sich nicht viel um die holde Sängerin. Wäre sie Georg's Eigenthum gewesen, wie hätte er sie gehegt und gepflegt! Sie war sein Glück, seine Wohlthäterin, sie zauberte ihm den Frühling in die traurige Stube und Schönheit und Poesie in sein ödes Leben. Er lauschte ihr, und märchenhaft liebliche Bilder tauchten vor ihm auf, Landschaften im purpurnen Grün des neuen jungen Lebens, blüthendurchhaucht, lichtgetränkt. Alles,

wovon er gelesen und gehört hatte, das zu erblicken er sich gesehnt, das für ihn das ewig Unerreichbare bleiben sollte.

Bis Johannis ging es so fort, dann hörte die Nachtigall auf zu schlagen, und der Schuster nahm das Bauer wieder ins Zimmer herein. Im letzten Frühjahr hatte Georg vergeblich auf das Erscheinen des Bauers gewartet. Der Schuster hatte die Nachtigall vielleicht verschenkt, oder vielleicht war sie gestorben, und mit ihr all die schönen Träume, die ihr Gesang geweckt, und die stille, geheimnißvolle Wonne, sich ihnen zu überlassen und ihnen nachzuhängen.

Nun aber vor einigen Wochen an einem grauen, frostigen Februarmorgen, tönten Georg, als er in die Nähe der Schule kam, die schmerzlich vermißten Nachtigallenklänge entgegen. Er stieß einen Freudenschrei aus, sah um sich, sah zu den Häusern empor, und da war nirgends ein Vogelbauer zu entdecken, und nirgends stand ein Fenster offen, aus dem der Gesang hätte dringen können. Die Töne schlugen einmal stärker, einmal schwächer an sein Ohr. Sie wanderten, näherten, entfernten sich, und plötzlich lachte Georg laut auf. Die Nachtigall, die so prachtvoll sang, spazierte vor ihm her, blieb stehen, schmetterte ihre Lockrufe in die Luft hinaus, ging ein Stück weiter, kehrte um und kam jetzt auf ihn zu. Sie hieß Salomon Levi, war fünfzehn Jahre alt und trug schiefgetretene Stiefel, einen schwarzen Kaftan, einen steifen, breitkrempigen Hut. Ihre eingefallenen

Wangen entlang baumelten ein Paar glänzende, rabenschwarze Schläfenlocken.

„Herrje Salomon!“ hatte Georg ausgerufen, „was ist mit Dir? bist eine Nachtigall worden?“

Der Angeredete trug an einem fettigen Riemen ein Tabulett, noch einmal so breit als er selbst, und hinkte von früh bis Abends unermüdlich auf dem Quai vor der Schulgasse auf und ab. Sein Waarenlager erfreute sich unter den Studenten des Rufes großer Solidität und bestand aus Brief- und Geldtaschen, Spiegeln, Messern, Uhrketten und dergleichen. Der junge Hausirer führte auch allerlei Spielzeug, das auf Georg eine starke Anziehung übte. Er hatte nie, nicht einmal als kleines Kind, Spielzeug besessen.

„Spielereien kaufen — Geld hinauswerfen, Unsinn!“ sagte Pfanner. „Ein Kind, das Phantasie hat, ein Kind wie das meine braucht keine. Ein Scheit Holz oder ein hölzernes Pferd sind dasselbe für ihn, sind ihm beide ein lebendiges Pferd. Eine Puppe in Seidenkleidern oder der in Zeitungspapier gewickelte Stiefelknecht sind ihm eines wie das andere, ein lebendiges Kind.“

Für Georg haftete der Reiz des Versagten an jedem Gegenstand in Salomon's Auslagekasten. Er kam nie ohne Herzweh an ihm vorüber und knüpfte, so oft es anging, ein Gespräch mit Levi an, um alle die Kostbarkeiten, die er ausbot, mit Muße betrachten und sogar berühren zu dürfen.

„Ach Salomon,“ sagte er ihm einmal, „wie glücklich bist Du! Kannst immer auf- und abgehen, und mußt nicht mehr in die Schule, hast so viele schöne Sachen und kannst sie den ganzen Tag ansehen. Wie froh mußt Du sein!“

Salomon sah ihn wehmüthig an. In welchem Irrthum war Georg befangen! Wenn Salomon alle die „schönen Sachen“ anbrächte, und noch viele andere und Geld für sie bekäme und studiren könnte, dann wäre er froh.

Sie hielten nun täglich eine Unterredung, eine kurze bloß, denn Georg wußte, daß der Vater ihn daheim fast regelmäßig, mit der Uhr in der Hand, erwartete, und wenn er sich um ein paar Minuten verspätete, dann gab es böse Minuten für seine arme Mutter.

So flüchtig aber auch die Begegnungen der beiden Knaben waren, sie bildeten allmählich ein starkes Band. Jeder von ihnen kannte das Leiden; einer bedauerte den andern und beneidete ihn auch. Fürs Leben gern hätten sie getauscht, verhandelten oft darüber und waren schon gute Bekannte gewesen vor jenem Februarmorgen, an dem der Vorzugsschüler dem Hausirer zugerufen hatte:

„Bist eine Nachtigall worden?“

Helles Entzücken durchströmte ihn, als Salomon ihm ein Instrumentchen zeigte, nicht größer wie eine Nuß, in dem alle Flötentöne der Nachtigall schliefen. Man brauchte es nur zwischen die Lippen zu nehmen und geschickt mit der Zunge zu behandeln, um den lieb-

lichen Gesang zu wecken. Er hätte sich auf die Knie werfen und Salomon beschwören mögen: „Sei gut, sei großmüthig, schenk mir die Nachtigall!" Aber das Bild seines Vaters schwebte ihm vor, er vernahm die Worte: „Du bist ein Beamtensohn, Du unterstehst Dich nicht, etwas anzunehmen, nicht ein Endchen Bleistift, nicht eine Feder. Von keinem Mitschüler, von keinem Menschen."

So stotterte er denn mit fliegendem Athem: „Was kostet die Nachtigall?"

Sie kostete zwanzig Heller, und Salomon hatte heute schon ein paar Dutzend verkauft und hoffte, noch ein paar Dutzend zu verkaufen und bald auch seinen ganzen Vorrath, denn sie gingen reißend ab.

Georg überlegte: „Wirst Du in fünf Tagen keine mehr haben . . .? Hebe mir eine auf, ich bitte Dich. Wenn ich mein Jausengeld erspare, habe ich in fünf Tagen zwanzig Heller beisammen und kann Dir die Nachtigall bezahlen."

Salomon war sehr ungläubig. Mehrmals schon hatte Georg versucht, sein Jausengeld zu sparen, um bei ihm einen Einkauf machen zu können, es aber nie weiter gebracht als bis zu acht, höchstens zu zehn Heller. Dann war er plötzlich an einem Nachmittag zu hungrig geworden und hatte sein ganzes Geld auf einmal ausgegeben, für eine besonders lockende Bretzel. Beim Bäcker an der Ecke bekam man so köstliche! Er hatte auch schon seinen kleinen Besitz an Kupfermünzen Aermeren, als er selbst war, geschenkt. Salomon zweifelte mit gutem

Grund an der Fähigkeit des „jungen Herrn“, etwas zurückzulegen. Dennoch erfüllte er ihm seinen Wunsch. Eine Nachtigall blieb unverkauft, die beste. Wer die zu behandeln verstand, konnte ihr ganz besonders klangreiche Töne entlocken.

Und heute hatte Georg sie erworben, war glorreich vor Salomon hingetreten, hatte ihm zehn Zweihellerstücke in die Hand gezählt und die Nachtigall in Empfang genommen.

Der Unterricht in der Gebrauchsanweisung war „dreingegangen.“ Das kleine Instrument wanderte von einem Mund zum andern, und sogleich, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit lernte Georg dem Tabulettkrämer seine Kunst ab.

„Was ein Talent zur Musik! Ich hab' müssen lernen drei Tag', bis ich hab' spielen gekonnt. Sie können gleich spielen, besser als ich.“

Georg erwiderte glückselig, es sei ja so leicht. Ach, wenn Alles so leicht wäre, wenn es mit der Mathematik und der Geschichte und mit dem Griechischen auch so ginge!

In Salomon's melancholischen Augen leuchtete es auf: „Mir möchte leicht sein das Studiren,“ sprach er und sah sehr hochmüthig und sehr traurig aus.

Jetzt war es nahe an elf Uhr. Frau Agnes hatte sich auf Befehl Pfanner's zu Bette begeben, sie schlief

aber nicht; sie beobachtete vom dunkeln Alcoven aus ihren Mann, der mit unvermindertem Eifer liniirte, rubricirte, und ihren Jungen, der müd und blaß sich über sein Heft beugte oder mit verträumten Augen emporblickte zu dem grauen Fleck, den der Rauch der Lampe allmählich an die Decke gemalt hatte. Er durfte noch immer auf des Vaters grimmig wiederholtes „Bist fertig?“ nicht mit ja antworten; er war eben nicht bei der Sache. Er hatte eine Hand in die Tasche gesteckt und die Finger um die Nachtigall gelegt und preßte sie manchmal, als ob sie etwas Lebendiges wäre und es fühlen könnte, mit großer, sanfter Liebe.

Der Heimweg, der ihm sonst immer endlos vorkam, war ihm heute zu kurz gewesen. Fast die ganze Zeit hindurch hatte er die Nachtigall schlagen lassen, und Kinder und selbst Erwachsene waren stehen geblieben und hatten ihm zugehört und sich über die herzige Musik gefreut. Es wäre ihm ein Glück gewesen, vor der Mutter eine Probe seiner neu erlernten Kunst abzulegen. Aber das ging nicht an, die Mutter würde sogleich gesagt haben: „Du mußt dem Vater das Ding zeigen, Du weißt ja, er mag Spielereien nicht.“ Und wenn Georg auch geantwortet hätte: „Es ist keine Spielerei, es ist ein Instrument,“ würde sie doch dabei geblieben sein: „Hinter dem Rücken des Vaters darf man nichts thun und nichts haben.“ So hatte sie es immer gehalten . . . bis heute.

Georg aber konnte nicht vergessen, daß ihm vor

Jahren der jüngste Sohn der Nachbarin, Carl Walcher, seine Flöte geliehen; er hätte sie ihm auch gern geschenkt, ohne Pfanner's spartanisches Verbot. Was Georg einmal hörte, von den Kinderliedern, die seine Mutter ihm vorsummte, bis zum feierlichen Kirchengesang, Alles merkte er sich und brachte die Melodie ganz richtig heraus auf dem höchst primitiven Instrumentchen. Frau Walcher und ihre Söhne hatten ihn bewundert und sogar sein Vater ihm manchmal ein zustimmendes: „Nicht übel“ gespendet. Aber bald war ihm seine Freude verdorben worden.

„Laß die Dummheiten — Lern!“ hatte es bald geheißen. An dem geringsten Versäumniß, an jeder Zerstreutheit des Knaben hatte die Flöte Schuld getragen. Bald, schrecklich bald hatte der Vater sie ihrem Eigenthümer zurück gestellt. So würde er gewiß auch die Nachtigall nicht dulden, und deshalb mußte sie vor ihm verborgen bleiben, die liebe, herrliche.

Als Georg endlich zur Ruhe gehen durfte, erhielt sie ihren Platz unter seinem Kopfkissen. Nach Mitternacht erwachte er, zog sie an seine Lippen. Um sie zu küssen, natürlich nur, sie schlagen zu lassen, konnte ihm doch nicht einfallen . . . Zwar — die Eltern schliefen. Zwischen ihnen und ihm, am Mauervorsprung des Alcoven, tickte kräftig, jedes schwache Geräusch übertönend, der flinke Gang der Schwarzwälderin. Dennoch wäre es nicht gerathen . . . und während er dachte: nicht gerathen, berührte seine Zungenspitze schon das kühle Metall-

plättchen. Ohne seinen Willen, fast ohne sein Zuthun begann die Nachtigall ihren Gesang zu erheben. Sie klagte, sie lockte, sie verkündete eine unerfüllbare Sehnsucht. Ihre Töne stiegen, schwollen, brachen plötzlich ab. Herrgott im Himmel . . . Zu laut, zu laut! Der Vater hat einen gar leisen Schlaf . . . Entsetzlich erschrocken, von Schauern der Angst durchrieselt, steckte Georg seinen Kopf unter die Decke. Am nächsten Morgen beim Frühstück erzählte der Vater von einem merkwürdigen Traum, den er in der Nacht gehabt. Der Schuster hatte wieder eine Nachtigall angeschafft, und Pfanner war gewesen, als ob er sie so laut schlagen hörte, daß er darüber erwachte, und dann, das war das Merkwürdige, hatte er sich eingebildet, wach zu sein und sie noch zu hören. Seine Frau konnte nicht genug staunen, auch ihr hatte etwas ganz Aehnliches geträumt, und das mußte wohl etwas zu bedeuten haben.

Georg stand auf und trat ans Fenster, damit die Eltern sein Erröthen nicht sähen.

Auch Frau Agnes hatte ihr Geheimniß, und sie mußte, um es zu bewahren, allerlei Ausflüchte gebrauchen, die gar oft weitab von der Wahrheit lagen. Seit einiger Zeit war bei allen Mahlzeiten der Tisch reichlicher besetzt, und Pfanner hatte doch nicht mehr Wirthschaftsgeld bewilligt als früher. Seine Frau konnte nicht immer bei der Wahrheit bleiben, wenn er sie darüber zur Rede

stellte. Ungern genug hörte er schon und fühlte sich gedemüthigt, wenn sie gestand, einige Confectionsarbeiten gemacht und durch Vermittlung Frau Walcher's unter der Hand verkauft zu haben. Nie hätte er erfahren dürfen, daß sie ein eben entbehrliches Kleidungsstück oder Hausgeräth ins Versatzamt getragen, einen noch aus dem väterlichen Hause mitgebrachten kleinen Schmuckgegenstand veräußert hatte. Er hielt viel auf diese Reste einer ehemaligen Wohlhabenheit; es schmeichelte ihm, sich seine einst sehr schöne Frau — nur leider die Hellblonden verblühen sehr schnell! — aus einem guten und damals fast reichen Hause geholt zu haben. Der geringste Zufall konnte Alles an den Tag bringen und dann — Agnes schloß die Augen und erzitterte bei dem Gedanken, was dann geschehen würde. Aber gleichviel, das Kind mußte um jeden Preis besser genährt werden als bisher.

Frau Adjunct Walcher hatte sich schon vor einem Jahre in ihrer kurz angebundenen, offenherzigen Weise darüber ausgesprochen: „Mir scheint immer, Sie halten Ihren Schorsch zu kurz in der Kost, Frau Official. So ein Bub will tüchtig essen. ‚Das Lernen zehrt, und in einen kleinen Ofen muß man öfter nachlegen als in einen großen', sagt mein Mann. Er und ich sind oft hungrig schlafen gegangen — Herrgott, ein Adjunct mit tausend Gulden Gehalt! — unsere zwei Buben waren immer satt geworden. Sehen auch aus wie die Knöpf. Ihr Schorsch schießt in die Höh', wird ja bald den Herrn Official eingeholt haben, setzt aber kein Loth Fleisch an."

„Finden Sie, daß er schlecht aussieht?“ hatte Frau Agnes in Bestürzung ausgerufen.

Nun nein, das fand die Frau Adjunct gerade nicht, aber so gewiß „kleber“, und eine bessere „Farb“ sollt er haben: „Die Nahrung muß ausreichend sein,“ sie betonte das Wort mit Wohlgefälligkeit, es kam ihr so gebildet vor. „Ausreichend, sagt mein Mann. Das viele Lernen schlagt sich sonst den Kindern auf die Nerven.“

Dies Gespräch hatte entschieden; die Liebe der Mutter hatte über den Widerwillen der ehrlichen Frau gegen Falschheit und Lüge gesiegt. Ihrem Manne Vorstellungen zu machen, einen Versuch zu machen, ihn zur geringsten Mehrausgabe zu bewegen, wäre ihr so wenig eingefallen, als einem Stein zuzureden, sich in Brot zu verwandeln. Eine Erörterung zwischen ihm und ihr kam überhaupt nicht vor. Vom Anfang ihrer Ehe an hatte sein herrisches und ablehnendes Wesen jede Möglichkeit, ihm vertrauensvoll zu nahen, ausgeschlossen. Was konnte eine Frau ihm zu sagen haben? Er war er, und außer ihm war die Pflicht, und diesen beiden höchsten Mächten unterstand die Welt, die er begriff. Erst als ein Sohn ihm geboren wurde, gab es ein zweites Wesen, ihm ebenso wichtig, wie er sich selbst. Eine Fortsetzung seines Ich, eine vervollkommnete Fortsetzung. Alles, was seinem Ehrgeiz versagt geblieben, was er nicht errungen, sollte sein Sohn erringen.

Er war aus Armuth und Niedrigkeit hervorgegangen, hatte einen nur mangelhaften Schulunterricht genossen

und niemals die Aussicht gehabt, es zu einer höheren Stellung zu bringen. Als kleiner Beamter lebte er und würde er sterben. Aber der Sohn: Das Gymnasium als Primus absolviren, den Doctorhut summa cum laude erwerben, schon in den ersten Anfängen der Laufbahn von der Glorie reichster Verheißungen umstrahlt, steigen von Erfolg zu Erfolg, von Ehren zu Ehren — das sollte der Sohn. Den nüchternen Official Pfanner, den unfehlbaren Rechner, den trockenen Vernunftmenschen nahm, wenn er sich diesen Vorstellungen hingab, die Phantasie auf ihre Flügel und trug ihn über alle Gipfel des Wahrscheinlichen sausend hinweg. Und wenn er dann wieder zur Erde niederstieg und seinen Georg zufällig einmal müßig einhergehen sah, wetterte er ihn an: „Lern!“

Er selbst, immer in der Zukunft lebend, die Gegenwart und was sie darbot, geringschätzend, entfremdete sich mehr und mehr seinen Standesgenossen. Er erwies sich ihnen gefällig, machte Arbeiten, die ihnen zugekommen wären, hatte aber dabei nur seinen eigenen Vortheil, die Verbesserung seiner Stellung im Auge. Dem Verkehr mit ihnen, den Zusammenkünften im Kaffeehaus und im Stammgasthaus, ging er so viel als möglich aus dem Wege. Nur selten fand er sich mit den Collegen zusammen. Beim „goldenen Wiesel“, wo die Versammlungen der Herren Beamten stattfanden, an denen auch einige Vorgesetzte und Bekannte der Vorgesetzten theilnahmen, da begegnete Pfanner richtig jedesmal dem

Manne, den er haßte, dem Kunstschlosser Herrn Obernberger. Vor Jahren hatte es dem als großer Vorzug gegolten, mit den Herren von der Eisenbahn im Gasthaus zusammenkommen zu dürfen. Jetzt hatte der Standpunkt sich verrückt. Seitdem die Arbeiten aus der Kunstschlosserei Obernberger's erste Preise auf den Ausstellungen erhalten hatten, seitdem er viele hundert Arbeiter in seinen Werkstätten beschäftigte, im eigenen Hause wohnte, im eigenen Wagen vorfuhr und das Band des Franz Joseph's-Ordens im Knopfloch trug, eilten die meisten der Herren ihm bis zur Thür entgegen, und bei Tische erhielt er den Platz zur Rechten des Inspectors.

Das Alles hätte Pfanner hingehen lassen und sich nicht weiter darum gekümmert. Aber dieser Schlosser hatte einen Sohn, und dieser Sohn trat seinem Georg im Gymnasium auf die Fersen, konnte ihn einholen, konnte ihn überflügeln, denn der verdammte Bub hatte Talent, sein ärgster Feind mußte das zugeben. „Talent um eine Million," wie Herr Obernberger sagte, „aber nicht um einen Heller Fleiß."

Es war nach der Schule. Pepi Obernberger und Georg Pfanner gingen ein Stück des Weges mit einander. Sie waren beide aufgerufen worden vom Professor des Griechischen, und Pepi hatte besser bestanden. Georg schritt sehr kleinlaut und mit einem ganz rothen Kopf neben ihm her. Der Vater versäumte nie, zu

fragen: „Hat der Herr Professor Dich aufgerufen, und wen noch, und wie ist's gegangen?"

„Du weißt immer," sagte Georg zu seinem Kameraden. „Hast heut' wieder sehr gut gewußt. Ich wäre froh, wenn ich immer so gut wüßte wie Du."

Pepi fing sogleich zu prahlen an: Hol's dieser und jener! Ihm lag nichts an dem dummen Plunder. Casusartige Endungen, Comparation der Adjectiva, dummes Zeug! Er plagte sich auch gar nicht damit. Wenn der Trottel von einem Professor eine neue Walze einlegte in seinen Werkelkasten und anfing, sie herunter zu leiern, da höchstens hörte er ein bißchen zu. Zu Hause sah er kein Buch an, das war ihm viel zu fad.

„Geh, geh!" fiel Georg ungläubig ein, und er verbesserte sich:

„Fast keins, auf Ehre. Daß sie mir immer so gute Zeugnisse geben, das danke den alten Perrücken der Teufel. Ich gift mich drüber, weil's meinen Alten auf die dumme Idee bringt, einen Professor aus mir zu machen. Aber nein! Lieber als so ein lächerlicher Zopf zu werden und auf Alles zu verzichten, was schön ist: Rad fahren, reiten, jagen, tanzen, kutschiren, Billard spielen im Kaffeehaus, Gletscher besteigen. Lieber erschieß' ich mich!"

Georg sah ihn aufmerksam an, er war so ganz und gar das Ebenbild seines Vaters, des braven, fröhlichen Herrn Obernberger mit dem runden Kopf und dem

runden Gesicht und dem freundlich lächelnden Munde. Und der Mensch sprach von Selbstmord?

„Red' nicht so!“ rief Georg. „Du wirst keine Todsünde begehen; Selbstmord ist eine Todsünde und eine Feigheit.“

„Unsinn!“ stieß Pepi höhnisch aus. „Wie kann man so ein Esel sein und Alles nachplappern, was sie einem in der Schul' sagen. Aber Du hast nie einen eigenen Einfall. Hast den Kopf schon ganz ausgestopft mit Pappendeckel. Adje!“ — Du Schulesel! setzte er in Gedanken hinzu und bog ab, um die nächste Tramwaystation zu erreichen.

Georg ging langsam vorwärts und sagte sich doch mit Unbehagen, daß jeder Schritt ihn dem Hause näher brachte, wo der Vater ihn gewiß schon erwartete mit der ständigen Frage, die er heute mit so großem Zagen beantworten würde.

O das traurige Haus, das kahle, große, mit den langen Gängen und den schmalen Stiegen, und das Zimmer, in dem man immer saß zu Dreien, und wo keines sich vor dem andern retten konnte. Dahin mußte er zurückkehren, heute und morgen und alle Tage und noch fünf Jahre lang. Wie soll man das erleben, und hat man's erlebt, fangen neue Studien an, die schwersten. Wie ein grauer Berg, den er nie werde übersteigen können, bäumte die Zukunft sich vor ihm auf, ein ödes, trostloses, der Verzweiflung verwandtes Gefühl ergriff sein Herz und durchtränkte es mit unsagbarer Bitterniß.

Plötzlich kam ein nie gekannter Trotz über ihn. Obwohl die Uhr am nächsten Thurme halb sieben schlug, obwohl er genau wußte, daß er werde sagen müssen: „Ja, ich habe mich aufgehalten unterwegs,“ setzte er sich auf eine Bank im kleinen Square vor Beginn der Gasse, in der die elterliche Wohnung lag, zog die Nachtigall aus der Tasche und ließ sie schlagen. Sie tröstete, sie milderte jedes herbe Gefühl. Sie ließ ihn einen Uebergang finden aus tiefer Niedergeschlagenheit zu lauterem Frohmuth.

Er hatte ja nicht nur Betrübniß und Gram in seiner Seele, tief in ihrem Innersten unter lastenden Schatten lohte roth und warm die Flamme junger Lebensfreudigkeit, und ein unausgesprochenes, immer zum Schweigen verdammtes Glücksgefühl wollte sich einmal hinaussingen. Es jubelte in die laue Luft, zum lichten Frühlingshimmel empor, mit der Stimme der Nachtigall.

Georg fand den Vater nicht daheim. Er war dagewesen, hatte sich umgekleidet und zu einer Beamtenversammlung ins Stammgasthaus begeben. Mutter und Sohn sprachen es nicht aus, welch ein Fest das Alleinbleiben für sie war. Um jede Minute, die er auf dem Heimweg vertrödelt hatte, that es Georg jetzt leid. Die Stube kam ihm auf einmal traut und freundlich vor, die Luft reiner, und die Lampe schien heller zu leuchten als sonst. Unter ihr in einem Glase stand ein kleiner Veilchenstrauß; Frau Walcher hatte ihn gebracht.

Georg beugte sich über ihn und sog seinen zarten Duft ein: „Die gute Frau Walcher;" er lächelte seine Mutter pfiffig an. „Hat sie den auch vom Land gekriegt, wie neulich wieder das gute ‚Junge' vom Hasen?"

Frau Agnes erröthete. So war ihr der Schorschi hinter ihre Schliche gekommen? Sie wich seinem auf sie gerichteten Blick aus, sie antwortete nicht, sie sprach nur: „Der Vater hat Dir sagen lassen, Du sollst lernen."

„Schon recht," erwiderte er übermüthig und warf die Schultasche in weitem Bogen auf das Sopha, daß sie dort, emporgeschnellt, einen fröhlichen Hupf machte.

„Aber Georg, Du bist ja heut' wie ausgewechselt."

„Ja, ja, Mutter!" Er stürzte auf sie zu und schloß sie in seine Arme.

Sie wehrte: „Sei gescheit."

„Nein, gescheit bin ich heute einmal nicht. Ich muß Dich lieb haben und küssen, Dein liebes Gesicht, Deine lieben Hände, jeder Finger bekommt einen Kuß."

Nun denn! Ach, die Zärtlichkeit des Kindes that sehr wohl. „Jetzt aber setz' Dich, es wird ja Alles kalt."

Und sie setzten sich und aßen und ließen sich's schmecken und plauderten und dachten nicht an morgen, und waren so glücklich, wie die armen Leute sind, die ganz in der Gegenwart leben, den Augenblick genießen, den Blick von der Zukunft abgewendet, die ihnen nichts Gutes bringen kann.

Nach dem Abendbrot begab die Mutter sich an die Nähmaschine und wollte noch ein Stündchen fleißig sein.

Die alte Nähmaschine, die sich die letzte Zeit hindurch nur schwer in Bewegung setzen ließ und den Dienst auch schon mehrmals versagt hatte, glitt heute dahin wie ein Schlitten auf fest gefrorener Bahn. Was war denn da geschehen? Gestern noch hatte die Mutter gedacht, die alte Getreue werde überhaupt nicht mehr brauchbar sein und nicht einmal in der Fabrik hergestellt werden können. Was geschehen war? Der Vater hatte sie aus einander genommen und sie ausgezeichnet reparirt.

„Der Vater?" das gab dem Georg zu denken. „Hat denn der Vater gelernt, Nähmaschinen repariren?"

„Gewiß nicht. Aber weißt Du, der Vater kann Vieles, das er nicht gelernt hat, er hat zu Allem Talent."

Hat es nicht gelernt und kann es, weil er Talent hat. Etwas können, das man nicht gelernt hat, heißt also Talent haben. Er versank in Grübeleien.

„Aber Mutter, ich hab' doch auch Talent."

Sie mußte lachen. Es war wirklich, wie wenn ein Zweifel aus seinen Worten spräche: „Nun, ich meine, Du hörst es oft genug, um es zu wissen," und sie griff zärtlich mit der Hand in seinen zerzausten blonden Schopf.

„Wenn's nur wahr ist, Mutter, wenn's nur recht wahr ist;" er schluckte mühsam und benetzte die trocken gewordenen Lippen mit der Zunge. Die Traurigkeit, die ihn nach dem Gespräch mit Pepi angewandelt hatte, wollte sich wieder in ihm regen; aber die Anwesenheit der Mutter bannte sie rasch. Sein Herz ging weit auf, nicht das kleinste Geheimniß blieb darin. Von Allem,

was bisher stumm und schweigend in ihm gelegen, redete er, und während er es that, wurde ihm manches klar und ausgemacht, was er sich selbst nie eingestanden hatte. Die Mühe, die das Lernen ihm verursachte, und daß es ihm so schwer wurde, sich etwas „auswendig zu merken". Andere lernten viel leichter auswendig und merkten sich's viel länger.

„Du hast kein sehr gutes Gedächtniß," meinte die Mutter und dachte, das kommt oft vor bei sehr Talentvollen. Sie gab dem Sohn auch etwas Aehnliches zu verstehen; er zuckte die Achseln.

„Wer Talent hat, das findest Du selbst, kann auch, was er nicht gelernt hat. Ich hab' vielleicht gar kein so großes Talent zum Lernen in der Schule. Aber vielleicht zu etwas Anderem . . . Das Singen in der Volksschule hat mich so gefreut. Da hab' ich immer einen Einser gehabt . . . und — weißt Du noch, die Flöte! Ach, wenn ich hätte lernen dürfen Flöte spielen, oder gar Violine . . . Jetzt hab' ich halt nichts mehr als nur — soll ich's Dir sagen? soll ich? Ja? — — Bleib' sitzen — ganz ruhig."

Er stand auf und ging in den dunkelsten Winkel des Alcoven, und leise schwirrten von dort her die Töne der Nachtigall zu der Mutter herüber, und sie staunte und hörte zu und überhörte, daß die Küchenthür geöffnet wurde, und nun auch die Zimmerthür.

„Halb Elf," sprach Pfanner, eintretend, „und Du bist noch auf, und wo ist der Bub?"

Er war in schlechter Laune.

In der Versammlung war ein Antrag, den Pfanner und einige ältere Beamte eingebracht hatten, abgelehnt worden. Beim gemeinsamen Abendessen hatte sich dann Obernberger eingefunden, einen Flaschenkorb in der mächtigen Rechten, und hatte Bordeaux und Champagner mit so guter, bescheidener Manier servirt, daß selbst der Herr Directorstellvertreter sich herbei ließ, ein Gläschen anzunehmen. Nur Pfanner lehnte schroff ab. In Gift hätte sich ihm ein vom „Schlosser" credenzter Trunk verwandelt. Bis zum Ueberdruß renommirte der wieder mit seinem Pepi und gab die tollen Streiche des Burschen so stolz und behaglich zum Besten, daß Pfanner zuletzt nicht mehr an sich halten konnte:

„Wenn's der meine so treiben thät, der sollt' mich kennen lernen."

Da waren dann gleich Entschuldigungen Pepi's nachgekommen und ein zärtliches Lob des guten Kerls, der er sei, bei all' seinem Uebermuth, und was für ein goldenes Herz er habe und — ein Talent! Die Herren Professoren zweifelten gar nicht daran, daß er in diesem Jahre Primus werden würde.

Primus — der Sohn des Schlossers! Pfanner hatte plötzlich einen gallbittern Geschmack im Munde, und das Essen widerstand ihm. Sein Georg war nur in der ersten Classe Primus gewesen, in der zweiten zweiter Vorzugsschüler, und nun in der dritten konnte er's allem Anschein nach gar nur zum Vierten, dem letzten Vorzugs-

schüler, bringen. Er hatte ein „Genügend" gehabt in Griechisch und ein „Befriedigend" in Geometrie. Wohin kam er, wenn er es von nun an nicht zu lauter Vorzugsclassen brächte? Wohin überhaupt, wenn er in seinen Leistungen von Jahr zu Jahr zurück blieb? Pfanner sah Alles schon verloren, alle Mühe umsonst angewendet, alle Opfer umsonst gebracht. Der Sohn würde am Ende auch nichts Anderes werden als der Vater, ein armseliger, kleiner Beamter. Dieser Sohn, dem alle Hülfsmittel geboten waren, der nur die Hand nach ihnen auszustrecken brauchte. Aber es ging ihm zu gut, der Hafer stach ihn, und er überließ sich seinem Leichtsinn und seiner Faulheit. Von Erbitterung erfüllt, mit dem Vorsatz, die Zügel schärfer anzuziehen, war Pfanner nach Hause gekommen. Da fand er seine Frau müßig im Zimmer sitzend und dem Vogelgesang lauschend, den sein großer Bub, im Alcoven versteckt, nachahmte.

„Schämst Dich nicht?" fuhr er ihn an, als Georg auf seinen Befehl hervortrat. „Hast Ehr' im Leib' oder keine? Was tragst da in der Hand? Aufmachen die Hand!"

Der Knabe gehorchte. Der Gedanke, eine Entschuldigung vorzubringen, kam ihm gar nicht. Pfanner erfuhr Alles, und sein Unwillen, seine Entrüstung kannten keine Grenzen. Dieser Bub! Wirklich ein ungerathener Sohn. Spielt da, der bald Vierzehnjährige, mit einer Lockpfeife, oder was das ist. Spielt bei Tag und Nacht, ja, ja — er besann sich jetzt — hat noch die Eltern

zum Narren gehalten. Wenn er Abends lernen soll, fallen ihm die Augen zu, spielen kann er bis in die Nacht. „Aber wart' nur . . . Her mit dem Quark!"

Ein fruchtloser Widerstand des Schwächeren, ein rascher Sieg des Stärkeren, ein Armschwung . . . Das Fenster stand offen — die Nachtigall flog hinaus.

Frau Agnes zuckte zusammen. Georg stand mit weit aufgerissenen Augen:

„Vater, meine einzige Freud'!" schrie er auf, und galt es nun, was es mochte, die härtesten Worte, die grausamsten Schläge, er mußte weinen um seine „einzige Freud", weinen, schluchzen, sich auf den Boden werfen und sich winden in Trostlosigkeit und Verzweiflung. Daß der Vater tobte und schrie, hörte er nicht, daß der Vater einen Knoten ins Taschentuch flocht, sah er nicht, daß Hieb auf Hieb auf ihn niedersauste, fühlte er nicht. Er wußte und fühlte nur, daß er ein armes Kind war, dem immer das weggenommen wurde, woran sein Herz ihm hing.

„Aufstehen! Still! Augenblicklich still!" wetterte Pfanner und hatte nicht das geringste Mitleid mit dem Kinde, das sich endlich vom Boden erhob und heftige Anstrengungen machte, sein Schluchzen zu unterdrücken. Vielmehr forderte sein Zorn noch ein Haupt, sich darüber zu ergießen. Wer trug Schuld an dem frevelhaften Leichtsinn des Buben, wer unterstützte ihn noch darin? Die Mutter, die verbrecherisch schwache, thörichte Mutter! Wenn aus dem Buben nichts wird, wenn er heranwächst

zu einer Last und sogar Schande der Eltern — Müßiggang ist aller Laster Anfang — wenn er elend untergeht, fällt die Verantwortung dafür auf ihr Gewissen, und sie wird einst zur Rechenschaft gezogen werden.

Pfanner verstand es, seine Umgebung stumm zu machen. Es kam kein Laut über die Lippen seiner Frau. Bis zu einem gewissen Grade hatte sie sich im Laufe ihrer Ehe an sein maßloses Uebertreiben gewöhnt, und jetzt freute sie sich gar, daß seine Vorwürfe sie trafen. So diente sie ihrem Jungen eine Zeit lang wenigstens als Schild.

Der Mann schrie und tobte, und dabei zog er den Rock und die Weste aus und legte sie sorgfältig auf einen Sessel. Sogar in der Wuth gegen seine nächsten Menschen verfuhr er schonend mit seinen Sachen. Nun entstand eine Pause, aber nur als Vorbereitung zu einem neuen Schreckniß, zu der Frage:

„Sind die Aufgaben gemacht?"

„Ich werd' sie morgen machen," erwiderte Georg bang und zögernd. „Morgen ist Sonntag . . ."

„Ja so. Bring die Aufgaben!" Pfanner sah sie durch. „Eine Fabel aus Deutsch in Latein übersetzen. Griechische Grammatik zu lernen: Unregelmäßigkeit der Declination. Geometrie: Drei Aufgaben. Geschichte: Wiederholung, von den Kreuzzügen bis zu Rudolf von Habsburg. Und von alledem nichts gemacht? nichts? Das Alles soll morgen bewältigt werden?" Er decretirte: „Geschichte heute noch wiederholen, aufmerksam durch-

lesen. Wenn man am Abend etwas aufmerksam durchliest, weiß man es am nächsten Morgen wörtlich.“

„Es sind sechsundzwanzig Seiten,“ wagte Georg einzuwenden.

„Zweiundzwanzig, vier Seiten nehmen die Illustrationen ein.“ Er legte das Buch vor ihn hin: „Setz' Dich, lern!“

Der Knabe that, wie ihm geheißen worden. Gut also, gut, so setzt er sich denn hin und lernt. Daß er müd' und schläfrig ist, was liegt daran, ihm ist Alles recht, er lernt. Wenn er sich nur zu Tod lernen könnte, das wäre ihm das Allerliebste. Wenn er todt wäre, hätte er Ruhe, und seine Mutter hätte Ruhe, brauchte sich seinetwegen nicht beschimpfen lassen. So begann er denn zu lesen: „Schon in den ersten Jahrhunderten trieben Andacht und Glaubensinnigkeit die Christen zu den heiligen Stätten . . .“

An schönen Sonntag-Nachmittagen unternahm Pfanner regelmäßig einen Spaziergang, und Georg durfte ihn begleiten. Ein Vergnügen, auf das die Mutter längst freiwillig verzichtet hatte, und von dem das Kind trauriger heimkehrte, als es ausgewandert war. Mit dem Vater spazieren gehen, bedeutete an jeder Unterhaltung, jedem Genuß vorüber gehen. Dort drüben, im lustigen Prater, wurde nach der Scheibe geschossen, im Luftschiff, im mechanischen Ringelspiel gefahren, da gab's Theater-

aufführungen, Wachsfiguren-Cabinets, eine Damencapelle, Zigeunermusik. Und ein Aquarium und ein Panorama und so vieles Schöne noch, von dem Georg's Mitschüler zu erzählen wußten. Wenn er eine Anspielung wagte, eine Frage stellte: „Warst Du schon einmal im Wurstelprater? Hast Du schon einmal die Zigeuner spielen gehört?“ antwortete der Vater voll Verachtung: Was man im Wurstelprater zu sehen und zu hören bekäme, sei lauter elendes Zeug, an dem nur ungebildete und rohe Menschen sich zu ergötzen vermöchten. Im Bogen wich er Allem aus, was seine eigene Neugier hätte reizen können oder gar ihn selbst in Versuchung bringen, sich einen guten Tag zu machen. Einmal in einem Jahre, nein — einmal in vielen Jahren. Er wollte nicht! wollte nicht ein paar Gulden unnöthig ausgeben, die ins Sparkassenbuch des Kindes gelegt werden könnten.

Als sie nach Hause kamen, erwartete sie ein gutes, kräftiges Abendessen.

„Weil heute Sonntag ist,“ entschuldigte sich Agnes, da Pfanner ihr neuerdings Verschwendung vorwarf.

Es war ein Verdacht in ihm rege geworden, den er nicht aussprach, der ihn aber quälte, und der entweder getilgt oder gerechtfertigt werden mußte. Kürzlich hatte er sich um Lebensmittelpreise erkundigt, hatte gerechnet und herausgebracht, daß die Ausgaben, die sich seine Frau fortgesetzt erlaubte, unmöglich mit dem ihr zur Verfügung gestellten Küchengelde bestritten werden konnten. Erarbeitet wollte sie den Ueberschuß haben? Lächerlich!

Er, der Sohn einer armen Näherin, wußte, was seine Mutter verdient hatte mit täglich zwölfstündiger, emsiger Arbeit. Ihm ins Gesicht sollte seine Frau, die ihren Haushalt ohne jegliche Unterstützung bestellte, nicht behaupten, daß sie im Stande sei, sich eine regelmäßige Einnahme zu verschaffen. Womit also bestritt sie die Mehrauslagen? Pfanner begnügte sich nicht lange mit den ausweichenden Antworten, die sie ihm gab. Eines Tages stellte er ein scharfes Verhör an, und sie, in die Enge getrieben, angeekelt von der erniedrigenden Pein, immer neue Ausflüchte ersinnen zu sollen — gestand.

Ja denn, ja, sie verkaufte, sie versetzte, sie gab ihr Letztes her, damit das Kind, das in fortwährender geistiger Anspannung lebte, ordentlich ernährt werde, in den Jahren der Entwickelung und des stärksten Wachsens.

Pfanner zürnte, höhnte: Was hatte denn er gehabt in diesen selben Jahren? Wer hatte denn gefragt, wie er sich nährte? Georg wuchs auf wie ein Hofrathssohn im Vergleich zu ihm. Er, zu vierzehn Jahren, hatte sich sein Brot selbst verdienen müssen, sein Brot im Sinne des Wortes! und nicht etwa ein frisch gebackenes. Die Entbehrungen hatten ihm sehr gut angeschlagen, er war immer gesund geblieben. Warum sollte sein Bub anders geartet sein als er und wie ein Weichling behandelt werden, den man aufpäppeln muß?

Agnes beharrte zum ersten Male während ihrer langen Ehe im Widerstand gegen den Mann. Der Augenblick, den sie so sehr gefürchtet hatte, war gekommen

und fand sie stärker, als sie geglaubt hatte sein zu können. Ruhig ließ sie die Anklagen Pfanner's über sich ergehen, und indeß er ihr vorwarf, ihn hintergangen zu haben, grübelte sie nach über eine Möglichkeit, ihn noch weiter zu hintergehen. Es mußte sein, um des Kindes willen.

So widerstandsfähig wie sein Vater gewesen, war eben der blasse, hochaufgeschossene Junge nicht, der jetzt mit einem: „Guten Abend, Vater und Mutter!" eintrat und schwerathmend an der Thür stehen blieb, als ob die gewitterschwüle Atmosphäre, die im Zimmer herrschte, ihm auf die Brust gefallen wäre.

Einige Tage später feierte Georg seinen vierzehnten Geburtstag. Er hatte zwei Vorzugsnoten aus der Schule mitgebracht. Mit feierlichem Ernst und mit der Mahnung, das kostbare Geschenk zu schonen, übergab ihm sein Vater einen neuen Sommeranzug, eine hübsche Mütze und ein Paar solide Halbschuhe. Am Nachmittag blieb Pfanner länger als gewöhnlich am Tische sitzen und sprach, nachdem Frau Agnes das Zimmer verlassen hatte, eingehender und zutraulicher mit Georg, als sonst seine Art war.

Er wußte wohl, die Mutter nannte ihn grausam, und fand, daß er zu viel verlange von seinem Sohne. Wenn es nach ihr ginge, würde der jetzt freilich gute Tage haben, die Schule Schule sein lassen und nur thun,

was ihm gefiele. Aber dann? Wie würde die Zukunft aussehen nach einer vertrödelten Jugend? Und ist die Zukunft nicht die Hauptsache? Ausgerüstet mit der Macht des Wissens soll Georg der seinen entgegen gehen. Ohne Mühe freilich ist Wissen nicht zu erringen. Will er der Feigling sein, der vor der Mühe flieht, oder der Held, der sie aufsucht, mit ihr ringt, sie überwindet? Es gibt keinen Sieg außer diesem ersten. Ohne ihn ist kein hohes Ziel zu erreichen.

„Das Deine soll ein hohes sein!" rief Pfanner aus. „Du bist nun kein Kind mehr, und ich kann Dir sagen, das Ziel, das Du Dir stecken sollst, ist, ein Staatsmann zu werden. Einer, der mit überlegenem Geiste und mit starker Hand die Teufel der Zwietracht, die unsere Heimath zerreißen, bezwingt, das große Wort: ‚Gleiches Recht für Alle' von den Lippen in die Herzen verpflanzt und es zur That, und uns einig, groß und glücklich macht. Denk' Dir, ein Mann sein, der das vermöchte! Er würde der Retter, der Erlöser, der Abgott seines Volkes."

Georg hörte ihm voll Bewunderung zu. Daß sein Vater mit ihm redete wie mit einem Ebenbürtigen, machte ihn unendlich stolz. Der Glaube an sich selbst, der ins Schwanken gekommen war, erwachte wieder. „Ein ordentlicher Mensch sein, ist viel, und der mittelmäßig Begabte mag sich damit begnügen," hatte der Vater unter Anderem gesagt, „ein außerordentlich Begabter ist sich selbst und den Andern schuldig, ein großer Mensch zu werden. Bei

ihm kommt es nur auf den Willen an, auf den unerschütterlichen Entschluß . . ."

Er konnte nicht einschlafen an diesem Abend. Die Zukunftsbilder, die sein Vater entworfen hatte, standen zu lebhaft vor ihm. Von der Thätigkeit eines Staatsmannes machte er sich allerdings keinen rechten Begriff, sah sich vorerst auf der Rednerbühne, einer Versammlung gegenüber, die ihn mit höhnenden Zurufen empfing, Feindseligkeit blickte aus aller Augen, in jedem Gesicht stand ein: Nein! geschrieben. Und er begann zu sprechen, und allmählich verstummten die Zurufe, und von den Gesichtern verschwand der mißgünstige Ausdruck, Theilnahme und Zustimmung wurden rege und begannen sich zu äußern, vereinzelt erst, dann immer häufiger, endlich völlig einstimmig. Er hatte seine Zuhörer hingerissen durch die Gewalt seines Wortes. Und Alle, vom Ersten bis zum Letzten, sahen den Führer in ihm und folgten ihm willig und entzückt; denn sie wußten, was er wollte, war das Gute, das Weise, und der Weg, den er sie führte, war der Weg zu ihrem Heile.

Auf seinen nächsten Gängen zur Schule blieb er nicht mehr bei Salomon stehen. Er dankte für die freundlichen Winke und Verbeugungen des Hausirers nur mit einem kurzen Grußwort. Einmal hielt er sich aber doch bei ihm auf. Salomon hatte ihn gar zu inständig flehend angesehen und fragte gar zu trübselig:

„Habe ich Ihnen was gethan, junger Herr, sind Sie böse auf mich?"

„Was Dir einfällt," erwiderte Georg, „was werd' ich denn bös auf Dich sein."

Es kam Salomon halt so vor. Vielleicht hatte die Nachtigall sich doch nicht bewährt, hineinschauen kann man ja nicht, und vielleicht wünschte der junge Herr eine andere. Salomon war bereit, ihm eine andere zu geben, um den halben Preis.

„Eine andere um den halben Preis," erwiderte Georg. Gewaltig trat die Versuchung ihn an, den lockenden Antrag anzunehmen. Aber er bestand, er siegte in seinem kurzen Seelenkampf.

„Nein, nein, ich brauch' keine Nachtigall mehr, ich will keine!" rief er. „Ich bin jetzt vierzehn Jahre alt, und es gehört sich für mich nicht mehr zu spielen. Ich muß lernen, ich muß trachten, Vorzugsschüler zu bleiben, ich darf keinen andern Gedanken haben als lernen."

Diesen Vorsatz führte er aus.

Es kamen Tage, an denen sein Fleiß an Raserei grenzte. Sie verflossen und ließen eine schauderhafte Erschöpfung zurück. Niemandem, nicht einmal seiner Mutter, vertraute er, was um diese Zeit in ihm vorging. „Ich werd' noch närrisch," dachte er. „In meinem Kopf ist kein Blut und kein Hirn; in meinem Kopf ist es weiß und leer. Das Lernen hat Alles aufgefressen und muß jetzt auch aufhören, weil es nichts mehr zu fressen findet."

Das ist ganz natürlich und ganz albern und ein peinigender Zustand, aus dem sich aufzuraffen unmöglich ist ...

Wie im Halbschlaf saß er bei seinen Büchern, und eben in dieser Zeit ließ Pepi sich herab, einer Anwandlung des Fleißes nachzugeben, und kam ihm nach, kam ihm vor in großen Sprüngen. Aus jedem Gegenstand, in dem er aufgerufen wurde, erhielt er eine Vorzugsclasse.

Und wieder fragte ihn Georg: „Wie machst Du's, daß Du immer weißt? Sag' mir's, wie Du's machst?"

Pepi steckte die Hände in die Taschen und warf die Beine, als ob er sie von sich schleudern wollte:

„Zu langweilig! . . . Dumme Fragerei!" . . . In abgebrochenen Sätzen nur geruhte er zu antworten. Sein Alter gab klein bei, weil er ihm gedroht hatte, sich zu erschießen. So that er ihm denn auch etwas zu lieb und legte seinem Genie keinen Kappzaum mehr an: „Und jetzt mach' ich ihm halt die Freud' und werd' Primus."

„Ja, ja, wenn's geht!"

„Wenn's geht?"

„Gar gewiß ist's doch nicht. Es ist noch der Rott da und der Bingler."

„Ich werd' Primus," wiederholte Pepi voll Aufgeblasenheit. „Alles geht und wird, wie ich's haben will — grad so!"

„Wie Du's haben willst?"

„Grad so. Das kannst Du nicht begreifen. Du freilich nicht, Du armer Büffler. Weil Du nur ein

Büffler bist, kannst Du's nicht begreifen. Du möchtest nur; ich kann, was ich mag."

Georg warf sich in die Brust: „Und ich auch," wollte er antworten; doch brach ihm die Stimme . . .

Ihm war, als ob der Boden sich aufrisse und zwischen ihm und dem gottbegnadeten Kameraden ein unüberbrückbarer Abgrund gähne. Drüben, mitten in fruchtbaren Gefilden, in denen Alles grünte und blühte, stand Pepi, und wohin sein Fuß trat, entsprang ein Quell, und was seine Hand berührte, wurde zur herrlichen Frucht. Und er hüben, auf kargem, steinigem Boden, der widerstrebend nur und ungern sich den schattigen Zweig, den nährenden Halm entringen ließ.

Warum die schreiende Ungerechtigkeit, warum dem Andern Alles und ihm so bettelhaft wenig?

Pepi beobachtete seinen stillen Kampf und verzog höhnisch den Mund. „Büffler!" sprach er. „Büffeln kommt von Büffel, und Büffel gehören zu der Gruppe der Rinder."

Da ergriff wilder Zorn den sanftmüthigen Georg. Er sprang auf Pepi zu und packte ihn an der Gurgel.

Der unerwartet Angefallene brüllte und wehrte sich mit Händen und Füßen, und bald waren die Beiden umringt von einer johlenden Schar, die sich an dem Zweikampf betheiligte, fast durchweg zu Gunsten Georg's. Den vielbeneideten, vielgehaßten Pepi einmal gänzlich überwunden abziehen zu sehen, gewährte jedem Einzelnen

einen köstlichen Genuß. Jämmerlich zugerichtet, in zerfetzten Kleidern verließ er den Plan. Das begab sich unweit der Schule, und an der Straßenecke war Salomon gestanden und hatte der Schlacht mit gespannter Theilnahme zugesehen. Er begleitete Georg mit Glückwünschen und Heilrufen; der aber winkte traurig ab. Er hatte etwas gethan, was seinem ganzen Wesen widersprach, schämte sich seines Erfolges und betrachtete mit Entsetzen seinen neuen Rock, an dem die Spuren der Schlägerei zu sehen waren. Nun begann er zu rennen, um früher als der Vater heim zu kommen. In Schweiß gebadet betrat er die Küche, legte das Ohr an das Schloß der Zimmerthür und horchte. Alles still, nur die Nähmaschine schnurrte, die Mutter war allein. O Gott sei Lob und Dank! Hastig trat er ein und sprudelte die Geschichte seines jüngsten Erlebnisses heraus:

„Und jetzt flick mir den Rock, Mutter, flick mir den Rock!"

Das Abendessen wurde schweigend eingenommen. Eine dumpfe Verstimmung herrschte im Hause. Pfanner schmollte noch immer. mit seiner Frau. Er hatte die Scheine über alle von ihr versetzten Gegenstände an sich genommen, um sie nach und nach einzulösen. Gott weiß, unter welchen Bitternissen. Jeder Gulden, den er ins Versatzamt trug, war ein Raub am Sparkassenbuch seines Sohnes; an diesem künftigen Vermögen, aus dem die

Kosten der Rigorosen und des Freiwilligenjahres bestritten werden sollten. Es gab Augenblicke, in denen er sie haßte, die Schuld an dem Raube trug. Ihn gut zu machen, lag nicht in ihrer Macht, in der seinen aber lag, sie büßen und leiden zu machen. Tag für Tag wiederholte sich dieselbe Tortur. Tag für Tag verlangte er die Hausrechnung zu sehen, ging jeden einzelnen Posten durch, bemängelte jeden. Mit raffinirter Kunst erniedrigte er die Mutter in Gegenwart des Kindes durch sein zur Schau getragenes Mißtrauen.

„Wer einmal betrogen hat, gleichviel in welcher Absicht, betrügt wieder! man muß sich vor ihm in Acht nehmen.“

Gepeinigt sah Georg zu ihr hinüber und warf ihr hinter dem Rücken des Vaters Küsse zu. Um seinetwillen wurde sie beschämt, er war der unschuldige Urheber ihrer Qual. Und sie, Alles errathend, was in ihm vorging, bezwang sich, bemühte sich, gelassen und standhaft zu bleiben bei den Kränkungen, die sie erfuhr. Der Mann hielt für Unempfindlichkeit, was höchster Heldenmuth war und verschärfte die Lauge in den Ausdrücken seiner Geringschätzung. Wie immer war es auch heute gegangen, und Agnes kaum noch im Stande, ihre Selbstbeherrschung zu bewahren, als ein heftiger Riß an der Glocke sie erschreckte. Sie schrie auf; auch Georg erschrak. Es war etwas so völlig Ungewohntes, daß um diese Zeit Jemand Einlaß bei ihnen begehrte.

„Nervös, wie die elektrisirten Frösch',“ brummte

Pfanner. „Habt Ihr in Eurem Leben noch nicht läuten gehört? Sieh nach, wer's ist," befahl er der Frau.

Sie zündete rasch eine Kerze an und eilte in die Küche. Schon wurde ein zweites Mal geschellt, noch ungeduldiger, noch heftiger als früher. Als Agnes öffnete, stand ein großer, breitschultriger, fein gekleideter Mann da und fragte:

„Ist Herr Official Pfanner zu Hause?"

Wer konnte das sein? Vielleicht ein Vorgesetzter, der Herr Inspector oder gar der Herr Ober-Inspector?

„Ja, er ist zu Hause," sagte sie, „belieben einzutreten."

Ohne Gruß ging er an ihr vorbei; er hielt sie offenbar für die Magd, und ihr war der Irrthum recht. Sie hätte in ihrem grauen, ausgewaschenen Percailkleide, in ihren geflickten Schuhen einem Vorgesetzten gegenüber nicht für die Frau eines k. k. Beamten gelten mögen. Höflich stieß sie die Zimmerthür vor dem Fremden auf, trat in die Küche zurück und hörte nur noch ihren Mann in durchaus nicht respektvollem Tone sagen:

„Herr Obernberger? Was verschafft mir das Vergnügen?"

Obernberger schloß die Thür hinter sich, die Magd sollte das Gespräch zwischen ihm und Pfanner nicht mit anhören.

„Vergnügen werden Sie von meinem Besuch nicht haben," erwiderte er in erregtem Tone, „ich komme, um mich zu beklagen."

Hoho? Das konnte unangenehm werden. Pfanner hatte ein böses Gewissen. War eine der wegwerfenden Reden, die er über Obernberger zu führen pflegte, dem „Schlosser“ hinterbracht worden? Vielleicht auch einem der Vorgesetzten, bei denen der Meister in hohem Ansehen stand? Verfluchte Geschichte! Pfanner verbarg seine Bestürzung hinter einem besonders borstigen Wesen: „Nur heraus mit der Sprache, geniren Sie sich nicht. Ich kann was vertragen,“ sagte er.

Georg war aufgesprungen und hatte einen Sessel herbeigeholt. Obernberger nahm Platz. Er betrachtete den Knaben, der mit gesenkten Augen und krampfhaft verschlungenen Fingern vor ihm stehen blieb, streng und prüfend:

„Herr Obernberger! Herr Obernberger!“ sprach Georg leise und flehentlich.

O, wenn er früher an Herrn Obernberger gedacht hätte, er würde seinen Sohn nicht geprügelt haben. Herr Obernberger war immer so gütig mit ihm, wenn er ihn traf, und neulich, als er im Wagen gekommen war, den Pepi aus der Schule abzuholen, hatte er Georg eingeladen, mitzufahren. Eine Seligkeit wäre es gewesen, der Einladung zu folgen, aber er wagte es nicht. Der Vater hätte gewiß gesagt: „Hast vergessen, daß Du keine Gnaden annehmen sollst?“

Je länger Obernberger seine Augen auf Georg ruhen ließ, je milder wurde ihr Ausdruck, und jetzt redete er ihn an: „Wissen Sie, daß ich schon auf dem Wege zum

Herrn Director war, um mich über Sie zu beklagen? Ich mag Ihnen aber doch Ihre gute Note in Sitten nicht verderben und will mich mit einer häuslichen Züchtigung begnügen, die Ihnen Ihr Vater sicher ertheilen wird, wenn er hört, was vorgefallen ist. Herr Official," wendete er sich an Pfanner, „Georg hat heute nach der Schule meinen Sohn angefallen und ihn gewürgt, und Andere haben sich hineingemischt, und mein Pepi ist mir nach Hause gekommen, ganz zerrissen, und das rechte Auge so blau und geschwollen, daß er ein paar Tage hindurch weder lesen noch schreiben kann. Und das ist geschehen ohne den geringsten Grund."

„Ohne den geringsten Grund?" wiederholte Pfanner, hob sich halb von seinem Sitz, und es war, als ob er auf den Sohn losspringen wollte.

„Nicht ohne Grund," hauchte Georg mehr, als er sprach. „Er hat mir gesagt, daß ich ein Büffler bin. Büffeln kommt von Büffel, und Büffel gehören zu der Gruppe der Rinder, hat er gesagt."

Pfanner schwieg und saß wieder gerade auf seinem Sessel. Obernberger war betroffen.

„Ist das wahr?" fragte er, und Georg betheuerte: „Es ist wahr."

„Hinaus!" rief Pfanner ihm plötzlich zu und wies mit ausgestrecktem Arm nach der Küchenthür.

Draußen stand die Mutter neben dem Herde und zitterte an allen Gliedern und fragte sich, was für ein neues Unheil über ihren Georg hereingebrochen sein

möchte. Er lief auf sie zu, war bleich wie Wachs, und grünliche Schatten zogen sich längs der Nase zu den Mundwinkeln herab: „Mutter, Mutter!" preßte er hervor, „was wird jetzt mit mir geschehen?"

In der Stube jedoch begab sich das Unerhörte. Pfanner entschuldigte seinen Sohn. Der Junge war schüchtern von Natur und nur zu sanft für einen Buben. Wenn er einmal losgeschlagen hatte, mußte er arg provocirt worden sein. Er sei auch absolut wahrhaft, versicherte der Vater, der ihn noch nie auf einer Lüge ertappt hatte.

„Können Sie das von Ihrem Pepi auch sagen?" fragte Pfanner, und setzte die gewisse, militärische Miene auf, die er sich angeeignet hatte, als er einst, nach wenigen Monaten seiner Dienstzeit, zum Corporal befördert worden war.

Der gutmüthige Obernberger stand immer noch unter dem Eindruck, den die Todesangst auf dem Gesichte Georg's auf ihn gemacht hatte. Der große, breite Mensch schmolz in der Nähe des kleinen, hitzigen Pfanner ordentlich zusammen. Ein gewaltiger Schneemann in der Nähe eines Häufleins glühender Kohlen. Er hatte keine Ursache, sich auf die Wahrheitsliebe seines Pepi zu verlassen, und weil er das nicht eingestehen wollte, schwieg er.

„Fragen Sie Ihren Pepi aufs Gewissen, ob mein Sohn ihn wirklich ohne Grund geschlagen hat," sprach

Pfanner. „Aug' in Aug' mit dem Buben, in unserer Gegenwart soll er es ihm wiederholen. Thut er das, dann lade ich Sie zu einer Execution ein, wie sie bei uns noch nicht stattgefunden hat, obwohl ich bei meinem Buben die Prügel nicht spare."

Bei dieser Abmachung blieb es. Herr Obernberger, der als Richter gekommen war, verließ die Wohnung des Officials mit dem Gefühl, eine Niederlage erlitten zu haben. Er achtete nicht auf die Zwei, die sich tief verneigten, als er die Küche durchschritt. Georg lief ihm voran, öffnete mit demüthiger Beflissenheit die Thür und murmelte:

„Verzeihen Sie mir, Herr Obernberger, verzeihen Sie mir," so leise, mit so von Scheu und Thränen erstickter Stimme, daß der in unangenehme Gedanken versunkene Fabriksherr nichts davon hörte.

Als Agnes und Georg das Zimmer wieder betraten, hatte Pfanner einen großen, mit Zahlen bedeckten Bogen vor sich liegen, den er mit äußerster Aufmerksamkeit durchsah. Georg holte seine Hefte herbei und machte sich an seine Arbeit. Eine halbe Stunde verging, ehe der Vater seinen Sohn ansprach, und dann — o Wunder! geschah es nicht einmal in unfreundlicher Weise. Er überzeugte sich, daß Georg beinahe fertig war mit seinen Aufgaben:

„Bist Du aus Geschichte schon aufgerufen worden?" fragte er.

„Noch nicht."

„Merkwürdig. So spät?"

„Vielleicht morgen. Wir haben morgen Geschichte."

„Nun, da kriegst Du doch eine Vorzugsclasse?"

„Ich weiß nicht, vielleicht."

„Du!" schrie der Vater ihn an. „Weißt Du, was das heißt, wenn Du keine Vorzugsclasse kriegst? Weißt Du, was ein ‚Genügend' Dich kostet?"

„Ich weiß es," erwiderte Georg tonlos.

„Den Vorzugsschüler kostet's Dich, fauler Bub!"

„Ich bin nicht faul, Vater."

Der Vater hob namenlos erstaunt den Kopf. Sein friedfertiger Junge war heute der Held einer Prügelei gewesen, und jetzt vermaß er sich, ihm zu widersprechen. Was war vorgegangen? War in dem Jungen der Mann erwacht? Sollte er am Ende noch so schneidig werden, wie er sich ihn immer gewünscht?

Frau Agnes hatte ihre Hand auf den Arm des Sohnes gelegt, als er dem Vater widersprochen: „Um Gotteswillen, Schorsch!"

„Still," herrschte Pfanner sie an, „laß ihn reden. Ich bin nicht faul, behauptet er. Also red', 's ist erlaubt, 's ist befohlen," drang er in ihn.

„Ich lern' den ganzen Tag," sagte Georg. „Ich kann nicht mehr lernen, als ich lern', ich weiß nicht, was ich anfangen soll, damit Du zufrieden bist." Die Tollkühnheit der Verzweiflung kam über ihn, und er wagte hinzu zu setzen: „Andere Eltern sind schon zufrieden, wenn ihre Kinder ‚Genügend' bekommen, und ich soll

lauter ‚Vorzüglich‘ und ‚Lobenswerth‘ haben . . . Und ich soll mich schinden . . . Und ich . . .“ Er konnte nicht weiter reden, rang die Hände, schlug mit der Stirn auf den Tisch und wand sich in einem Schmerze, über den der Vater selbst erschrak. Zum ersten Mal im Leben fühlte er sich rathlos dem Kind gegenüber.

„Ich hab' schon ein ‚Genügend‘ in Griechisch!“ schrie Georg in pfeifenden, gequetschten Tönen. „Wenn ich noch ein ‚Genügend‘ bekomme, bin ich kein Vorzugsschüler mehr. Und ich bekomm' gewiß noch ein ‚Genügend‘ . . .“

Das war zu viel. Die Worte machten der Langmuth Pfanner's ein Ende. Alles in ihm, das ein bißchen weich zu werden begonnen hatte, erstarrte wieder:

Kein Vorzugsschüler mehr! Dieser Bub, der die Fähigkeit besaß, einen Platz unter den Ausgezeichneten zu behaupten, wollte durch die Schule kriechen mit dem großen Heer der Mittelmäßigen? Pfui über den Buben!

„Du bleibst Vorzugsschüler, oder ich geb' Dich zu einem Schuster in die Lehr.“

„Thu's, Vater, thu's! Aber warum grad zu einem Schuster!“ erwiderte Georg außer sich. „Du kannst mich auch zu Herrn Obernberger geben, und ich werd' ein Kunstschlosser . . . Oder auch mit Musik kann ich mein Brot verdienen . . .“

„Georg, Georg, um Gotteswillen!“ wiederholte die Mutter. Sie sah ihren Mann fahl werden vor Wuth, sah seine Fäuste sich ballen:

„Musik? gut, gut! Ich kauf Dir einen Leierkasten,

kannst in den Häusern orgeln und auf die Kreuzer warten, die sie Dir aus den Fenstern werfen."

Georg preßte das Kinn auf die Brust und starrte zu Boden.

Pfanner sprang auf und führte einen schweren Schlag auf den Nacken des Kindes: „Kein Wort mehr! Und — das merke, komm mir nicht noch einmal mit einer schlechten Note nach Hause. Untersteh' Dich nicht!"

„Nein, nein," murmelte Georg. Er war jetzt ganz furchtlos. Um so besser, wenn er nicht mehr nach Hause zu kommen braucht. Der Vater wird sich nicht mehr über ihn ärgern, und die Mutter nicht mehr quälen um seinetwillen. Wäre er doch nicht auf die Welt gekommen . . . — oder wäre er schon draußen — wäre er todt!

Am nächsten Morgen war der Vater von einer furchtbar dräuenden Schweigsamkeit. Die dunkeln Ringe unter seinen gerötheten Augen, bei ihm das sicherste Zeichen einer schlaflos durchwachten Nacht, gaben ihm das Aussehen eines Kranken. Er frühstückte hastig, nahm seine Schriften unter den Arm, setzte den Hut auf und verließ das Zimmer, ohne den Gruß seiner Frau und seines Sohnes zu erwidern. Man hörte ihn die Küchenthür zuschlagen, daß sie dröhnte.

Georg ordnete die Hefte und Bücher in seiner Schultasche, war fertig, nahm Stück auf Stück wieder heraus, ordnete Alles von neuem, langsam und bedächtig. Die Mutter mahnte zur Eile. Er ließ plötzlich Alles liegen

und stehen und warf sich ihr in die Arme, und sie drückte ihn an ihr Herz. Sie sprachen nicht, es kam keine Anklage über ihre Lippen, aber glühend brannte sie in ihren Herzen. Wie glücklich könnten sie sein, sie Zwei, wie glückselig, wenn der Ehrgeiz des Vaters nicht wäre, der blinde, thörichte, der vom Apfelbäumchen, das ihm Gott in seinen Garten gepflanzt, die Triebkraft der Eiche verlangte.

Dreimal schon hatte Georg Lebewohl gesagt und brachte sich noch immer nicht fort.

„Du kommst zu spät, Schorschi,“ sagte Frau Agnes. „Lauf jetzt, lauf! Und sei nicht so traurig,“ fügte sie hinzu und strich ihm über die Wangen.

„Du bist selbst traurig,“ antwortete er.

„Ach — das vergeht, bei der Arbeit vergeht's.“

„Also adieu,“ sagte er und schritt resolut der Thür zu, und über die Treppe hinab bis zum ersten Stockwerk. Dort blieb er stehen; besann sich, kehrte plötzlich um und stürmte in raschen Sätzen wieder zurück, und wie er oben ankam, sah er die Mutter vor der Wohnungsthür stehen, auf derselben Stelle, bis zu der sie ihn begleitet hatte.

„Was gibt's?“ fragte sie wie aus dem Schlaf auffahrend, warf den Kopf zurück und bemühte sich, eine strenge Miene anzunehmen. „Hast was vergessen?“

„Ich hab' Dir ja nicht ordentlich Adieu gesagt,“ und er fiel ihr um den Hals und küßte sie mit stürmischer Zärtlichkeit.

In die Schule kam er zu spät. Der erste Vortrag hatte schon vor einer Viertelstunde begonnen, als er eintrat und sich auf seinen Platz setzte.

„Wo steckst denn?“ raunte der Nachbar ihm zu. „Du bist aufgerufen worden und warst nicht da.“

„Unglück, Unglück,“ murmelte Georg und gab sich alle erdenkliche Mühe, aufmerksam zuzuhören. In seinem Kopfe ging es sonderbar zu. Es summte und hämmerte darin, und der Stimme, die vom Katheder zu ihm herübertönte — sonst eine laute, kraftvolle Stimme —, fehlte der Klang. Die Worte, die sie sprach, waren nicht articulirt, flossen in einander wie Wellen ... Noch etwas Sonderbares! der breite Saal schien sich zu verlängern ins Unglaubliche. Es war kein Saal mehr, es war ein langer Gang, von merkwürdig kaltem, weißem Licht erfüllt, und ganz weit am Ende stand ein schwarzer Strich auf einem Piedestal. Georg mußte mit Gewalt alle seine Denkkraft zusammen nehmen, um sich klar zu machen: das ist der Herr Professor, der einen Vortrag hält.

Er schloß die Augen, lehnte sich zurück und dachte: Ich werde heute nicht lernen können. Nach einer Weile aber wurde es besser, er vermochte sich aus dem unheimlich traumhaften Zustand, in den er gerathen war, heraus zu reißen. Der zweite Vortrag hatte begonnen. Der jetzt sprach, war ein sehr beliebter, von der ganzen Schule verehrter Lehrer, der Professor der Geschichte. Er hatte einen sonst kaum mittelmäßigen Schüler aufgerufen, und

der bestand mit Ehren. Georg folgte. Ach! wenn er auch so viel Glück hätte, wie sein Vorgänger. Es schien beinahe. Der Professor prüfte aus dem unlängst von Georg Wiederholten und sagte:

„Gut, bis auf zwei Jahreszahlen. Sie bekommen ‚Lobenswerth‘. Ich möchte Ihnen aber gern ‚Vorzüglich‘ geben können und stellte deshalb noch einige Fragen. Nennen Sie mir alle deutschen Kaiser bis zu Rudolf dem Ersten.“

Das war keine sehr schwere Frage. Voll Zuversicht begann er sie zu beantworten und gelangte glorreich bis zu Otto III. Da verrieth ihn sein Gedächtniß — er ließ den gelehrten und frommen Kaiser ein hohes Alter erreichen und Heinrich II. den ersten Salier sein.

Der Professor zuckte bedauernd die Achseln und unterbrach ihn: „Das geht nicht gut. — Etwas Anderes! Erzählen Sie mir die Geschichte von Conradin.“

O — die wußte er! die hatte er seiner Mutter erzählt; so rührend, daß sie dabei weinen mußte. Conradin war ja — nun ja — war ja König Enzio . . . Oder nein, richtig — Enzio war Conradin . . .

Ein kaum unterdrücktes boshaftes Kichern erhob sich, der Pepi lachte ihn aus. Die Augen des Professors hefteten sich fest auf ihn. Er verstand, daß diese guten, wohlwollenden Augen ganz besorgt fragten: „Sind Sie bei Trost?“

Er hätte schreien mögen: „Nein! ganz verwirrt und confus bin ich!“

„Sie thun mir leid," sprach der Professor, „aber — sagen Sie selbst — welche Classe haben Sie verdient?"

Georg flüsterte etwas völlig Unverständliches. Dem Lehrer schien, es sei ein Dank gewesen. Der Junge wußte heute nichts, errieth aber viel, errieth das innige Mitleid, das er seinem Lehrer einflößte.

Ehe der dritte Vortrag begann, verließ er die Schule und ging langsam die Straße hinab. Es war ein Frühlingstag mit sommerlichem Sonnenschein, der Himmel wolkenlos, die Luft noch frei von Staub und Dunst. Georg schritt mit weit aufgerissenen, verglasten Augen zwischen den Menschen dahin, die sich in der Hauptverkehrsstraße der Vorstadt drängten. Einem oder dem Andern fiel auf, wie sonderbar „verloren" er aussah. Keiner hatte Lust und Zeit, ihn zu fragen, was ihm sei. Ein Tischlerjunge nur, der einen Handwagen schleppte, und an den er angestoßen war, rief ihm zu:

„Hüo! wo hast Dein Schädel? Anbaut mit sammt der Mitzen?"

Unwillkürlich griff Georg nach seinem Kopfe. Er war barhaupt, hatte seine Mütze in der Schule gelassen, und auch seine Lernsachen. Daran lag aber nichts. Ihn würde Niemand nach ihnen fragen. Er konnte ja nicht mehr heim. „Komm mir nicht nach Hause mit einer schlechten Note!" Diese Worte dröhnten unablässig an sein Ohr. Jetzt mußte er sie bekommen, die schlechte Note, die erste, wirklich schlechte. Was würde der Vater jetzt mit ihm thun? Und wie würde die Mutter sich

kränken . . . Nein, nein, Vater und Mutter, er wagt es nicht, er kommt nicht mehr zurück, er geht, wohin schon mancher unglückliche Schüler gegangen ist: in die Donau. Und dieser eine Gedanke, je länger er ihn vor sich sah, als das Unabwendbare, Einzige, je mehr befreundete er sich mit ihm. Dieser Gedanke mit dem dunklen Kerne hatte eine blendende Atmosphäre und fing an, eine große Helligkeit zu verbreiten. Er gestaltete sich jetzt so: „Ich muß in die Donau, ich will aber auch, und gern. Wie gut ist es, todt zu sein, nicht mehr hören müssen: Lern Wie gut auch, wenn es keinen Zwiespalt mehr zwischen den Eltern gibt. Aber Du begehst einen Selbstmord," fuhr es ihm durch den Sinn, „und ein Selbstmord ist eine Todsünde." Ihn schauderte. „Lieber Gott! Allgütiger!" stöhnte er und blickte flehend zum Himmel empor. „Rechne mir meinen Tod nicht als Sünde an! Ich will keine Sünde begehen, ich will sterben für den Frieden meiner Eltern. Mein Tod ist ein Opfertod."

Ein Opfertod!

An dieses Wort klammerte er sich; es brachte ihm Trost. Er verwandelte die That der Verzweiflung in eine Heldenthat und schwerste Schuld in ein Märtyrerthum. Es ging auf vor dem armen, irrenden, suchenden Kinde wie ein Stern in der Nacht. Keine Erwägung, keine Ueberlegung, kein Zweifel mehr, nicht die geringste Fähigkeit, sich etwas Anderes vorzustellen, nur die rasende, unbezwingliche Sehnsucht, Erlösung zu erfahren und Erlösung zu bringen.

Er war am Ende der Straße angelangt, bog in die Seitengasse ein, die auf den Quai mündete. Bleierne Müdigkeit lag ihm in den Gliedern, sein Kopf brannte und schmerzte bis zur Bewußtlosigkeit. Die Donau, die ist ein kühles, weiches Bett, da findet man Ruhe und Labung. Nur sie erreichen, nur bis zu ihr hinkommen! Eine dumpfe Angst: „sie mißgönnen mir die Erlösung, sind hinter mir, verfolgen mich," jagte ihn vorwärts. Er begann zu laufen, und dabei schien ihm, daß er immer auf demselben Fleck bliebe. Das war fürchterlich, noch einmal einen so argen Kampf mit dem Unüberwindlichen kämpfen zu müssen.

„Wohin? Was sind Sie so eilig?" sprach eine wohlbekannte Stimme ihn an. Der Hausirer stand vor ihm.

„Du?" sagte er, „Du Salomon?"

Ein wenig Zeit nahm er sich zum Abschied von dem Armen. Auch der war elend, dem es Seligkeit gewesen wäre, in der Schule zu sitzen, aus der Georg entflohen war, und der auf und ab wandeln mußte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in Staub und Sonnenbrand, und sah so krank aus, und seine schmächtige Gestalt war schon ganz schief vom Tragen des schweren Waarenkastens. Ja, ja, wem zu Schweres auferlegt wird, der verkrüppelt. Armer Salomon, den der Wachmann aufscheucht und einzuführen droht, wenn er ganz erschöpft einige Augenblicke auf einer Bank ausruhen möchte. Fort, fort auf müden Füßen in den ausgetretenen, geplatzten Stiefeln . . . Georg's Blick glitt

über sie hinweg, und plötzlich beugte er sich, zog rasch seine neuen Halbschuhe aus und legte sie auf den Waarenkasten.

„Nimm sie, ich brauche sie nicht mehr," sprach er und — lachte. Ja, wahrhaftig, Salomon schwor später drauf, daß er gelacht habe, und wie unaussprechlich schmerzvoll dieses Lachen geklungen, kam ihm erst später zum Bewußtsein, nachdem Alles vorüber war. Zuerst in seiner freudigen Verblüffung hatte er nur Augen für die schönen, guten Schuhe, die ihm wie aus dem Füllhorn des Glückes zugefallen waren. Als er sich besann, daß Georg seine Schuhe gar nicht verschenken dürfe, und wohl nur einen Spaß mit ihm gemacht habe und er sich umsah und rief: „Junger Herr! junger Herr!" — drang schon lautes, vielstimmiges Geschrei an sein Ohr: „Im Wasser!" — „Hineingesprungen!" — „Hülfe! Hülfe!" Von allen Seiten stürzten sie herbei, rannten, krochen die steile Böschung hinab, standen mit vorgestreckten Hälsen, Entsetzen oder stumpfsinnige oder abscheuliche Neugier in den Gesichtern, und deuteten: „Da! dort! Siehst ihn?"

Anstalten zur Rettung wurden getroffen — vergebliche. Eine Stromschnelle hatte den schwimmenden Körper erfaßt und häuptlings an einen Brückenpfeiler geschleudert.

Mit gellenden Weherufen drängte sich Salomon durch die Menge zum Ufer hin. Die Schuhe hatte er von sich geworfen, streute seine Waaren im Laufe achtlos aus . . . Gott! Gott! Ins Wasser gesprungen — in den

Tod gegangen, der, den er bewundert hatte und beneidet, und der immer so gut gegen ihn gewesen war.

Pfanner hatte einen schweren Entschluß gefaßt und ausgeführt. Er war zum Director des Gymnasiums gegangen, um Georg seiner Nachsicht zu empfehlen. Vor wenigen Tagen noch würde er einen solchen Schritt für unmöglich gehalten und geglaubt haben, sich und Georg durch ihn zu erniedrigen.

Mit so viel Wärme und Verbindlichkeit, als ihm irgend zu Gebote standen, sprach er die Bitte aus, seinen Sohn nachsichtig zu classificiren, wenn der Bursche auch in letzter Zeit etwas nachgelassen habe im Fleiße. Sein Vater bürgte dafür, daß es von nun an besser werden sollte.

„Nachgelassen im Fleiße?" Das war dem Director neu. So viel er wußte, hatte noch keiner der Professoren sich über Georg's Mangel an Fleiß beklagt. „Ich wäre froh," sagte er, „wenn ich allen Eltern so Gutes über ihre Söhne sagen könnte, wie Ihnen über Georg. Er ist bei sämmtlichen Lehrern vortrefflich angeschrieben, sehr brav und auch durchaus nicht unbegabt" . . .

„O, das glaub' ich!" warf Pfanner hochfahrend ein.

„Durchaus nicht unbegabt," wiederholte der Director kühl, „aber auch nicht ungewöhnlich begabt. Ich fürchte, daß Sie zu viel von ihm verlangen, ihm eine größere

Leistungsfähigkeit zutrauen, als er besitzt. Wenn Sie ihn zwingen, seine Kräfte zu überspannen, ruiniren Sie ihn."

Der Official kam tief niedergeschlagen ins Bureau. So verlangte er also zu viel von seinem Buben, so ruinirte er ihn, so sollte Georg nur mittelmäßig begabt sein? Er glaubte es nicht. Diese Schulleute irren so oft. Wie Viele, von denen ihre Lehrer nichts gehalten, sind große Männer geworden. Er ging an seine Arbeit, vergrub sich in sie, suchte Rettung in ihr vor dem schweren Drucke, der ihm auf dem Herzen lastete.

Gegen Mittag meldete ihm der Bureaudiener, es sei Jemand da, der ihn sprechen wolle. Auf dem Gange erwartete ihn Frau Walcher in einem Zustand furchtbarer Zerstörtheit. Etwas Entsetzliches sei geschehen, stotterte sie, das Aergste, das man sich denken könne. Er solle nur gleich mit ihr kommen.

„Was ist das Aergste?" fuhr er sie an. „Was ist's mit meinem Buben?"

Ihre Antwort war eine Gebärde der Verzweiflung.

Dem Liebling des Gymnasiums wurde ein feierliches Leichenbegängniß bereitet. Alle Professoren, alle Schulkameraden betheiligten sich daran. Meister Obernberger folgte dem Zuge, weinend wie ein Kind, und sein Pepi hatte heute allen Hochmuth abgethan.

Der Vater schritt in guter Haltung hinter dem Sarge. Jedes Wort, das am Grabe zum Preise seines

Sohnes gesprochen wurde, schien ihm wohl zu thun, während die Mutter immer tiefer in sich zusammensank.

„Am besten für sie wär's," sagte schwerbekümmert Frau Walcher zu ihrem Manne, „wenn man sie gleich mitbegraben könnt'."

Die zwei Ehepaare traten die Rückfahrt im selben Wagen an. Pfanner und seine Frau wechselten nicht eine Silbe. Einer wich scheu dem Blick des Andern aus. Daheim angelangt, gab Agnes den dringenden Bitten der Freundin, zuerst bei ihr einzutreten, nach.

„Da hat sie doch ein paar Stunden Frieden," dachte die Getreue.

Als der Abend kam, und die gewohnte Pflicht sie rief, ging Agnes mechanisch daran, das Abendbrot zu bereiten. Sie betrat das Zimmer, um die Lampe anzuzünden. Aber Pfanner hatte das schon selbst gethan. Die Lampe brannte auf dem Tische, und dort lagen die Bücher und die Mütze, die der Schuldiener zurückgebracht hatte. Vor sich aufgeschlagen hatte Pfanner ein dünnes Büchlein — das Vermögen des Kindes, das guldenweise zusammen gesparte. Und in der gebrochenen Gestalt, die da saß und die Gegenstände alle betrachtete, drückte eine herzzerreißende Trostlosigkeit sich aus. Was ging jetzt vor in dieser Seele!

Agnes kam leise heran.

Die Frau, die er zermalmt und zertreten und zu einer dienenden Maschine herabgewürdigt hatte, fühlte sich in diesem Augenblick als die Größere und Stärkere

und, im Vergleiche zu ihm — die Glückliche. Sie durfte ihres Kindes ohne Selbstvorwurf gedenken, von ihr hatte es mit zärtlicher Liebe Abschied genommen.

„Pfanner," sprach sie.

Er fuhr auf und starrte sie an mit Entsetzen. Wollte sie Rechenschaft von ihm fordern? Seine Lippen zuckten und zitterten, er brachte keinen Laut hervor. Etwas Greisenhaftes lag in seinen entstellten Zügen.

Da wich der Haß, da schwieg jeder Vorwurf. Sie näherte sich langsam und sagte:

„Du hast ja nur sein Bestes gewollt."

Ueberrascht, in demüthiger Dankbarkeit nahm er ihre beiden Hände, legte sein Gesicht hinein und schluchzte.

Die Reisegefährten.

In ein Halbcoupé erster Classe des Schnellzugs Amsterdam-Leipzig war an einem Winterabend ein alter, fein aussehender Herr gestiegen, hatte seinen Pelz und sein Handgepäck auf den leeren Plätzen ausgebreitet und sich sehr behaglich eingerichtet. Der Zug war nicht stark besetzt; der Reisende hoffte allein zu bleiben, und, wenn auch im rüttelnden Waggon nicht schlafen, sich doch wenigstens bequem ausstrecken zu können. Die Enttäuschung, die ihm bevorstand, hatte sich bis zum letzten Augenblick aufgespart. Schon war das Zeichen zur Abfahrt gegeben, als eine mächtige, in einen langen Pelzrock gehüllte Gestalt in der Waggonthür erschien. Ein junger Mann, ein blonder Riese, trat ein. Mit weicher, wohlklingender Stimme sagte er einige Male: „Pardon!" schloß die Thür, blieb stehen, eine Antwort erwartend. Sie erfolgte nicht, und er legte denn, nachdem er seine eigenen Reiseeffecten im Netze untergebracht hatte, die des alten Herrn sorgfältig und fast respectvoll auf den mittleren Sitz zusammen. Dann setzte er sich auf den frei gewordenen Platz, so bescheiden als möglich und ganz tief in die Ecke.

Jede seiner Bewegungen war von dem Anderen mit scharfen, verdrießlichen Blicken verfolgt worden. Sein Mißfallen an dem Menschen steigerte sich, als der den steifen Hut, den er getragen hatte, mit einer runden Pelzmütze vertauschte, und der slawische Typus seiner Physiognomie noch deutlicher zum Vorschein kam.

„Ist ein Russe, ist meiner Seel' ein Russe," dachte der Alte. „Wenn er sich auf der Heimreise befindet, werd' ich ihn vor Leipzig nicht los. Angenehme Nacht in Aussicht. Raucht eine Nacht durch wie nichts, so ein Russe."

Aber der Russe rauchte nicht, er lehnte schweigend und regungslos in seiner Ecke.

Ein neuer Argwohn stieg in dem Wagennachbarn auf: „Rührt sich nicht, richtet sich zum Schlafen ein. Natürlich, so ein Russe. Raucht wie ein Kohlenmeiler oder schnarcht brüllend wie eine Rohrdommel."

Aber der Russe schlief auch nicht. Er hielt vielmehr, so viel man beim Schein der mit dem Waggon hin- und herschwankenden Deckenlampe sehen konnte, die Augen mit begütigendem Ausdruck auf den Reisegefährten gerichtet, als ob er sagen wollte: „Es ärgert Sie, daß ich da bin, und das thut mir herzlich leid, doch kann ich mit dem besten Willen nicht verduften."

Der Uebellaunige schmollte weiter. „Raucht nicht, schläft nicht, sieht mich an, möcht' wahrscheinlich gern plappern, alle Russen plappern gern. Dafür dank' ich. Da wär' mir ein stiller Raucher und selbst ein lauter

Schnarcher noch lieber.“ Er wendete sich plötzlich dem jungen Manne zu und sagte trocken: „Wenn Sie rauchen wollen, rauchen Sie.“

Der Angeredete verbeugte sich: „Ich danke, ich rauche nicht.“

„So? — Aus Gesundheitsrücksichten?“ Er lächelte selbst bei der Frage an diesen blühenden, kraftstrotzenden Menschen. „Oder Geschmackssache?“

„Das Letztere. Ich mag den Tabak nicht.“

„Erstaunlich für einen Russen. Sie sind doch ein Russe?“

„Meine Familie ist deutschen Ursprungs, aber seit mehreren Generationen in Rußland naturalisirt, in Südrußland. Ich lebe in Taurien.“ Er stellte sich vor: „Alexis Platow, Gutsbesitzer.“ Ein kurzes Besinnen, und mit abermaliger höflicher Verbeugung die Frage: „Und wie darf ich Sie nennen?“

„Nennen Sie mich Doctor,“ lautete die barsche Erwiderung. „Ich bin Arzt. Das heißt gewesen. Practicire nicht mehr. Wenn Sie schlafen wollen, schlafen Sie,“ fügte er hinzu.

„Ich kann nicht, Herr Doctor, ich kann auf der Eisenbahn nicht schlafen, ein so ausgezeichneter Schläfer ich sonst bin.“

„Da geht es Ihnen wie mir,“ sagte der Alte, „ich kann im Waggon nicht schlafen und bin kein Raucher.“

„Auch nie gewesen, Herr Doctor?“

„Doch, ein leidenschaftlicher, in der Jugend. Später

hat es sich gemäßigt wie so vieles Andere. Und auf einmal — das kam plötzlich — macht' ich die Bemerkung: es schmeckt dir nicht mehr, du rauchst nur aus Gewohnheit. Da hab' ich's aufgegeben."

„Sofort und gänzlich?"

„Sofort und gänzlich."

„Bewunderungswürdig, Herr Doctor; eine alte Gewohnheit aufgeben können, ohne rückfällig zu werden, das ist eine große Sache."

„Nicht so gar groß in meinem Fall. Ich hasse die Tyrannei der Gewohnheit. Der Gewohnheitsmensch ist eigentlich gar kein Mensch, ist ein stumpfer, elephantenhäutiger Popanz."

„Da haben Sie recht. Auch ich hasse die Gewohnheitsmenschen."

Der Doctor betrachtete ihn mißtrauisch. Wieder eine Uebereinstimmung! Errieth ihn dieser Mensch und wollte sich ihm angenehm machen mit slawischer Wohldienerei? „Können Sie wirklich hassen?" fragte er spöttisch. „Haben Sie die Kraft dazu? Man sieht es Ihnen nicht an. Riesen wie Sie haben gewöhnlich ihre ganze Kraft aufs Wachsen verwendet."

Platow lachte gutmüthig. „Mir ist doch noch einige zu anderer Verwendung übrig geblieben. Nicht nur, um zu hassen."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, um zu lieben, Herr Doctor." Un-

säglich jubelvoll waren diese Worte hervorgebrochen: „Ich liebe, ich bin verlobt.“

„Schon?“

„Schon seit Jahren; und, so Gott will (dem Doctor schien, als ob Platow unter dem Pelze das Zeichen des Kreuzes mache) in sechs Wochen — verheirathet.“

„Und das wünschen Sie? Können Sie es nicht erwarten, sich unters Joch zu beugen?“

„Kann es wirklich kaum mehr erwarten.“

„So? — Wie alt sind Sie denn?“

„Sechsundzwanzig.“

„Ist das möglich? Ihnen sieht eine zwanzigjährige Seele aus den Augen.“

Der Russe fing an, ihn zu interessiren. Wenn seine Menschenkenntniß ihn nicht täuschte, und die täuschte ihn selten, ehrlich gestanden meinte der Doctor: nie! — war er da auf ein Prachtexemplar der Gattung, auf ein Unicum gestoßen. Auf einen Steppenbären, so höflich, wie heutzutage kaum noch ein Haushofmeister, einen jungen Mann der Neuzeit und naiv und vertrauensselig wie ein Kind. Trägt sein Herz auf der flachen Hand herum und fragt: „Ist's gefällig?“ So kam er ihm vor, und so mußte er sein; nach kaum einer Stunde hätte der Doctor darauf schwören dürfen.

Er hatte ein Gespräch gefürchtet und sich dann selbst kopfüber hineingestürzt und wußte bald so viel von dem Reisegefährten, daß er seine Biographie hätte schreiben können. Aber besser als er würde Geßner oder Florian

das getroffen haben. Die reine Idylle. Alexis war auf dem Gute seiner Eltern geboren worden und ihr einziges Kind geblieben. Seinen Vater verlor er früh, wurde von der besten Mutter erzogen und besann sich nicht, ihr die Aufgabe besonders schwer gemacht zu haben.

„Was aus mir werden konnte, bin ich unter ihrer Leitung geworden. Einen großen Geist und große Talente konnte sie mir nicht anerziehen. Ich bin ein einfacher Mensch. Sie werden das schon gemerkt haben, Herr Doctor, denn Sie haben einen scharfen Blick. Mittelschlag. Altmodisch, so jung ich bin, dem Vorurtheil der Pflicht unterworfen, ein gläubiger Christ."

Der Doctor murmelte: „Phänomenal" und setzte laut und ohne Spott hinzu: „Nun, ich gratulir' Ihrer Mutter und gratulir' Ihrer Braut."

„Machen Sie ihre Bekanntschaft, Herr Doctor, ich hab' sie beide da!" rief Platow, und seine Augen leuchteten. Er zog ein kleines Etui aus der Tasche, in dem zwei Miniaturbildchen eingerahmt waren, vortreffliche, im Genre Daffingers gemalte Porträts. Eine ältliche Frau in Wittwentrauer, mit edlen, etwas strengen Zügen, und ein sehr junges Mädchen. Der Doctor stand auf, trat unter die Lampe und betrachtete die Bilder.

„Sie sehen Ihrer Mutter nicht ähnlich," sagte er, zu Platow emporsehend, der gleichfalls aufgestanden war.

„Nein. Ich bin ganz und gar meinem Vater nachgerathen. Meine Mutter ist eine Deutsche."

„Und das ist Ihre Braut. O prachtvoll! Wenn das Bild nicht geschmeichelt ist.“

„Geschmeichelt?“ rief Platow in heller Entrüstung, und der Doctor fuhr fort:

„Wenn das Original so klug ist und so gut, so sanft und so energisch, wie es hier aussieht, kann man Ihnen nur Glück wünschen.“

„Das kann man, vor Allem Glück wünschen, daß ich dieses Jahr überstanden habe, das Prüfungsjahr. Ein ganzes Jahr der Trennung von ihr, von meiner Mutter. Mein zukünftiger Schwiegervater stellte die Bedingung, als ich bei ihm um meine Sonja warb: ‚Du (er sagt du zu mir, wir sind Nachbarn) bleibst ein Jahr fort, siehst dir eine andre Welt, andre Menschen an, und wenn du dann zurückkehrst, und wenn es dir daheim wieder gefällt und auch Sonja dir noch gefällt, ist sie dein.‘ Ist sie mein,“ wiederholte er, nahm dem Doctor das Etui aus der Hand und versenkte sich in den Anblick des Bildes seiner Braut. Sein Gesicht wurde ordentlich hübsch vor tiefer Wonne und schöner Zärtlichkeit. „Wenn ich denke!“ rief er, „in drei Tagen bin ich daheim, habe Alle und Alles wieder, was ich liebe, meine Mutter, meine Braut, mein altes Haus und den Wald und die Felder und die Steppe, zu viel des Glückes! Zum Erschrecken viel! Wie soll ein Mensch, dem ein solches Glück auf Erden zu Theil wird, sich auch noch den Himmel verdienen können?“ Er hatte sich wieder in seine Ecke gesetzt, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Der Doctor aber beugte sich vor: „Sie sind mir merkwürdig,“ sagte er. „Sie haben doch studirt. Oder nicht?“

„Gewiß, ich habe die Universität absolvirt.“

„Und den Glauben nicht eingebüßt? Nichts von Ihrem Glauben?“

„Von meinem Glauben?“ er dachte eine lange Weile nach, er war sehr ernst geworden. „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Herr Doctor, etwas, das nicht einmal meine Mutter weiß. Ist das nicht seltsam? Ihr sagt' ich es nie. Aber wir begegnen uns einmal im Leben und dann vielleicht nie wieder. In die Krim kommen Sie wohl nicht?“

„Schwerlich, junger Mann. Mein Weg führt jetzt ans goldne Horn und weiter, und wieder heim . . . Nun, was wollten Sie mir anvertrauen?“

„Daß mein Glauben eine Lücke hat, eine merkwürdige Lücke. Ich kenne die Reue nicht. Höchstens denke ich: Was du gethan hast, war nicht gut, nicht schön. Das ist aber auch Alles, ist nur Selbsterkenntniß, nicht Reue, nicht die Reue, die zu haben unsere Religion uns vorschreibt. Ich habe doch schon manches Unrecht begangen, und wenn ich darüber nachdachte, gründlich und ehrlich, mußte ich mir gestehen: Wenn du wieder in dieselbe Lage versetzt würdest, würdest du auch wieder dasselbe Unrecht begehen. Das ist schrecklich, Herr Doctor, das ist das Gegentheil dessen, was zu empfinden meine Pflicht wäre als Christ. Wenn ich noch schärfer

zusehe, ganz helle Augenblicke habe, Augenblicke, in denen im Kopf Alles licht wird, und man aus- und durch und durch-denkt, dann ist es mir schon gewesen, als ob ich eine Berechtigung hätte, Reue nicht zu empfinden. Und als ob alle Menschen eine gleiche Berechtigung hätten. Welche Lücke in meinem Glauben, Herr Doctor, welch' ein klaffender Riß! Aber solche Augenblicke, in denen man ausdenkt, sind selten. Im gewöhnlichen Leben duselt man so hin. Für den täglichen Gebrauch langt Unsereins mit geringem Gedankenmaterial reichlich aus. Der Weg, den die Gedanken genommen haben in seltenen — soll ich sagen begnadeten oder unheilvollen Stunden? — verschüttet sich. Man findet ihn nicht wieder, aber das Resultat bleibt, die gewonnene Erkenntniß ist da. So ist bei mir die Erkenntniß da: Du bist der Reue unfähig."

„Das ist allerdings sonderbar," versetzte der Doctor und war wieder sehr spöttisch, aber voll Wohlwollen. Dem Skeptiker, dem Unfrommen, machte die Lücke in der Frömmigkeit seines Reisegefährten Vergnügen. Und für den Urheber dieses Vergnügens sprach etwas in seinem, der Vorliebe und Sympathie schwer zugänglichen Herzen.

„Wir sind einander nie begegnet," sagte er, „wir werden einander nie mehr begegnen, aber wir sind für viele Stunden zusammen eingesperrt in einem engen Rumpelkasten, wie zwei Gefangene in einer Zelle. Es ist eine bekannte Sache, daß Zellengenossen unbeschränktes

Vertrauen zu einander haben. Sie schenken mir das Ihre, ich will Ihnen dafür etwas schenken, was sonst nicht zu haben ist, überhaupt nicht, um gar keinen Preis — das meine. Hören Sie, junger Mann, auch ich habe Seltsames im Punkt der Reue erfahren. Ich war ein Reuekünstler, ich bin als Reuiger geboren; ich glaube, daß ich mit dem ersten Athemzug bereute, auf die Welt gekommen zu sein. Denken Sie, dieses Talent haben und ein Arzt sein, immer von dem Gefühl begleitet sein: Hättest du das doch nicht gethan, oder mehr gethan, oder anders gethan. Wärst du nicht so kühn oder nicht so ängstlich gewesen!“

„Verzeihen Sie, Herr Doctor,“ unterbrach ihn Platow, „was Sie da gequält hat, war nicht Reue, es waren Scrupel, Gewissenszweifel. Reue hat man doch nur — wenn man sie hat — um einer Sünde willen.“

„Verlassen Sie sich darauf: meine Reue war so heiß, wie der frömmste Büßer sie heißer nicht zu fühlen vermag. Aeußerlich merkte man mir nichts an, ich trug eine eiserne Maske und gab mich für unfehlbar und bin dabei ein berühmter Arzt geworden. Und jetzt kommt die Anomalie. Irrthümer, um derentwillen mich der strengste Beichtiger losgesprochen hätte, habe ich blutig bereut. Ein Verbrechen, um dessentwillen mich der erste beste Strafrichter verurtheilen müßte — nie.“

Der Russe sah ihn mit lachenden Augen an. „Sie wollen ein Verbrechen begangen haben, Herr Doctor? Nun erlauben Sie mir, Sie halten mich für gar zu naiv.“

„Es ist, wie ich Ihnen sage. Das größte Verbrechen, das ich als Arzt begehen konnte, habe ich begangen: ich habe einen Kranken, den ich behandelte, dessen Leben ich fristen sollte und konnte, sterben lassen, zu Grunde gerichtet mit Bedacht."

„Warum sagen Sie mir das?" rief Platow. „Es kann nicht sein. Mir ist noch selten ein Mensch auf den ersten Blick so verehrungswürdig vorgekommen wie Sie."

„Den ersten Blick? — Wer jung ist, wie Sie, thut gut, ihm zu mißtrauen. Sie kommen da mit einem Reisegefährten zusammen, der Ihnen einen guten Eindruck macht, fühlen sich zu ihm hingezogen und erfahren, daß er einen Mord begangen hat. Denn ein Mord war's, da hilft Alles nichts. Er hat ihn begangen und nie bereut. Dieser Scrupelfänger, der Tage lang bereuen konnte, daß er bei einem seiner leicht erkrankten Patienten dieses Mittel angewendet hat und nicht jenes — hat einen Mord nie bereut."

„Einen Mord — einen Mord" — wiederholte Platow in einem Ton voll Entsetzen. „Wann war das? Wo war das?"

„Wann? Vor vielen Jahren. Wo? In einer ziemlich großen Provinzstadt, irgend einer slawischen, in die mich die Verhältnisse verschlagen hatten. Es waren außer mir noch zwei Aerzte dort und ein Bader. Alle Drei hatten im Hause des Pan Sylvester ordinirt und waren supplirt worden, Einer durch den Andern, immer hinterrücks. Nebenbei gesagt, der Jüngste war talentvoll, und

der Einzige, der mich erstaunt und sogar mißtrauisch angesehen hat, als ich ihm zum ersten Mal sagte: ‚Sie, Ihr Pan Sylvester stirbt.‘ Er selbst ist — schad' um ihn — bald darauf während einer Typhusepidemie, die im Lande raste, hinweggerafft worden, wie viele andere Aerzte. Er hatte eine große Verachtung gegen Pan Sylvester, und die theilten Viele mit ihm, und Viele wieder empfanden Mitleid mit ihm, ohne recht zu wissen warum und nannten ihn immer nur den armen Pan Sylvester. Ausgemacht war, daß er nie einem Bekannten — Freunde hatte er nicht — den geringsten Gefallen und nie einem Armen die geringste Wohlthat erwiesen hatte. Er bedauerte sich immer, niemals aber so intensiv, als wenn ihn Jemand um etwas bat. Der Andere kam sich dann vor, wie wenn er einen Bettler hätte berauben wollen. In der Kunst, zu lamentiren, besaß dieser Pan eine unerhörte Virtuosität. Wenn er es darauf anlegte, zu rühren, rührte er sogar die Gleichgültigen und Kalten. Eine nur ließ sich nie hinters Licht führen, die Eine, die ihn ganz und völlig kannte, die alte Haushälterin Bohuslava, eine Art Factotum. Sie war mit der verstorbenen Frau ins Haus gekommen und hatte mit ihr alle Qualen ihrer unglückseligen Ehe durchgemacht. Es hieß, die Frau sei bildschön und der Mann von tollwüthiger Eifersucht gewesen. Ohne Grund. An ihrer Frauentugend hatten nicht einmal die Mißgünstigen je gezweifelt. Aber sie klagte — und das war ungeschickt und wurde ihr übelgenommen. Es ist einmal Ehren=

sache für die Frau, in ihrer Ehe wenigstens glücklich zu scheinen. Sie setzt sich selbst herab, wenn sie eingesteht, daß sie es nicht ist. Die Welt fordert in dem Punkte eine heroische Heuchelei, die vielleicht ihr Gutes hat. Das gehört aber nicht hierher.

Eines Tages traf ich meinen jungen Collegen, und er kündigte mir an, ich möge mich gefaßt machen, nächstens zu Sylvester gerufen zu werden. Der Pan beginne liebenswürdig mit ihm zu sein, ein sicheres Zeichen stiller Unzufriedenheit bei dieser aufrichtigen Seele. Unter der Hand, auf Umwegen, hatte er sich schon nach mir erkundigt in seiner Katzenart.

‚Geben Sie acht,‘ sagte mein College, ‚nächstens werden Sie gerufen. Sie kommen jetzt dran, und nach Ihnen oder vielleicht schon im Geheimen mit Ihnen zugleich irgend eine Curpfuscherin. Gehen Sie trotzdem zu ihm, ich bitte Sie, nicht seinet-, aber der Tochter wegen. Ein wunderbares Wesen. Sie werden sehen. Ich wäre längst weggeblieben, ohne diese Märtyrerin — und welches Leben führt der Engel!‘ Er sprach lang fort in Ausdrücken . . . mit einer Begeisterung . . . Ich mußte merken, was es bei ihm geschlagen hatte. Aber er war gescheidt, er machte sich keine Hoffnung; er wußte: ein reiches Edelfräulein und ein armer Doctor, das stimmt nicht. Stimmte wenigstens damals noch nicht.

Richtig also, bald darauf erhielt ich einen schön geschriebenen Brief von der Panenka Michaela. Im Namen ihres Vaters bat sie mich, ihn am nächsten Morgen, so

früh als mir irgend möglich sei, besuchen zu wollen. Die Neugier trieb mich hin. Ich bin bis ins Mannesalter hinein neugierig gewesen. Was ich fand, war ein luxuriös eingerichtetes Haus, zahlreiche Dienerschaft, und endlich ein mit wahrem Raffinement für das Wohlbehagen des Patienten ausgestattetes Krankenzimmer. Er selbst ein langer, dürrer Mensch mit einem Vogelkopf. Den flachen Schädel bedeckten dichte, kurz gehaltene, pfefferfarbige Haare. Die Augen waren klein und lauernd, die Nase bog sich schnabelartig dem breiten Munde zu. Sein gelbliches Gesicht war bartlos. Um den Hals hatte er einen seidenen Shawl geschlungen und trug einen weiten Tuchrock mit Verschnürungen. Dieser Vogelmensch hatte eine hohe, klagende Stimme und ein unstillbares Sprechbedürfniß und setzte sich gleich in Scene als der geduldige und heldenmüthige Kranke, der die schweren Leiden, die Gott über ihn verhängt, gern auf sich nähme, wenn sie ihn nur nicht zu einer Plage und zu einer Last für seine Umgebung machen würden. Aber das — das war ihm das Aergste. Er, eine Plage, eine Last, der sein Leben lang ein Centrum gewesen war und gewohnt, zu nützen, zu stützen. Der Reim gefiel ihm, er wiederholte ihn mehrmals. Ich denk' es noch. Was man sich merkt . . . Das Gedächtniß ist ein eigenes Ding . . . Was man sich merkt — was man vergißt! . . .

Er also war gewohnt gewesen, zu nützen, zu stützen. Und jetzt! Ach, wenn seine Kinder nicht wären — ihnen

zu Liebe, die es um ihn nicht verdienten, ließ er so deutlich durchblicken, daß es Einem die Augen ausstach, schleppte er sein elendes Dasein weiter, und that sogar, was eben zu thun Pflicht ist, um es zu erhalten, nur ihnen zu Liebe.

Und nun kam die Krankengeschichte, die lang vor dem A anfing und weit hinter dem Z aufhörte. Alle Augenblicke berief er sich auf seine Tochter und auf die alte Wirthschafterin, die beide anwesend sein mußten bei meinem ersten Besuch. Wenn er so stark aufgetragen hatte, daß ihm die Tünche selbst zu schreiend und zu unwahrscheinlich vorkam, dann sollte seine Tochter die Behauptung bestätigen. Sie erröthete, sie zögerte, brachte die Lüge nicht heraus. Sie sagte: ‚Ja, ungefähr . . . Es wird dir so vorgekommen sein,‘ und seufzte ganz leise und mit unsagbarer Langmuth: ‚Der arme Papa!‘

Was, ‚der arme!‘ Ich beobachtete ihn; wenn sie ihn halb und halb im Stiche ließ, da kochte es in ihm, da sah er sie an, als ob er sie zerreißen wollte. Da begriff ich, wie zornwüthig er werden konnte, der sentimentale Dulder.

Unter einem solchen Blicke schauderte sie, beugte sich aber nicht, gab nicht klein bei. Sie war ein tapferes Geschöpf. In der Stunde schon habe ich sie beurtheilt und hatte an dem Bilde, das ich mir damals von ihr gemacht, auch in der späteren Zeit wenig hinzuzufügen und wenig hinwegzunehmen. Nicht normal, eine Heilige. Heilige sind ja nicht normal. Uebermüdet, erschöpft durch

das Leiden, den fortwährenden Kampf, die fortwährende Selbstbeherrschung. Und schön . . . eine anmuthige, unwiderstehliche Schönheit. Eine Gestalt, hoch und schlank, und wie für die Ewigkeit gebaut. Und die Ansätze der Glieder und des Halses doch so fein, und ein Ebenmaß . . . ihre Bewegungen waren wie Musik. Dunkle, große Augen, und im Gesicht dieser Heiligen etwas von dem keuschen Liebreiz der knidischen Aphrodite."

Er schwieg plötzlich, er saß aufrecht und sah gerade vor sich hin, und das schwankende Licht der Lampe glitt über seine edlen, markigen Züge, und Platow dachte: „Wie prächtig sieht er noch aus als Greis." Er muß ein gefährlicher Mensch gewesen sein und wird dieser Panenka Michaela nicht weniger gefallen haben, als sie ihm. Und stolz und sicher und tüchtig war und ist er, und was er da erzählt von einem Verbrechen, das er begangen hat, glaube ich nicht. „Glaube ich nicht!" rief er laut und weckte den Doctor aus tiefem Sinnen. Der fuhr zürnend auf:

„Was glauben Sie nicht?"

„Daß Sie ein Verbrechen begangen haben."

„Nach Belieben: — ich bin wohl ein alter Gaukler, der auf den Eisenbahnen herumfährt und wildfremden Personen Schauermären erzählt!"

„O, Herr Doctor, o!"

Der Doctor strich mit der Hand über seine Stirn: „Seit Jahren ist ihr Bild nicht mehr so deutlich vor mir gestanden, es war wie im schönsten Traum. Das

dank' Ihnen der Teufel, daß Sie mich geweckt haben ... Aber auch die Andere," setzte er nach einer Weile mit der früheren Lebhaftigkeit hinzu, „die alte Bohuslava, ihr Widerspiel, steht da vor mir in ihrer monumentalen, aber nicht — o gar nicht abstoßenden Häßlichkeit. Groß, starkknochig, mit derben Zügen, unbotmäßigen grauen Haaren, die von allen Seiten unter der runden, bändergeschmückten Haube hervorquollen, und von denen jedes einzelne gegen die göttliche Weltordnung zu protestiren schien. Sie hatte zwei Leidenschaften: Haß gegen ihren Herrn, Liebe für seine Kinder, die Liebe einer Löwenmutter. Wenn Pan Sylvester sie anrief: ‚Bohuslava, weiß Sie noch, besinnt Sie sich noch?' besann sie sich nie, wußte sie nie, verstand ihn zu ärgern, daß jeder Blutstropfen in ihm zu Galle wurde. Dann freute sie sich so offenbar, daß er es merken mußte. Bei solchen Gelegenheiten stieß er sie (wie ich hörte, sogar höchst eigenhändig) zur Thür hinaus, zum Hause aber nicht. Er dachte nicht daran, die alte, unentbehrliche Dienerin zu entlassen, er war ein Gewohnheitspopanz und hatte übrigens ein Bedürfniß nach lärmenden und aufregenden Scenen."

Der Doctor unterbrach sich: „Ein Fluch war der Mensch, ein Fluch für seine Kinder. Er hatte deren drei. Der Aelteste, ein Sohn, ein ernster, tüchtiger Mann, verwaltete die großen Güter, nach den Anordnungen des Vaters, wie der sich einbildete, thatsächlich aber selbständig. Seit drei Jahren schon war er mit einem

liebenswürdigen, jungen Mädchen verlobt, einer vermögenslosen Waise, um die auch ein anderer gut situirter und unabhängiger Mann sich bewarb. Pan Sylvester versagte seine Einwilligung zu dieser Heirath, er wollte durchaus nur von einer wohlhabenden Schwiegertochter etwas hören. Nicht weniger bockig als er war der Vormund des Mädchens, stand ganz auf der Seite des anderen Bewerbers, konnte den Augenblick kaum erwarten, sein verantwortliches Amt als Beschützer seiner schönen, vielumworbenen Mündel los zu werden. Es lag also Gefahr im Verzuge, und Pan Sylvester, dem man endlich eine halbe Zustimmung abgerungen hatte, zog die Sache in die Länge, zögerte, vertröstete. Ja, der verstand zu quälen.

Auf keinem lastete er aber durch sein bloßes Dasein so entsetzlich schwer, wie auf seinem jüngsten Kinde, einem Sohn. Vierzehn Jahre alt damals und auch schön. Der alte Pan hatte lauter schöne Kinder. Nur ein gar so zartes Gebilde, dieser hellblonde Knabe, ein Kind des Alters und der Kränklichkeit. Man hatte gezweifelt, daß seine Mutter noch die Kraft haben werde, ihn zur Welt zu bringen. Acht Tage nach seiner Geburt starb sie. Michaela hatte sich seiner mütterlich angenommen, er war ihr das Liebste in der Welt, der scheue, blauäugige Sylph. Mich ließ er kühl. Ich fragte seine Schwester: ‚Wie geht's Ihrer Treibhauspflanze, Ihrem Herzblatt?‘ Ich neckte sie: ‚Sind Sie auch gewiß, daß er lebt, ein Mensch ist und nicht eine Orchidee?‘ Darüber konnte sie

böse werden, und es war zu herrlich, und ich jubelte und triumphirte. Sie kann doch auch böse werden, gehört nicht zu den puren Geistern, ist nicht bloß eine Heilige.

„Um auf den Jungen zurück zu kommen — der bebte vor seinem Vater, er zitterte, nicht aus Furcht — aus Abneigung. Ein zweiter, so absolut reiner Fall von angeborener, unüberwindlicher Antipathie ist mir nie wieder vorgekommen. Das bißchen Roth, das der Knabe auf den Wangen hatte, verschwand, verwandelte sich in einen grünlichen Schatten, wenn es hieß, der Vater läßt dich rufen. Und gerade für ihn hatte Sylvester eine Art Vorliebe, so viel als er eben haben konnte. Er legte ihm die Hand auf den Kopf, streichelte ihm das Gesicht. Dann durchzitterte den ganzen zarten Körper des Kindes ein rieselnder Schauer . . . peinlich mit anzusehen. Alle sahen es, nur der Urheber der Qual nicht, die sein armes Kind mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, zu verhehlen suchte."

Der Doctor hielt inne — versank in Schweigen. Eine Weile verging, bevor er wieder das Wort nahm: „In diesen letzten Tagen sind allerlei Zufälligkeiten zusammengekommen, die gemacht haben, daß ich an Pan Sylvester öfter denken mußte, als es in Jahren geschah. Er erscheint mir heute doch in einem etwas milderen Lichte als damals . . . Ebenso widerwärtig, aber weniger verabscheuungswürdig. Er war eigentlich kein böser Mensch, er hat seine Bauern nicht geschunden, seine Diener nicht mißhandelt. Er war falsch, bornirt und

egoistisch, und — wie viel Wahre, Gescheidte und Selbstlose laufen denn auf der Welt herum? Im Aeußeren hatte er etwas vom Vogel, im Innern war er wie Blei, so zäh, so schwer — was der lasten konnte! Wo er sich zeigte, da gab's nur ihn, da kam keine andere Individualität zur Geltung, da verlor Jeder das Recht auf sein eigenes Ich."

„Merkwürdig, Herr Doctor," sagte Platow, „ich kenne einen Menschen von derselben Art. Er steht mir fern, Gottlob, aber sehen Sie, den haff' ich. Und wenn ich mit ihm leben müßte, wer weiß, wessen ich fähig wäre."

„Keiner argen Grausamkeit, wenn er nur Ihnen Uebles thäte; wenn Sie ihn aber Eine," — er verbesserte sich: „Andere zu Grunde richten sähen, die Ihnen lieber sind, als Sie sich selbst . . . Nehmen Sie nur an, die Zeiten, in denen das Blei nichts that als lasten und beklemmen, das waren die guten. Die schlimmen waren, wenn es ins Kochen kam und einer der Wuthanfälle eintrat, die kein Ende nehmen wollten. Da zitterte das ganze Haus — unnöthiger Weise. Die Leute hätten aus vielfacher Erfahrung wissen können, daß ihnen nichts geschah. Aber kämpfen Sie die Furcht mit Vernunftgründen nieder, versuchen Sie's!"

Von Neuem ließ er eine Pause eintreten und fuhr dann fort:

„Einmal paßte mir Bohuslava im Vorzimmer auf: ‚Der Pan gefällt mir nicht,' sagte sie.

‚Auch mir nicht,' gab ich zur Antwort.

Sie schwieg lange, legte die Finger auf meinen Arm und sprach in feierlichem Tone: „Zeit wär's, sonst nimmt er sie mit, oder schickt sie gar noch voraus.' Ich wußte, von wem sie sprach. ‚Sie,' das war Michaela. Wie diese ihren Bruder, so liebte Bohuslava ihr Fräulein. Vielleicht noch mehr. Es war eine mit Verzweiflung gefütterte Abgötterei. Die Alte hätte sich für ihre Herrin in Stücke hacken lassen und war nicht im Stande, ihr die kleinste Bitterniß zu ersparen: ‚Haben Sie Augen, Herr Doctor? Fällt Ihnen nicht auf, wie sie aussieht?'

‚Fällt Ihnen nicht auf?' fragte sie mich. Blödsinnige Weibsperson — mich! Freilich, meine eiserne Maske. Es liegt nur eine Generation zwischen Euch und uns, aber der Unterschied ist himmelweit. Für uns war Begehren und die Hand ausstrecken nicht Eins. Daher die geübte Kraft. Ein Arzt braucht mehr Seelenstärke als ein Anderer. Beim ersten Betreten eines Hauses fallen Schranken vor ihm nieder, die man vor den ältesten Bekannten aufrecht erhält. Wenn er Vertrauen gewonnen hat, wie kommt man ihm entgegen, wie wird er erwartet und begrüßt — nur den Geliebten erwartet und begrüßt man wie den guten, geschickten Herrn Doctor, der den unausstehlichen Herrn Papa behandelt . . . Sich hüten! O — kein Narr sein, sich nicht täuschen, das prägte ich mir ein, täglich wenigstens einmal. Ich wurde aber oft dreimal an einem Tage gerufen, und die Ungeduld des Kranken theilte sich seiner Tochter mit. Immer war sie es, die mir entgegen kam, freundlich und wie

aufathmend, und dieses Frauenzimmer da fragte: ‚Fällt Ihnen nichts auf an ihr?‘ Die unnatürlich groß geöffneten Augen, und die Abmagerung und ... Ja, sie bezeichnete die Symptome der Nervenkrankheit, die im Anzuge war, ganz richtig und genau. ‚So hat ihre Mutter angefangen zu sterben. Und sie wird es kürzer machen. Sie war nie so kräftig wie ihre Mutter. O, Herr Doctor! ein Bild der Gesundheit, als sie an den Altar getreten ist, und ein Herz! Kein Engel des Lichts kann besser sein — und nach zehn Jahren nicht mehr zu erkennen. Aufgeregt, zerfahren, kaum noch gut. Aus adeliger Familie waren sie beide, aber sie gebildet, fein, eine Stadtdame, und er — nun, Sie sehen ja. Den Umgang mit Seinesgleichen immer gemieden, da hätte er sich ja doch ein bißchen zusammennehmen, geniren sollen, also — lieber nur mit Untergebenen verkehrt, die sich aus Allem eine Ehre machen mußten. Sie hatte bei Tag keine Freude und bei Nacht keine Ruhe. Diese Auftritte! Mein Schlafzimmer befand sich zu ebener Erde, gerade unter dem ihren. Da hörte ich ihn auf und ab rasen, da schrie und beschimpfte er sie und schwor, daß sie ihn betrüge!‘ Die Alte brach plötzlich ab, ihre Gedanken hatten auf einmal eine andere Richtung genommen: ‚Und sie hat auch keine Ruhe mehr bei Nacht, seit drei Wochen ist sie nicht mehr in ihr Bett gekommen. Sie muß bei ihm wachen.‘ — ‚Wozu denn?‘ rief ich, ‚das ist ja ganz überflüssig.‘ — ‚Aber er will's, das heißt, er gibt zu verstehen, daß er es will. So etwas sagen, Gott be-

hüt's, man muß es errathen und es ihm aufdrängen. Er muß sich wehren können und betheuern: Ich mag es nicht, sie thut's aus Eigensinn. Und weh ihr, wenn sie es nicht thäte. Ihr ärgster Feind könnt' ihr nichts Anderes rathen.' — ‚Ich werde der Komödie ein Ende machen,' sagte ich, ‚ich werde ihm befehlen, eine Krankenwärterin zu nehmen.' — ‚Ja, ja, befehlen Sie das, wenn Sie ihn wollen weinen sehen, befehlen Sie's. Er hat drei Kinder, muß aber eine fremde Wärterin nehmen. Er hat das Haus voll Leute, lauter Leute, die von ihm leben, besser leben als er, und ist auf die Dienste einer fremden Person angewiesen.' — Sie konnte nicht weiter, sie knisterte förmlich vor Indignation. ‚Der Jaroslav' — das war der ältere Bruder — ‚hilft auch mit sie quälen,' begann sie nach einer Weile von Neuem. ‚Er bildet sich ein, daß sie Einfluß hat auf den Vater, der Narr, er kennt ihn nicht, war von klein auf mehr aus dem Haus als drinnen, weiß nicht: Auf den Vater hat Niemand Einfluß, Nie-Nie-Niemand! Ist zur Hälfte Stein, zur Hälfte Teig. Gewinnen Sie dem Stein Mitleid ab, schlagen Sie Nägel in Teig ein! Jaroslav meint, wenn sie nur wollte, wenn sie den Vater bitten wollte, er wartet nur darauf, um nachzugeben. So plagt er sie . . . Der Jüngste plagt sie ebenfalls, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, ohne anders zu können. Er hat vor dem Vater eine Scheu, daß es unnatürlich ist. Auf meinem Arm bekam er einmal Krämpfe, weil der Pan ihn streichelte. Wenn der Pan ihn streichelt, ist's nicht anders,

wie wenn er sich von einer Schlange liebkosen lassen müßte. Er hat es ihr gestanden unter Thränen, und sie ist darüber völlig in Verzweiflung gerathen: O mein Kind, o mein Liebling, so darfst du nicht fühlen, das ist eine große Sünde. Du mußt das überwinden, mein Kind! So predigt sie ihm und leidet mit ihm mehr als er selbst . . . und was thut sie in ihrer Frömmigkeit, diese Heilige? — Sie thut Buße für ihn.'

‚Das auch noch?' Ich weiß, daß ich's geschrieen habe. Ermessen Sie nur. Noch Buße thun. Sie, noch Buße thun! Ich war wie ein Verrückter. Ich ging nach Hause, und mit dieser Nacht begann eine Reihe von furchtbaren Nächten, in denen ich nur den einen Gedanken in mir herumwälzte, immer den einen und denselben Gedanken: Wenn der Mensch nicht wäre! Wenn der Mensch aufhörte zu sein.

O, die Familienmisèren! Dieses Aufgefressenwerden Aller durch den Einen. Immer den Unwürdigsten, denn die Guten fügen sich, geben nach, bringen Opfer . . . Es braucht gar nicht der pater familias zu sein, es kann auch eine Mutter sein, eine Schwester, ein Kind, der oder dem Alles geschlachtet wird. Man braucht sie nicht einmal zu lieben, am Allerwenigsten zu achten. Aber sie haben die Macht, die Vampyre. Irgend ein Vorurtheil gab sie ihnen, ein kränkliches Gefühl von Pflicht, oder auch Furcht vor der öffentlichen Meinung . . . Die Vampyre! Wer weiß, ob diese Aussauger und Auffresser nicht die unbewußten Urheber der Vampyrsage sind."

Platow lächelte: „Sie sind nicht verheirathet, Herr Doctor?“

„Nein.“

„Auch nie gewesen?“

„Nein.“

„Sie haben auch nie daran gedacht, sich zu verheirathen — es niemals heiß und sehnlich gewünscht?“

Der Doctor sah ihn rasch und durchdringend an und antwortete nach kurzem Zögern: „Doch — das heißt, dieser Wunsch hätte heiß und sehnlich werden können, wenn ich ihn nicht im Keim erstickt hätte.“

„Und warum haben Sie das gethan, Herr Doctor? ... Verzeihen Sie,“ setzte er mit dringender Bitte hinzu, „ich sündige auf das Vertrauen, mit dem Sie mich beehrt haben — warum haben Sie diesen Wunsch im Keim erstickt?“

„Die Umstände zwangen mich dazu.“

„Und jetzt, Herr Doctor, denken Sie von dem Glück, das sich Ihnen versagt hat, oder das Sie verschmäht haben, doch gar zu gering, wie das Familienbild beweist, das Sie eben entwarfen. Aber bitte, erzählen Sie weiter von Ihrem Vampyr.“

„Ja, ja, er war einer, ohne Genuß davon zu haben; er gehörte, wie schon gesagt, nicht zu Denen, die bös sind um des Bösen willen. Er hatte keine Freude an der Peinigung Anderer und überhaupt an nichts und nichts vom Leben. Dieses elende und elend machende

Dasein fristen, war in jeder Hinsicht eine undankbare Aufgabe. Und ich unterzog mich ihr seit Monaten und hätte mich ihr noch durch Monate, vielleicht Jahre unterziehen können."

„Können?" wiederholte Platow und starrte ihn angstvoll anklagend an.

Der Doctor hielt den Blick aus, sein Ausdruck wurde streng, seine Rede eisig. „Das Leben dieses Menschen fristen, hieß seine Leiden fristen, seine Kinder unglücklich machen oder tödten. Ich habe ihn aufhören lassen zu leiden und zu quälen. Der Mann, der so Vielen das Dasein verdüstert und vergällt hatte, hat einen leichten, sanften Tod gehabt . . . Und als es geschehen war, wissen Sie, was mir dann unbegreiflich erschien? Meine in Zweifelsqualen durchwachten Nächte, der furchtbare Widerstreit, unter dem der Entschluß gereift war. Was hatte diese furchtbaren Kämpfe, diesen Widerstreit erregt, was hatte mich dem Wahnsinn so nahe gebracht, daß ich dagestanden war Aug' in Aug' mit ihm, mit der entsetzlichen Frage auf seinen Lippen: Bin ich dir schon verfallen? Ist keine Rettung mehr? Lauter drehende Räder im Gehirn, kein Ruhepunkt, kein Lichtstrahl. Und jetzt: Ueberwunden! Was hatte den Conflict erregt? Der Widerspruch zwischen dem anerzogenen Pflichtgefühl und der Pflicht als solcher, der Pflicht an sich. Die hatte ich erfüllt, der war ich gerecht geworden, und eine wonnige Ruhe durchsonnte mich."

Der Mund Platows bewegte sich, aber es drang

kein Laut aus ihm hervor. Nur die großen Augen mit ihrem hellen Kinderblick sprachen: „Hast du mich zum Besten oder dich selbst?“ Er drückte sich tief in seine Ecke, es überrieselte ihn kalt. War er mit einem Irren eingesperrt für den Rest der Nacht, konnte es noch zum Kampfe kommen zwischen ihm, dem Riesen, und dem feinen, kleinen schmächtigen, alten Herrn?

Einen Augenblick nachher staunte er schon, wie dieser Einfall ihm hatte kommen können. Der alte Herr in der anderen Wagenecke sah wahrlich einem Verrückten nicht gleich, war ganz Klugheit, Reife, Ueberlegung. Voll Lebhaftigkeit nahm er seine Erzählung wieder auf.

„Daß der Seelenfrieden, zu dem ich nun gelangt war, anhielt, und daß nicht der kleinste Mißton meine wundervolle Stimmung störte, das dankte ich den herrlichen Kindern. Beim Begräbniß hatte ich sie nur flüchtig gesprochen, war in der Nähe gestanden, ein stiller Beobachter. Der Aelteste war blaß, biß die Zähne fest auf einander; ich wußte, was er empfand: Schmerz, daß er keinen Schmerz empfinden konnte an diesem offenen Grabe. Der Sylph preßte den Kopf an die Schulter seiner Schwester, sah mit Angstaugen um sich, alle bedauerten ihn: ‚Der arme Jüngling, wie traurig er ist, wie ihm bangt nach dem Vater!‘ flüsterten die Leute einander zu. Ich wußte es besser: vor dem Vater bangt ihm. Ihn durchgruselt's: vielleicht sprengt er den Deckel seines Sarges, steht auf, kommt, liebkost mich wieder . . . Und sie — woher sie die Thränen genommen hat, weiß

ich nicht; aber sie hatte Thränen, heiße, kindliche Thränen, um den Peiniger. Sie weinen zu sehen, that mir nicht weh. ‚Es sind deine letzten Thränen,' dachte ich, ‚für lange Zeit. Warte nur, wie du aufblühen wirst in Jugendfrische, einem neuen Glücke entgegenblühen. Du kennst die höchsten Menschengüter noch nicht, ahnst nichts von der Wonne der Freiheit, der Selbstbestimmung, von der ernsten Seligkeit, keinen Richter über dein Thun und Lassen zu haben als dein eigenes Gewissen. Du wirst am Morgen erwachen mit einem Glücksgefühl, dessen Grund du nicht kennst. Aber du wirst es haben, auch wenn du dir nicht gestehst: Der Bedränger ist fort, daher kommt es. Du lagst wie im Grabe, nun ist der Stein gehoben. Das Kellergewölbe, in dem du, eine Lebendig-Todte, vegetirtest, ist gesprengt. Ueber dir blaut der Himmel mit seiner Tagessonne und mit den Sternen der Nacht. Tritt hinaus! lebe! Freue dich deiner Schönheit, deiner Jugend, sie werden nicht welken im Dienste des Absterbenden. Du wirst dein holdes Selbst der Liebe hingeben, der Pflege des Werdenden. Freudige Sorge um Blüthen und Früchte wird deine segensreichen Tage erfüllen.

Köstliche Gedanken — ich hing ihnen nach.

Ins Haus war ich nicht mehr gekommen, und es waren doch schon zwei Wochen seit dem Tode des Pan vergangen. Jaroslav hatte mich mehrmals besucht, immer Grüße von seiner Schwester gebracht und endlich gesagt, es thäte ihr leid, daß ich gar nicht mehr käme.

‚Ist denn Jemand krank,‘ fragte ich, und er antwortete, sie hätten gehofft, daß der Freund sich noch bei ihnen einfinden werde, wenn der Arzt nicht mehr nöthig sei.

Am selben Nachmittag ging ich hin.

Es war im Winter und begann zu dunkeln. Die zwei Laternen vor dem alten Hause, dem schönsten auf dem großen Platze, brannten schon; mir kam es vor, als sähe es weniger finster drein als sonst, als hätten die grauen Mauern ein freundliches Greisenlächeln. Das Thor schien zu sprechen: ‚Bist endlich da; es hat mich gelangweilt, daß du so lang nicht kamst,‘ und öffnet sich, als ich den schweren Klopfer in Bewegung setze, schickt der überstandenen Langweile noch einen Gähner nach und schluckt mich voll Behagen, und ich streichle es im Vorübergehen. Und der kahle Portier mit dem großen Barte und den Schweinsaugen, dessen Stummheit sprichwörtlich geworden ist, hält mir eine Rede: ‚Ach, der Herr Doctor, aber das ist schön, daß man den Herrn Doctor einmal wieder sieht.‘ Auch die anderen Diener, lauter Charakterköpfe, grüßen bis zur Erde, schauen neugierig, zuvorkommend, unterthänig. Ja, das alte Wort: Was du bei den Herren giltst, sagt der Gruß der Diener dir. Auf dem Gange traf ich Bohuslava. Ihr gelbes Gesicht strahlte vor stillem Glück. Ich glaube, wenn der Pan aus seinem Grabe gestiegen wäre, sie hätte ihn umarmt unter der Bedingung, daß er sich nur eiligst wieder zu seinen Vätern versammle. Im Salon fand ich die ganze

Familie. Sie saßen alle beisammen um den Tisch des großen Etablissements, nicht wie sonst, jeder für sich in einem andern Winkel. Das Licht der hohen, mit einem rothen Seidenschirm bedeckten Lampe fiel auf lauter heitere, friedliche Gesichter. Erlöst! Erlöst! schien auch da mir Alles zuzurufen.

Jaroslav und seine liebliche Braut waren über eine Landkarte gebeugt, sie entwarfen den Plan zu ihrer Hochzeitsreise. Er hielt ihre Hand in der seinen, ihre Köpfe berührten sich, zärtlich und glückselig flüsterten sie mit einander. Hinter ihnen stand der kleine, gelbliche, nervöse Vormund und hatte seine Freude an der ihren, hauptsächlich aber an dem Gedanken, daß er jetzt frei von Sorgen sei und nicht mehr in Versuchung komme, seine Mündel unglücklich zu machen aus Gewissenhaftigkeit.

Der schöne Sylph war auch da, schon in den paar Wochen ein weniger ätherisches Wesen geworden . . . Und ihr, der Schönsten, der Liebsten, der Unvergleichlichen, sah ich es auf den ersten Blick an: sie ißt, sie schläft, sie befindet sich auf dem besten Wege zur Genesung. Sie lebt auf und gibt sich wohl keine Rechenschaft von dem Grund, dem sie dieses Aufleben verdankt.

Ich hatte von meinem alten Vorrecht Gebrauch gemacht und war unangemeldet eingetreten. Näherte mich dem Tische. Ein Freudenschrei: ‚Ah — Sie!‘ begrüßte mich. Michaela hatte ihn ausgestoßen. Sie stand rasch auf, kam auf mich zu und reichte mir beide Hände und entzog sie mir wieder plötzlich ganz bestürzt . . . Und

diese Begrüßung, diese Bestürzung, dieses scheue Zurückweichen — waren von einer Beredtsamkeit . . .

Nein, daran hatte ich nie gedacht — das nie für möglich gehalten — nie! Es überkam mich wie ein blendendes Licht, es lähmte mich, ich stand da und schwieg und sah ihr in die Augen.

‚Herr Doctor,‘ sagte sie mit leiser und mühsamer Stimme. ‚Dank, daß Sie doch endlich kommen, daß Sie mir erlauben, Ihnen zu danken für Alles, was Sie für unseren armen Papa gethan haben. Sie waren übermenschlich gut für ihn, geduldig, nachsichtig wie noch kein Arzt vor Ihnen . . .‘

‚Ja, ja, erfinderisch gut,‘ fiel Jaroslav ein, der auch aufgestanden und an die Seite seiner Schwester getreten war. ‚Was Sie ihm an Leiden ersparen konnten, haben Sie ihm erspart. Daß seine letzten Tage fast schmerzfrei gewesen sind, daß sein Tod ein so sanfter war — Ihr Werk, verehrter Herr Doctor, lieber Freund,‘ er betonte das Wort, sah mich wie ermunternd an und setzte mit lächelnder Bitte hinzu: ‚wenn wir so sagen dürfen.‘

Dann habe ich bei ihnen einen unvergeßlichen Abend zugebracht. Es waren liebe Menschen; wohl, sicher, gut aufgehoben fühlte man sich unter ihnen. Sie waren gescheidter, gebildeter, als ich sie geschätzt, nahmen einen bedeutend höheren geistigen Standpunkt ein, als ich gewußt hatte. Das war Alles unterdrückt gewesen, das Alles wäre verkümmert ohne die Befreiung von der erdrückenden Last, unter der sie geseufzt hatten.

Um zehn Uhr wurde der Wagen des Vormunds gemeldet. Er mahnte zum Aufbruch, verabschiedete sich, und ich that dasselbe. Michaela reichte mir die Hand und sagte: ‚Auf Wiedersehen!‘ Und ich sprach mein Bedauern darüber aus, nicht wiederkommen zu können, brachte etwas von einem Ruf ins Ausland vor, dem ich unverzüglich Folge leisten müsse. Ich küßte ihre liebe Hand und beugte mich tief, tief, ich wollte nicht, daß sie mir ins Gesicht sähe.

Ein böser Augenblick und bös die Zeit, die ihm folgte. Man kann so etwas thun, wie das, was ich gethan habe, man kann sich Glück dazu wünschen, im ersten Augenblick und immer, aber belohnen kann man sich dafür nicht lassen.“

„Natürlich nicht. O, das hätte noch gefehlt!“ rief Platow.

„Um mich zur Hölle völlig reif zu machen, meinen Sie?“

Der Reisegefährte senkte den Kopf. Seine beweglichen Züge hatten etwas Starres, Unerbittliches angenommen. Er blieb lange stumm. — „Ich muß Sie noch einmal fragen, Herr Doctor,“ sprach er endlich, „warum haben Sie mir das Alles erzählt?“

„Es kommt von der Zellengenossenschaft; das war schon zwischen uns ausgemacht. Warum haben Sie mir Dinge erzählt, aus denen Sie sogar Ihrer Mutter ein Geheimniß machen?“

„Meine Geständnisse sind ungefährlich.“

„Ja so. Und die meinen von gar heikler Natur.“

„Sie haben mir Ihren Namen nicht genannt, gestehen aber, daß es ein berühmter ist. Ihre Geschichte bietet Anhaltspunkte genug, die mich auf die richtige Spur zu führen vermöchten, und wenn ich nachforschen wollte . . .“

„Könnten Sie mich nachträglich noch vor den Untersuchungsrichter bringen,“ versetzte der Doctor kühl und ironisch. „Sie werden es nicht thun . . . Wenn ich nur noch Einiges so sicher wüßte!“

„Ja, ja, Herr Doctor, Sie können darauf schwören, ich werde keine Nachforschungen anstellen, und es freut mich, daß Sie mir das ansehen. Diese Sicherheit erklärt aber noch nicht, warum . . .“

Der Doctor fiel ihm ins Wort: „Warum ich Ihnen etwas erzählt habe, das ich meinem besten Freunde verschwieg, und das nie wieder über meine Lippen kommen wird? Nun — Sie wissen — meine Gedanken waren all' die Tage von der alten, vergessenen Geschichte erfüllt und hätten sich mit ihr beschäftigt, wenn ich die Nacht hindurch allein geblieben wäre. Da kamen Sie und machten mir den Eindruck eines Menschen, vor dem man ohne Gefahr laut denken kann . . . Dazu eine seltsame Macht: der Reiz des Einmal — und — Niewieder, der uns antreibt, etwas zu thun, das sonst durchaus nicht in unserer Art liegt . . . Endlich — was Niemand besser begreifen wird als Sie“ — schloß er mit einem Lächeln —

„das Beichtbedürfniß, das in jedem Menschen liegt, und das auch einen Irreligiösen plötzlich überkommen kann."

„Nein, Herr Doctor," erwiderte Platow, „ein Beichtbedürfniß war es nicht, denn diesem müßte die Reue vorangegangen sein, und . . ." Er unterbrach sich: „Sie haben vorhin von Pflicht gesprochen, und mir schien es, als ob Sie sagen wollten — oder habe ich Sie mißverstanden? — daß es für besondere Menschen in besonderen Fällen ein Drüberstehen gibt. Das will mir nicht zu Kopf. Ich glaube, Niemand steht über der Pflicht, der ganz ordinären, deutlich vorgezeichneten. Die des Arztes ist: das Leben des Kranken, der sich ihm anvertraute, so lange zu fristen, als er irgend vermag."

„Ganz recht, ganz recht."

„Aus Ihrer Geschichte geht aber hervor . . ."

„Nichts für Andere! Ich protestire gegen jede Nutzanwendung"

„Sehr gut," sagte Platow mit ungewohnter Schärfe, „ein Andrer soll also nicht eine Todsünde begehen, um ein Wesen, das er liebt, vom Tode zu retten."

„Was ein Andrer soll, weiß ich nicht. Ich bin noch nie in der Haut eines Andern gesteckt, ich kann für einen Andern das feine Abwägen nicht vornehmen zwischen Einsicht und Vermögen, äußerem und innerem Zwang und so Vielem noch, aus dem das Sollen eines Menschen sich construirt. — Ich habe gewagt, dem Schicksalsrad in die Speichen zu greifen. Beliebt es ihm, mich dafür zu zermalmen — je nun! Zum Glück darf ich hoffen,

daß die Rache mein Haupt allein treffen wird," sprach er mit heiterer Ueberlegenheit.

„Ich habe Michaela nach Jahren wiedergesehen. Ganz unerwartet. Auf dem Lande. Sie hatte nach Deutschland geheirathet, war zu Besuch bei Verwandten ihres Mannes. An einem meiner glücklichsten Tage habe ich sie wiedergesehen. Nach einer Nacht, in der ich mit schwerer, tückischer Krankheit Minute für Minute um das Leben eines einzigen Kindes gerungen und siegreich geblieben war. Eine Stunde der Ruhe, ein erquickendes Bad, dann ging ich in den Garten. Seelenvergnügt. Es ist nett, wenn man einem Paar schon verzweifelter Eltern sagen kann: ‚Da habt ihr ihn, er lebt, er wird leben.‘ Ich ging also in den Garten und fand sie dort auf einer Bank sitzend, ein prachtvolles Kind auf dem Schoße. Sie wußte, daß ich da war, sagte sie mir, sie hatte ihren Verwandten schon den Trost gegeben: ‚Wenn Der kommt, wird Alles gut.‘ Ich nahm Platz neben ihr, bewunderte ihr kleines Fräulein, und während wir plauderten, guckten aus den Gebüschen nebenan dunkle, leuchtende Augen hervor, und noch ein Mägdlein erschien und ein köstlicher Junge, und noch einer, und im Ganzen wurden es fünf. Eines schöner als das andre, lauter Raffaelische Gestalten. Ja, sie war glücklich. Sie liebte und wurde geliebt und behandelt wie ein Kleinod. Auch Jaroslav war glücklich mit seinem sanften Frauchen und hatte drei Kinder, und verwaltete sein Gut, und war ernst und fleißig und tüchtig. Als ich nach dem Sylph

fragte, lagerte eine schwere Wolke sich über ihre Stirn. Der Sylph war todt. Er war geistlich geworden, in einen strengen Orden getreten, um zu büßen."

„Was zu büßen?"

„Seine einzige Schuld. Unwillkürlich begangen und doch so qualvoll bereut: den Haß gegen seinen Vater, den er bekämpft hatte, so lange er sich von ihm Rechenschaft gab, und der nicht einmal am Grabe des Todten erlöschen wollte. Im Kloster fand seine Seele endlich ihren Frieden, aber der zarte Körper des jungen Mönchs erlag den schweren Kasteiungen, die er sich selbst auferlegte . . ."

„So hat," sprach der Doctor in plötzlich verändertem Tone, „der alte Pan sich doch Einen nachgezogen."

„Danken Sie Gott. Dieser Märtyrer ist im Himmel und betet dort für die Sünder."

„Und das ist gut für die Sünder, meinen Sie?"

„O, Herr Doctor — ja!"

„Sie glauben an die Erlösung der Einen durch die Gebete der Anderen? . . ."

Es war nach Mitternacht, der Zug fuhr in einen großen Bahnhof ein. Die Passagiere verließen die Waggons und drängten in die Restauration, um ein provisorisches Frühstück einzunehmen. Bei der Rückkehr in sein Coupé freute sich der Doctor auf die Fortsetzung des unterbrochenen Gesprächs. Der Slawe mit seiner Frömmigkeit und mit seinen lichten Momenten hatte es

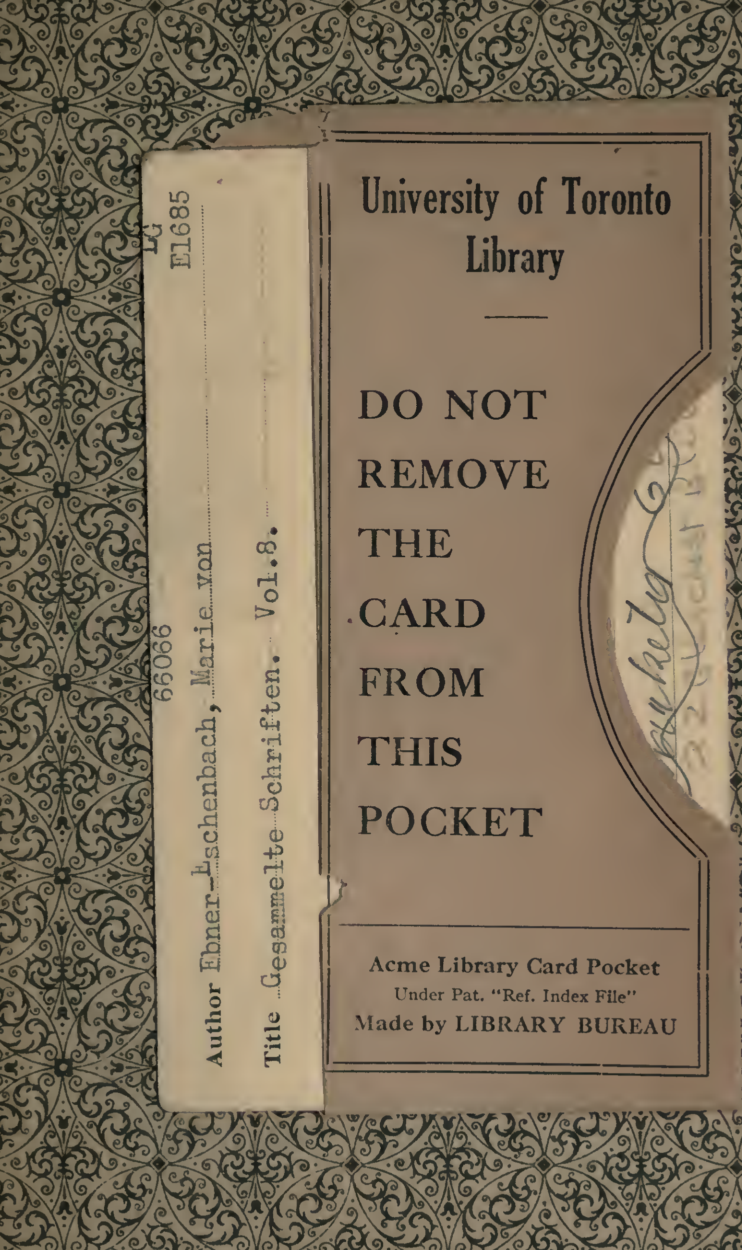
ihm angethan. Zu seinem Erstaunen waren die Effecten des Mitreisenden aus dem Netze entfernt, und als er den eintretenden Schaffner fragte, ob der junge Mann, der früher mit ihm gefahren war, auf der Station zurückgeblieben sei, erhielt er die Antwort:

„Nein, er fährt mit, aber in einem andern Wagen."

Inhalt.

Druck von G. Bernstein in Berlin.




LG
E1685
66066
Author Ebner-Eschenbach, Marie von
Title Gesammelte Schriften. Vol.8.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

